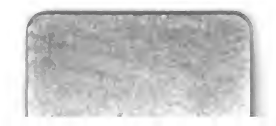
Die Regentschaft Tunis

Rudolf Fitzner







Die Regentschaft Tunis.

Streifzüge und Studien

von

Rudolf Fitzner.

Mit 17 Vollbildern und einer Karte.

Dritte Auflage.



Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1897.



Seinem hochverehrten Lehrer

Herrn Professor Dr. Alfred Kirchhoff

in tiefgefühlter Dankbarkeit

gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Vorwort.

Wer eine Spanne seines Lebens in einem fremden Lande in mehrjähriger Thätigkeit verlebt hat, der wird stets gern an die verflossene, wenn auch oft an Mühsal und Entbehrungen reiche Zeit zurückdenken. Während eines nahezu vierjährigen Aufenthaltes in der Regentschaft Tunis ist es mir vergönnt gewesen, Land und Leute aus eigener Anschauung eingehend kennen zu lernen und mich mit den Sitten und Bräuchen eines der abendländischen Kultur fernstehenden Volkes, das erst seit kaum drei Lustren von einem tausendjährigen auf ihm schwer lastenden Drucke aufzuatmen beginnt, vertraut zu machen.

Die Paschawirtschaft und das elende Günstlingssystem, durch die das Land in der verheerendsten Weise so lange ausgesogen wurde, sind nun auch in diesem Teile des afrikanischen Kontinents endlich durch ein geordnetes Steuersystem und eine gerechte Verwaltung, wie sie nur eine der zivilisierenden Mächte des Abendlandes bringen konnte, abgelöst worden. Das Land hat während der letzten vierzehn Jahre eine tiefgehende Umwandlung erlebt und den klaren Beweis erbracht, daß die reiche Fruchtbarkeit, die gewaltige Lebenskraft, die es in alter Zeit zur unerschöpflichen Kornkammer des weltbeherrschenden Roms gemacht hatte, wenn auch lange künstlich niedergedrückt, sich doch in unverwüstlicher Kraft und Stärke erhalten hat.

Unter diesen Umständen erscheint es gerechtfertigt, das Bild einer jungen Kolonie zu entwerfen, die durch ein so schnelles, ohne jede finanziellen Opfer seitens der kolonisierenden Macht erzieltes Aufblühen überraschen muß.

In der vorliegenden Arbeit ist von einer ausführlichen Schilderung der Hauptstadt Abstand genommen worden, da bereits von verschiedenen Seiten auch in jüngerer Zeit über diese mehrfach berichtet ist, dagegen haben diejenigen Landstriche, die einen hervorragend wirtschaftlichen Wert besitzen und von denen infolge ihrer günstigen geographischen Lage und der gegebenen natürlichen Hilfsquellen in nächster Zeit eine besonders gedeihliche Entwickelung zu erwarten steht, eine eingehendere Darstellung erfahren.

Diesen Landschaftsbildern ist die Wiedergabe von Reiseeindrücken angereiht, von denen einige hier und dort in Zeitschriften und in der Tagespresse bereits veröffentlicht sind, die jedoch, wie ich glaube, ihren Anteil dazu beitragen werden, die Gesamtschilderung des Landes abzurunden und dem Leser das farbensatte Bild nordafrikanischer Landschaft plastisch vor das Auge zu führen.

Berlin, Neujahr 1895.

Rechtschreibung arabischer Orts- u. Eigennamen.

Bei der Rechtschreibung der im Werke enthaltenen arabischen Orts- und Eigennamen ist Verfasser bemüht gewesen, der im Lande durch die einheimischen Behörden selbst geübten Schreibweise Rechnung zu tragen. Um nicht eine zu bedeutende Abweichung von der Nomenclatur der französischen Generalstabskarten, die für alle weiteren Arbeiten auf diesem Gebiet als grundlegend zu betrachten sind, zu erhalten, wurde bei der Transskription, soweit wie dies irgend möglich war, auf die in Algerien übliche Methode Rücksicht genommen.

â, ê, î, ô und û sind gedehnte Vokale. Konsonanten, deren Aussprache von der deutschen abweicht, sind in nachstehender Liste näher gekennzeichnet.

Arabisches Schriftzeichen.	Umschreibung.	Aussprache.
ث	th	wie im Englischen
ج	dj	wie im Französischen
ح	ḥ	stark aspiriertes h
خ	kh	gutturales ch, wie im Worte Bach, Nacht
ذ	ds	wie schwaches th im Englischen
ز	z	weiches s
س	s	scharfes s
ش	sh	wie sch
ص	ç	weiches s, wie im Franz. façon
ض	dh	wie im Englischen
ع	'	Kehllaut im Deutschen nicht wiederzugeben
غ	g	Kehllaut, der zwischen g und r liegt
ق	k	gutturales k

Verzeichnis einiger arabischer Namen.

'abd Diener, Sklave
abiad weiß
'aïn Quelle
bâb Thor
baḥîra großer See
beḥari Norden
belad Stadt, Land, Gegend
beni Söhne, Stamm
bir Brunnen
bordj festes Haus, Schloß
bû Vater
çeġîr klein
dar Haus
deshera Dorf aus Hütten
djâma' Moschee
djebel Berg
djedîd neu
djerîd Dattelpalme
djezîra Insel
duâr Dorf aus Zelten
fondûḳ Karawanserei
gara'a Süßwasserbecken
ġarb Westen
ḥadj Mekkapilger
ḥadjar Stein, Fels
ḥamâda steinige Fläche
ḥammâm Bad
henshir Ruinenstätte
ḥânût Markt
ḳaçba Citadelle
ḳâdi geistlicher Richter
ḳâïd weltlicher Richter
ḳantara Brücke
ḳçar, plur. ḳçur, befestigter Platz
kebîr groß
ḳedîm alt
kef Fels
ḳibli Süden
ḳorneïn zwei Hörner oder Spitzen
ḳudiat steiler Abfall
maġrib Occident
melaḥ Salz, salzig
ramel Sand
râs Kopf, Kap.
saḥel Küstengebiet
sebkha Salzsee, Salzpfanne
sherḳi Osten
shott großer Salzsee
sidi Herr
sûk Wochenmarkt, Marktplatz
tella, plur. tell, Hügelland
tenia Engpaß
ued Fluß
ulâd Söhne, Stamm
um Mutter
zauîya moslemin. Kloster mit Schule
zitûn Olivenbaum.



Kapitel I.

Ausfahrt.

Daheim winterte es sich langsam ein. Leise und dicht sanken die weißen Schneeflocken zur Erde, das Thermometer schwankte um den Gefrierpunkt und es wurde kalt, viel zu kalt für einen, der Jahre lang durch ein warmes Klima am Rande der Sahara verwöhnt worden war. Da hatte ich mich denn kurz zu einer neuen Ausfahrt in den sonnigen Süden entschlossen, hatte den grauen Koffer, einen lieben, treuen Gefährten auf manchen krausen Fahrten, gepackt und den Mittagschnellzug nach Frankfurt bestiegen, der mich in fliegender Eile durch die Gaue des schönen Thüringerlandes führte.

Als ich am anderen Morgen aufwachte, tönten mir die rauhen Klänge allemannischer Mundart entgegen, ich war in der Schweiz, und die deutschen Lande lagen für vielleicht lange Zeit wieder hinter mir. Langsam und bedächtig rollte der Zug jenseits Basel auf einer Notbrücke über die traurig berühmte Birs; auf der Unglücksstätte selbst waren natürlich nach so langer Zeit alle Spuren verwischt, nur der zerrissene Schienenstrang ragte noch mahnend über den Uferrand empor.

Es sind herrliche Scenerieen, durch welche die Jura-Simplon-bahn den Reisenden bis Lausanne führt, das von wilden Schluchten durchzogene Juragebirge mit seinen schneebedeckten Gipfeln und die lieblichen Landschaften am Bieler und Neuenburger See, das alte Preußenland, die Wiege unserer Gardeschützen.

War es tagsüber trübes, regnerisches Wetter gewesen, so gestattete mir ein gütiger Sonnenstrahl, der den Wolkenschleier über dem Genfer See teilte, doch noch einen Blick auf den ehrwürdigen Mont Blanc, der mit seinem greisen Haupte mir einen letzten Abschiedsgruß zunickte.

Die gesegnete Provence durcheilte ich leider in der Nacht und ich hatte mich, so gut dies eben der unbequeme Bau eines französischen Wagens zuließ, dem guten Morpheus in die hartgepolsterten Arme geschmiegt . . . . . „Tarascon“, rief der Schaffner mit durchdringender Stimme und riß die Wagenthür auf; ich schreckte aus meinen Träumen, in denen schlanke Dattelpalmen, Turbanträger, Minarets und braune Schönen mit Glutaugen einen bunten, wirbelnden Tanz aufgeführt hatten, empor und glaubte in jedem Augenblick Herrn Tartarin im Löwenjägerkostüm zu uns hineinsteigen zu sehen. Der aber kam nicht, und wir rollten weiter dem dämmernden Morgen entgegen.

In Marseille war herrliches Wetter. Schnell vertauschte ich den dicken Wintermantel, der mir bisher gute Dienste erwiesen hatte, mit dem leichteren Sommerüberrock und wärmte mich froh in den lichten Sonnenstrahlen, die das heimatliche Winterbild wie einen Traum zerrinnen ließen.

Marseille ist der größte Hafen Frankreichs, über den fast der gesamte indische, afrikanische und südamerikanische Handel zu unsern westlichen Nachbarn führt, und doch keine französische Stadt. Es klingt dies vielleicht absurd, doch es ist in Wirklichkeit so. Wenn man Schiffer, Kutscher, Arbeiter — kurz

das Volk sprechen hört, so möchte man sich fast in einen der norditalienischen Häfen versetzt wähnen. Die Sprache der alten Phokäerkolonie ist ein Gemisch aus Provençalisch mit Spanisch und sehr vielem Italienisch, so daß man bei flüchtigem Hinhorchen Genuesen vor sich zu haben meint.

Der Vollblutfranzose zieht hier eine sehr feine Scheidelinie, und wenn von einem Marseiller gesprochen wird, so erwidert er lächelnd: „Eh bien, c'est un Marseillais, mais il n'est pas Français!“ ebenso wie er nichts mit dem ihm so verhaßten Korsen gemein haben will, dessen felsige Heimatinsel er spöttisch la petite France nennt. Das benachbarte Spanien ist in der Hafenstadt durch eine ziemlich starke katalonische Kolonie vertreten, deren Töchter besonders in Typus und Haartracht von ihren Schwestern jenseits der Pyrenäen kaum zu unterscheiden sind.

Marseille ist eine schöne und eine schmutzige Stadt. Prächtige, saubere Boulevards und Avenuen, auf denen das rege Geschäftsleben pulsiert, durchschneiden dieselbe und geben ihr ein wirklich großstädtisches und internationales Gepräge; aber das Gewirr enger und holperiger Gassen, das sich zwischen den Hauptverkehrsadern ausbreitet, spottet jeglicher Beschreibung. Hier besteht noch die löbliche, patriarchalische Sitte, daß man alles, was man im Hause für überflüssig hält, durch das Fenster auf die Straße wirft, und das sind manchmal ganz wunderbare Sachen, unter denen Frucht- und Eierschalen noch als die angenehmsten zu betrachten sind.

Flüchten wir also mit verhaltenem Atem von diesen Kehrichthaufen, auf die uns frevle Neugier getrieben, entrinnen wir aus dieser mit Knoblauchsgeruch geschwängerten Luft und retten uns in das „Paradies“ der Rue de Paradis. Man wird mir diesen Ausdruck nachfühlen können, wenn ich erkläre, daß er für den Afrikawanderer den letzten „Ausschank

1*

vom Faß" edlen, wohlgepflegten „Hofbräus" bezeichnet, der ihm hier seine gastlichen Pforten öffnet.

Goethe und nach ihm Bismarck sagten einmal: „Ein echter, deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern", nach dem regen Verkehr im „Hofbräu" zu schließen, hat sich auch der Franzose diesen Spruch in Bezug auf die Deutschen und ihr Bier zu eigen gemacht. So weit geht der Chauvinismus des einzelnen nun nicht, als daß er sich einen guten Tropfen versagen sollte, nur weil er eben in Deutschland gebraut wurde. Überdies ist der Marseiller kein so wütender Deutschenfresser, er nimmt nicht teil an dem wilden, sinnlosen Tanze, den in Nordfrankreich große Massen nach der Pfeife einiger weniger Fanatiker ausführen, sondern lächelt mitleidig über die Verblendung seiner erhitzten Landsleute.

Das am Nachmittag für Tunis fällige Dampfboot der Compagnie Générale Transatlantique „Ville de Bône" war ein schönes, stattliches Schiff von 1850 Tonnen mit einer Maschine von 2000 Pferdekräften. Die Speisesalons und Kabinen waren komfortabel, selbst elegant eingerichtet und boten den Reisenden alle Bequemlichkeit. Ich erhielt eine Kabine mit zwei Betten zugeteilt und konnte, da der zweite Platz nicht belegt wurde, ganz frei in meinem Käfig schalten.

Gegen 5 Uhr wurden die Taue vom Quai gelöst und wir dampften durch die östliche Ausfahrt zum Hafen hinaus. Die Scenerie ist hier wildromantisch; mächtige, schroffe Felsmassen steigen jäh aus der an ihnen brandenden Flut empor und zur Rechten erhebt sich mit seinen kahlen Festungsmauern das kleine Château d'If, dessen Name durch Alexander Dumas' Roman „Monte Christo" in ganz Europa bekannt geworden ist.

Der Golfe du Lion hat seine ganz besonderen Launen, und wen der grimme Leu mit seinen Tatzen gepackt hat, den läßt er so bald nicht los. Auch wir wurden etwas geschüttelt,

das Schiff begann recht unangenehm zu schlingern und zu stampfen, aber wir kamen doch so gnädig davon, daß nur einige Damen unserer Reisegesellschaft von dem recht ungalanten Meergott zu einem beschleunigten Rückzuge in ihre Kabinen gezwungen wurden.

An der Abendtafel versammelten sich unter dem Vorsitz des Kapitäns etwa 15 Personen, sämtlich Franzosen, unter denen ich der einzige Ausländer war. Der Zufall der Serviettennummer hatte mich obendrein mitten in eine Gruppe von Offizieren gesetzt. Zur Rechten hatte ich einen Dragoner, zur Linken einen Zuaven und als Gegenüber einen Trainleutnant und einen Militärarzt, ich konnte also in Muße Uniformen studieren.

Als eine besondere Annehmlichkeit empfand ich auf dieser Reise die Einführung des elektrischen Lichtes. Die großen Petroleumlampen pendelten früher in recht störender Weise in kardanischen Ringen über der Tafel, und diese Bewegung übte auf die Nerven der leicht für Seekrankheit empfänglichen Personen meist eine verhängnisvolle Wirkung aus. Durch die Glühlampen wird dieser Übelstand vermieden, der Salon wurde so freier und gemütlicher, und wir hätten unseren Aufenthalt an Bord eines Schiffes vergessen können, wäre die Vibration der Schraube nicht gewesen.

Das Meer hatte sich inzwischen ganz beruhigt, und als ich nach dem Kaffee auf das Deck stieg, da goß der Mond sein magisches Licht über die träumerischen, dunkeln Fluten. Auf dem Deck konnte man sich nur vorsichtig bewegen; denn in allen Winkeln lagen in wollene Decken gehüllte Körper, die bei unvorhergesehener, derberer Berührung mit dem Fuße, wenn man über sie hinweg stolperte, einen menschlichen Schmerzenslaut oder auch einen Fluch von sich gaben. Es waren Rekruten, die in die tunesischen Regimenter eingestellt werden

sollten und von denen sich 300 Mann unter der Führung von zwei Offizieren an Bord befanden.

Am folgenden Tage fuhren wir an den felsigen Küsten von Korsika und Sardinien vorüber. Die See war glatt wie am Abend zuvor, und die Sonne schien uns würdig für unsere Ankunft in Afrika vorbereiten zu wollen. Falb hatte für diese Zeit kritische Tage gemeldet; an den Lofoteninseln mochte es ja vielleicht stürmen, aber für das Mittelmeer traf seine böse Prophezeiung glücklicherweise nicht zu.

Dem schönen Tage folgte eine herrliche, klare Mondnacht, und als ich am nächsten Morgen an Deck kam, da durchschnitt der Dampfer schon den inneren Teil des Golfes von Tunis, und unser Reiseziel lag vor uns. Das gen Norden offene Becken wird im Westen durch das von einem Leuchtturm überragte Kap Karthago und im Osten durch die Berge, die den kleinen Badeort Ḳorbes umgeben, eingeschlossen und bietet ein freundliches, reizvolles Panorama.

Vom Schiffe aus kann man deutlich die Hügel überblicken, von denen das mächtige Karthago einst das Mittelmeer beherrschte und auf deren einem, dem Burgberge, wo die Byrsa stand, sich heute der Monumentalbau einer Kathedrale und das Priesterseminar des bekannten, im vorigen Jahre gestorbenen Kardinals Lavigerie erheben. Im Grunde der Bucht liegt auf schmaler Nehrung das kleine Hafenstädtchen La Goulette, dahinter breitet sich die flache, sumpfige Lagune Sebkha El-Baḥîra aus und vom jenseitigen Ufer derselben schimmert das zwischen niedrigen Hügeln sich einschmiegende, weiße Häusermeer von Tunis zu uns herüber. Den östlichen Teil des Golfes schließen die bizarre Felsmasse des Djebel Reçâç mit ihren scharfen, eckigen Umrissen und der doppelgipfelige Djebel Bû-Ḳorneïn, an dessen Fuße die Thermalquellen von Ḥammâm El-Enf dem Boden entspringen, wirkungsvoll ab.

Weit draußen auf der Rhede ließ das Schiff den Anker fallen, und eine kleine Dampfbarkasse führte mich bald darauf in wenigen Minuten an Land. Die Formalitäten auf der Zollstation wurden schnell erledigt, und ich ließ mein Gepäck von einem der braunen Ḥamals (Träger), die den Reisenden sofort bei seiner Ankunft umringen, nach dem nahe gelegenen italienischen Bahnhofe schaffen, wo ich dasselbe der Obhut eines Beamten übergab.

Das Stündchen, das mir bis zur Abfahrt des nächsten Zuges nach Tunis zur Verfügung stand, benutzte ich, um die wenigen Straßen des kleinen Städtchens zu durchwandern. Die Häuser desselben sind in maurischem, zum Teil auch in italienischem Stil erbaut. Die ersteren besitzen nur ein Erdgeschoß, das einen Innenhof einschließt, haben flache Dächer und ihre Außenfassade wird nur durch eine Thür durchbrochen, so daß sie mehr einem großen, viereckigen Steinblock, denn einer menschlichen Behausung gleichen. Die von Europäern bewohnten Häuser, welche besonders an der die Ortschaft von Süd nach Nord durchschneidenden, mit einer schönen Baumallee bepflanzten Hauptstraße gelegen sind, besitzen ganz den Typus süditalischer Bauten und verleihen La Goulette sehr viel Ähnlichkeit mit einer sicilischen Kleinstadt.

Hat auch der internationale Seeverkehr dem Hafenplatze seinen eigenen Stempel aufgedrückt, so konnte er doch die bunten Bilder orientalischen Lebens und Treibens, das hier dem Fremden zum erstenmal in seiner pikanten Ursprünglichkeit entgegentritt, nicht gänzlich verwischen. Schon hier begegnen uns die Vertreter der verschiedensten Rassen und Nationen, die heute das alte Karthagerland bevölkern: Mauren, Araber, Berber und Sudânneger, Juden und Malteser, Italiener und Griechen, Spanier und Franzosen. Die Hautfarbe wechselt vom zart abgetönten, lichten Braun zum tiefsten

Schwarz, und die leuchtenden Farben der weiten, wallenden Gewänder heben den malerischen Effekt.

Jenseits des kleinen Kanals, der die Sebkha El-Bahîra mit dem Meere verbindet,*) befinden sich verschiedene Arsenale und das Gefängnis der Galeerensträflinge, in welches die schweren Verbrecher aus der ganzen Regentschaft abgeliefert werden. In früheren Jahren kam es öfters vor, daß die Sträflinge plötzlich revoltierten und dann einen kleinen Ausflug in die Umgegend unternahmen. Von dort wurden sie aber jedesmal bald mit bewaffneter Macht wiedergeholt, was sie sich auch meist ganz gemütlich gefallen ließen, wie überhaupt diese Ausbrüche von der Bagnoverwaltung nur als kleine, harmlose Divertissements aufgefaßt wurden.

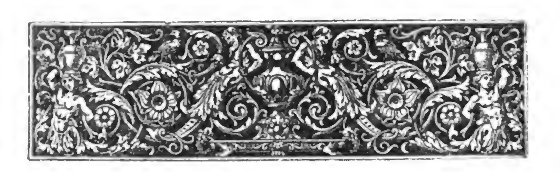
So hatten die Sträflinge kurze Zeit nach der französischen Okkupation wieder einmal einen ungeheuren Freiheitsdrang verspürt und waren, nachdem sie ihre Fesseln gebrochen, in hellen Haufen lärmend durch das Städtchen gezogen. Alle Welt lebte damals in drückender Furcht vor einem Überfall durch räuberische Beduinenhorden und glaubte nun diese im Anzuge. Die Thüren wurden flugs verbarrikadiert, und der Wirt eines Kaffeehauses bat flehentlichst seine Gäste, ihm Hab und Gut zu schützen. Diese zerbrachen in Ermangelung eines Besseren die Billardqueues, bewaffneten sich so mit wuchtigen Keulen und besetzten Thür und Fenster. Als es sich dann aber zeigte, daß es nur harmlose Sträflinge waren, die daher kamen, da schwoll des Wirtes Heldenbrust und —

*) Der Kanal ist durch die Anlage des neuen tunesischen Hafens, der am 28. Mai 1893 eröffnet wurde, bedeutend verbreitert und vertieft worden. Der Kanal, der aus dem Vorhafen bei La Goulette nach Tunis führt, ist 8 km. lang und 6,5 m tief. Das Hafenbecken bei der Hauptstadt hat eine Oberfläche von 12 ha. Die Herstellungskosten betrugen etwa 13 Millionen Franken.

er forderte nun ganz unverfroren von seinen Gästen die Bezahlung der zerbrochenen Queues.

Mein Wartestündchen war abgelaufen, und ich fuhr nun mit der kleinen Bahn, die den Vorortverkehr vermittelt, um den eintönigen Rand der großen Lagune der Landeshauptstadt Tunis El-Khadra, der „Wohlbewachten“, der „schönen Braut des Westens“ entgegen.





Kapitel II.

Die Hauptstadt, jetzt und einst.

Das noch von hoher Festungsmauer wie eine mittelalterliche Stadt umgebene Tunis zerfällt in vier Quartiere, welche früher gleichfalls durch Mauern von einander getrennt waren. Die Medîna oder Altstadt liegt in der Mitte, im Süden lehnt sich an diese die Vorstadt Bâb El-Djezîra und im Norden die Vorstadt Bâb Es-Suîḳa, während die Frankenstadt auf dem Alluvialboden der Sebkha El-Baḥîra im Osten der Altstadt erbaut worden ist. Neun Thore durchbrechen die äußere Stadtmauer und sieben Pforten führten ehemals aus der City in die Vorstädte, doch die Entwickelung des regen Verkehrslebens hatte wenigstens die innere Ringmauer umzustürzen vermocht und an ihrer Stelle breite Straßen angelegt, so daß heute zum Teil nur noch ihre alten Namen, wie das Hallesche und Potsdamer Thor in Berlin, an die einstige Existenz der Thore mahnen.

Die Höhen um die Stadt sind mit Festungswerken gekrönt: im Süden Bordj Sîdi Ben Ḥassen und Bordj El-Manubîa, im Westen Bordj Filfil und Bordj El-Andelûs, im Nor-



Albert phot.

Das Bâb El Bahar (Seethor) in Tunis.

den auf den Höhen von Belvedere zwei kleinere Redouten. Nach dem See zu wird der Fortifikationsgürtel durch eine Strandbatterie und das alte spanische Kastell auf der kleinen Insel Shikli inmitten des Sees abgeschlossen. Alle diese Bauten haben heute jede Bedeutung verloren und werden zum Teil noch als Kasernements benutzt.

Die schöne breite Avenue de la Marine, in ihrem unteren Teile Avenue de France genannt, durchschneidet die saubere Frankenstadt in ihrer Längsrichtung von Ost nach West und trifft am Bâb El-Bahar (Seethor) auf die Altstadt. Durch das Straßengewirr dieser sich hindurchzufinden ist für einen Neuling mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft; denn die schmalen Gassen ziehen sich in vielen bizarren Windungen dahin und entsenden nach rechts und links eine Anzahl winkliger Sackgassen, in denen sich zu verrennen ein wahres Vergnügen ist. Die Stadtverwaltung hat in den letzten Jahren fast überall Straßenschilder in französischer und arabischer Sprache anbringen lassen, und so wird die Orientierung schon etwas leichter, wenn auch nicht leicht. Für die meisten europäischen Reisenden dient der Börsenplatz jenseits des Seethores auf dem sich ein Teil der europäischen Geschäftswelt am Morgen versammelt und von dem aus eine Anzahl enger Gassen strahlenförmig in die Altstadt führt, als Ausgangspunkt bei der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten.

Die Rue de l'Eglise, nach der in ihr belegenen ersten katholischen Kirche benannt, mündet allmählich aufsteigend in die Bazare (arab. Sûk) und versetzt uns unmittelbar in das interessanteste Viertel von Tunis, in den Brennpunkt des Treibens der Eingeborenen.

Alle Erzeugnisse der Regentschaft liegen hier vor uns aufgespeichert, und hier treffen wir die Repräsentanten aller Völkerschaften des Magrib (des mosleminischen Occidents),

eine bunte Völkerkarte: Tunesen, Kabylen und Mozabiten aus Algerien, Marokkaner, Tripolitaner, Händler aus dem Belad El-Djerîd, von der Insel Djerba, aus dem Sûf, von Ġadâmes, Ġât und dem Sudân, Ägypter und Syrer, alle in Tracht und Typus verschieden. Unter den Moslemîn des afrikanischen Nordens besitzt Tunis einen hohen Ruf; es ist der Hort der Wissenschaften und tonangebend in Geschmack und Mode, ein nordafrikanisches Paris.

Die tunesischen Bazare bilden eine permanente Landesausstellung, in der wir alles, was der Boden trägt, was des Menschen Hand erzeugt, vertreten finden. In wenigen Stunden kann der Liebhaber hier eine hochinteressante Sammlung von Natur- und Kunsterzeugnissen erstehen und einen Überblick über den wirtschaftlichen Zustand des Landes gewinnen.

Wahrhaft bezaubernd und berückend ist der erste Eindruck, den das tunesische Bazarleben auf den Fremden ausübt.

Während in der Unterstadt das europäische Element das vorwiegende geworden ist und unsere moderne Kultur auch dort bereits stark ihren nivellierenden Einfluß gezeigt hat, ist hier das Leben und Weben des Morgenlandes in seiner vollen Eigenart erhalten geblieben.

Sinnverwirrend ist das bunte Bild, das sich hier vor dem staunenden Besucher aufrollt. Schmale Gassen, auf beiden Seiten von einer unabsehbaren Reihe von Läden eingefaßt, schieben sich zu einem wahren Labyrinth zusammen, in dem drängend und treibend, handelnd und feilschend eine dichte Menge von Turbanträgern hin- und herwogt. Die Marktgänge sind überwölbt, und durch die kleinen, viereckigen Lichtschachte in der Decke schießen vereinzelte Sonnenstrahlen, die in dem magischen Halbdunkel träumerisch zerfließen.

Ernst und gravitätisch sitzen die Verkäufer auf einem Teppich inmitten ihrer Schätze. Die Läden (arab. ḥanût)



Alber phot.

Der Sûk El 'Attârîn (Bazar des Wohlgeruchs) in Tunis.

haben oft nur wenige Fuß im Geviert, und der Besitzer vermag fast alle Waren mit der Hand zu erreichen, ohne sich vom Platze zu rühren. Man sieht ihn stundenlang mit untergeschlagenen Beinen in der dem Europäer so unbequemen Stellung kauern und mit den Kunden oft um weniger Pfennige willen hartnäckig herumhandeln.

Die Bazare sind nach den Gewerken eingeteilt und haben auch hauptsächlich von diesen ihre Namen erhalten. In dem Sûḳ El-Shâshîya wird die Kopfbedeckung der Orientalen, der rote Fez (hier shâshîa genannt) verkauft und vielfach auch angefertigt; denn die Läden dienen nicht nur für den Verkauf, sondern sehr oft auch als Werkstätte. Es bietet sich so dem Beobachter eine treffliche Gelegenheit, näheren Einblick in das Wesen und den Betrieb der verschiedenen Handwerke zu gewinnen und die benutzten Rohstoffe und Werkzeuge kennen zu lernen.

Im Suḳ El-Irbâ, dem ehemaligen Sklavenmarkte, werden Geschmeide, Arm- und Beinringe und all der oft recht nichtige Tand, der das Herz einer Tunesin schneller pochen macht, feilgeboten. Die beiden vornehmsten Bazare sind der Sûḳ Eç-Çorra und der Sûḳ El-'Attârin. Der erstere ist der Bazar der Juwelenhändler, unter welchen sich sehr viele, meist an ihrem blauen Turban erkenntliche Juden befinden; in früheren Jahren sind hier ungeheure Summen umgesetzt worden, doch jetzt hat das Geschäft sehr nachgelassen. Die Zeit unsinniger Verschwendung, welche von tunesischen Würdenträgern und europäischen Abenteurern in wildem Wettlaufe geübt wurde, ist vorüber, und die Neuzeit lehrte den Tunesen, daß es noch bessere Kapitalsanlagen als den Erwerb von Juwelen giebt.

Der Sûḳ El-'Attârîn ist der Bazar des Wohlgeruchs; alle lieblich duftenden Erzeugnisse Nordafrikas, Arabiens und Indiens finden wir hier vereint: Rosen- und Jasminöl, Essenzen

aus Nelken, Kassis und Geranium, duftende Wasser und Räucherwerk, Moschus, Ambra, Benzoë, Lavendelblüten und Civet, Ḥennah, die getrockneten Blätter der Lawsonia inermis L., zum Rotfärben der Hände und Füße, Koḥol zum Schwärzen der Augenwimpern und Brauen, dazu bunte und vergoldete Wachskerzen in phantastischen Formen.

Dieser Bazar lehnt sich in würdiger Weise an die Nordseite der Djâmâ' Ez-Zitûna, der größten und vornehmsten Moschee von Tunis, deren viereckiges, massives Minaret stolz aus dem Gewirr der niedrigen Marktgassen aufsteigt.

In dem nahegelegenen Bazar der Seidenhändler, dem Sûḳ El-Ḥarirîya haben sich schon vielfach Lyoner Fabrikate eingedrängt, doch sehen wir auch noch die herrlichen, schön gefärbten heimischen Stoffe, unter denen besonders zarte, fast wie Spinngewebe dünne Tücher unsere Aufmerksamkeit fesseln, reichlich vertreten.

In den Gängen dieses Bazars haben sich auch die jüdischen Raritätenhändler eingenistet, deren kleine Läden zu betreten der Reisende kaum zu widerstehen vermag. „Fremdling, stopfe Wachs in deine Ohren und lausche nicht den süßen Worten des Ebräers!“ Die Versuchung zum Kaufe ist aber eine zu große, auf engstem Raume umgiebt den Besucher ein ganzes ethnographisches Museum; die herrlichsten Altertümer, Funde aus alten Gräbern, Lampen, Münzen, Schwerter, Thonkrüge aus karthagischer und römischer Zeit, Damaszener Klingen, Lanzen, Dolche, deren Griff und Scheide mit Edelsteinen übersäet sind, Teppiche von Ḳairuân, Smyrna und Persien, Messinggefäße in getriebener Arbeit, Holzgeräte mit Perlmutter-Inkrustationen, alte Gewänder und schwere Seidenstoffe, deren Farbenpracht das Auge berauscht, breitet der listige Orientale vor dem bewundernden Fremden aus, und selten verläßt dieser das kleine Gemach, ohne mit schwerem

Seufzer über die hohen Preise seinen Beutel um einige Goldstücke erleichtert zu haben.

Leider dauert die Freude über den Erwerb der schönen Sachen oft nicht lange, denn in der Heimat wird dann gewöhnlich von Kennern haarscharf nachgewiesen, daß die karthagischen Thonkrüge auf der Drehscheibe eines wahrscheinlich noch heute lebenden tunesischen Töpfers gestanden haben und daß die Seide über die Webstühle von Lyon gelaufen ist.

Der Ehrlichste unter den Treulosen ist noch der reiche Barbuschi, ein Maure, der große, sich über den ganzen mosleminischen Orient erstreckende Handelsbeziehungen unterhält. Von diesem kann man alles erhalten, wenn man ihm die erforderliche Zeit läßt und — gut bezahlt. Ein abendländischer Prinz wünschte während seines Aufenthaltes in Tunis auch eine Pantherhaut zu erlangen, um diese daheim als Jagdtrophäe zu zeigen. Barbuschi sandte Jäger ins Gebirge an der algerischen Grenze, und wenige Tage später konnte er dem Prinzen ein ganz frisches, fast noch rauchendes Pantherfell überreichen, welches dieser nun schon in Tunis als seine Jagdbeute ausgeben konnte.

Allmählich aufsteigend gelangen wir durch den Sûḳ Et-Turk, aus dem die Türken schon seit langen Jahren verschwunden sind, und in dem heute aus Europa importierte Artikel verkauft werden, zum Dar El-Bey, dem großen Stadtpalast des Herrschers von Tunis. Derselbe ist ein schwerfälliges und von außen schmuckloses Gebäudeviereck, dessen Inneres jedoch mit seinen Höfen und Treppen von Marmor, den Säulenarkaden und den herrlichen Stuckarbeiten in Gips, welche mit denen in der berühmten Alhambra wetteifern, den maurischen Stil in der würdigsten Weise zum Ausdruck bringt.

Wenige Schritte vom Dar El-Bey entfernt und nur durch einen mit Bäumen bepflanzten Platz von diesem getrennt er-

hebt sich die Kaçba, die Citadelle von Tunis, welche, im äußersten Westen der Stadt auf einem Hügel erbaut, diese beherrscht, und deren Besitz in allen Wechselfällen der Geschichte auch für die Herrschaft in der Stadt maßgebend gewesen ist.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1535 in der Ebene von Auîna gegen die Truppen des tunesischen Usurpators Chaireddyn kämpfte, da sank der Halbmond auf den Zinnen der Kaçba und an seiner Stelle erhob sich das Kreuz und flatterte die Fahne des Kaisers. Bei ihrem Anblick wandten sich die tunesischen Truppen zur Flucht, und der Kaiser hielt seinen Einzug in Tunis, jubelnd begrüßt von den Christensklaven, die ihre Fesseln gebrochen und den Halbmond auf der Citadelle gestürzt hatten.

Tunis hat, ebenso wie Konstantinopel und Kairo seinen Janitscharenaufstand gehabt, und während desselben ist der größte Teil der Citadelle in Trümmer gelegt worden. Die am besten erhaltenen Gebäude hat jetzt die französische Heeresverwaltung für sich in Verwendung genommen und auch einen Teil des in Tunis garnisonierenden Zuavenregiments daselbst kaserniert.

Unter den wenigen kleinen, öffentlichen Plätzen, die Alttunis besitzt, nimmt der Platz El-Halfauyn, der Platz der Halfa-Flechter, inmitten der Vorstadt Bâb Es-Suîka, die vornehmste Stelle ein; an ihm sind die stattliche Djâmâ Çâhib Et-Taba (die Moschee des Großsiegelbewahrers, und der Palast des früheren Premierministers Muçtafa Khasnadâr, des großen Millionendiebes, gelegen.

In den Nächten des Ramadhhân, des mosleminischen Fastenmonates, spielt sich auf diesem Platze ein Leben ab, das lebhaft an die thüringischen Vogelschießen erinnert; Karussells und Schaubuden, in denen Puppentheater und Karakus, das kindliche und doch obszöne Schattenspiel für

wenige Kharruben zu schauen sind, bedecken den Platz. In den Gängen zwischen ihnen haben Kuchen- und Zuckerbäcker ihre Zelte aufgeschlagen und sind dicht von Fliegen und kleinen, geputzten Tunesen umschwärmt, nur die Röstwürstchen fehlen, aber an ihrer Stelle zischt auf dem Roste Hammelfleisch, und aus den Pfannen der unter freiem Himmel eingerichteten Volksküchen steigt ein so branstiger Duft, daß Thränen stillen Heimwehs dem Auge entquellen.

Doch nur während des Ramadhân wird der sonst recht solide Tunese, wie seine übrigen Brüder in Mohammed, zum Nachtschwärmer; während der übrigen elf langen Monate des Jahres fällt er garnicht der Versuchung anheim, mit seiner treuen Ehehälfte — er hat trotz aller Weitherzigkeit des Korâns meist nur *eine* Gattin, die ihm schon oft genug zu schaffen macht — einen Verzweiflungskampf um den Besitz des Hausschlüssels zu führen.

Die schöne Gasbeleuchtung, die heute den verlassensten Winkel der tunesischen Hauptstadt erhellt, ist erst eine Errungenschaft der Neuzeit. In der guten alten Zeit, die noch gar nicht so lange hinter uns liegt, verhüllte eine dichte Finsternis mitleidig die Unebenheiten des Straßenpflasters, wenn nicht eben Mondschein im Kalender stand. Veranlaßten nun besondere Umstände einen tunesischen Bürger zu nachtschlafender Zeit, die kurz nach Sonnenuntergang begann, das Haus zu verlassen, so ließ er sich von seinem Diener eine große Laterne vorantragen, oder nahm eine solche auch selbst in die Hand. Das bedingte nicht die eigene Vorsicht allein, sondern auch die strenge Polizeivorschrift.

Wer ohne ein kleines Öllämpchen, das Zeichen bürgerlicher Unbescholtenheit, von den Dienern der heiligen Hermandad im Dunkel der Nacht auf der Straße angetroffen wurde, wurde kurzer Hand ins Gefängnis gesetzt, wo er so lange

verblieb, bis er den Beweis seiner Unschuld erbringen konnte, und das dauerte manchmal lange.

Die Polizei war schon vor dreißig Jahren trefflich organisiert und sorgte für völlige Ruhe und Sicherheit in der Stadt. Sie war die Schöpfung des damaligen tunesischen Polizeichefs — ich habe seinen genauen Namen leider vergessen — eines der verdienstvollsten Beamten der Regentschaft. Vornehm und taktvoll, weise und gerecht, vereinigte dieser Würdenträger alle Vorzüge eines Moslem in seiner Person und bildete einen freudigen Gegensatz zu so vielen seiner Kollegen am Hofe des Bey, denen Grausamkeit, Genußsucht und Habgier den letzten Rest ihrer menschlichen Würde geraubt hatten. Der Ferik war über alles, was sich in der Stadt ereignete, auf das schnellste und eingehendste unterrichtet, seine Detektives waren vorzüglich geschult, und er selbst kannte die zahlreichen unlauteren Elemente seiner Stadt auf das genaueste. Selten brach die Dämmerung herein, ohne daß die Teilnehmer an einer in der letzten Nacht verübten Übelthat sicher hinter vergitterten Fenstern saßen. Selbst gegen hochgestellte Sünder, die im bestechlichen Orient das Volk in der schamlosesten Weise, ohne je eine Strafe zu fürchten, aussaugen und betrügen konnten, ging er rücksichtslos vor.

Eines Morgens kam ein jüdischer Stoffhändler vor seinen Stuhl und klagte ihm unter Heulen und Weinen, daß er gestern dem Sheikh Ahmed, einem hohen Beamten, einen prächtigen, weißseidenen und mit silbernen Streifen durchwirkten Stoff zum Kaufe angeboten hätte. Der Sheikh hätte ihm bedeutet, den Stoff bei ihm zu lassen, er wolle ihn seiner Frau zeigen. Als er nun heute Morgen um Bescheid gebeten, hätte der Sheikh kurzweg geleugnet, den Stoff überhaupt empfangen zu haben und ihn bös angefahren.

Der Ferik führte den Juden in ein kleines, durch einen

Teppich vom Hauptsaal geschiedenes Zimmer und hieß ihn dort warten, zum Sheikh sandte er einen Boten und ließ ihn zu sich bitten, um ihm eine wichtige Mitteilung zu machen. Als der Sheikh eintrat, erhob sich der Ferik, ging dem Herrn entgegen und bot ihm den Salâm. Dann wurde das zwischen den Orientalen übliche Frage- und Antwortspiel, in dem man sich nach dem Ergehen aller Angehörigen der beiden Familien mit peinlicher Genauigkeit erkundigt, erledigt, und die beiden Beamten nahmen Platz.

„Ich weiß nicht," hub der Ferik an, „mir ist seit einigen Tagen nicht recht wohl, so habe ich gestern abend keinen Bissen über die Lippen bringen können; wie geht es dir, mein Freund?"

„Oh, Allah segnete meinen Appetit," entgegnete mitleidig lächelnd der Sheikh, „ich habe gestern einen guten Kûskussû mit Huhn und eine ausgezeichnete Shikshûka mit Karauîya gespeist, sie haben mir trefflich gemundet."

„Entschuldige einen Augenblick," unterbrach der Ferik den Redefluß des selbstgefälligen Sheikhs, „ich vergaß meinen Leuten einen Befehl zu geben." Dann winkte er einen der im Zimmer harrenden Spahis (arab. Çebâïhi) heran und flüsterte diesem ins Ohr:

„Lauf', so schnell dich deine Füße tragen, in das Haus des Sheikh und sage zu dessen Frau: Atîni amâra*), ihr

*) „Atîni amâra" ist eine eigentümliche in Tunis gebräuchliche Sitte. Da viele Männer und fast alle Frauen des Lesens und Schreibens unkundig sind, so helfen sich die ersteren, wenn sie eine wichtige Bestellung an ihre Frau zu senden haben, damit, daß sie dem Boten die am Abend zuvor gespeisten Gerichte mitteilen. Auf diese Weise weiß die Frau, daß kein anderer als ihr Gatte der Auftraggeber ist und sie dem Boten Vertrauen schenken darf.

Diese Sitte benutzt der Beamte hier mit seiner List, um den Sheikh seiner Schuld zu überführen.

Gebieter, der gestern abend Kûskussû mit Huhn und eine vorzügliche Shikshûka gegessen, heiße sie, dir den gestern gekauften weißen Seidenstoff mit Silberstreifen zu geben."

Der Diener entfernte sich eilends, und der Ferik wußte den Sheikh mit dem den Orientalen eigenen, diplomatischen Talente so lange festzuhalten, bis der Bote mit dem Stoff zurückgekehrt war, den er vor seinem Herrn ausbreitete. Mit einem Jubelschrei sprang der Jude aus seinem Versteck hervor und warf sich dem Ferik dankend zu Füßen. Der Sheikh fuhr erbleichend zurück.

„Nimm deinen Stoff und verlaß uns!" gebot der Ferik dem Juden, der diesem Befehl unter heißen Dankesworten, aber mit unglaublicher Geschwindigkeit nachkam — „und dir, lieber Freund," sagte er zum Sheikh, „rate ich, bei deinen Einkäufen etwas rechtlicher zu verfahren, sonst würde ich mich in die unangenehme Notwendigkeit versetzt sehen, das Gesetz gegen dich in Anwendung zu bringen. Für diesmal sei es damit genug."

Wutbebend über die erlittene Schmach verließ der Sheikh das Audienzzimmer und der Ferik hatte seine Feinde am Hofe um einen vermehrt. Doch das kümmerte diesen wenig, er verfolgte den Weg, den ihm Pflicht und Gewissen zeigten, eine seltene Ausnahme in dem moralisch versumpften Lande.

Die Rechtsprüche des Ferik wetteiferten oft mit denen eines Salomo und wurden an Originalität fast nur durch die des Khalîfa von La Goulette, eines alten Türken, der dort das Amt eines Richters verwaltete, erreicht. Vor diesem erschien eines Tages ein Araber, der gegen einen Glaubensgenossen, welcher ihm die kleine Summe von 45 Piastern schuldete, Klage führte, weil dieser ihn nicht bezahlen wollte. Der Khalîfa ließ den Verklagten vor sich kommen.

„Bist du diesem 45 Piaster schuldig?“ fragte er mit schwerem Stirnrunzeln.

„Jawohl, Herr.“

„Nun, warum willst du ihm das Geld nicht zurückgeben, du Sohn einer Hündin?“ schrie er den Geängstigten an.

„Höre, Herr!“ stotterte zitternd der Schuldner, „wir sind übereingekommen, daß ich monatliche Abzahlungen von fünf Piastern mache. Ich bin ein armer Lastträger, der von seiner Hände Arbeit lebt; wenn ich nun das Geld am Beginn des Monats zusammen hatte, so konnte ich trotz besten Willens meinen Gläubiger niemals finden und schließlich mußte ich, wenn mir die Arbeit fehlte, das Geld für die Meinigen ausgeben.“

„Hm, so liegt die Sache,“ brummte der Türke und fuhr sich in seinen struppigen Bart. „Nun gut, führt mir den da, den Kläger, ins Gefängnis, und du gehe hin, arbeite und spare, du weißt jetzt, wo du deinen Gläubiger finden und deine Schulden bezahlen kannst.“

Eine friedliche Einigung der beiden Parteien war die schnelle Folge des drastischen Richterspruches.

Die Zeiten, in denen schlechtes Gewicht und falsches Maß mit Handabhacken und Ohrenabschneiden bestraft wurden, sind längst verflossen, und die Ära lustiger Prügel, bei denen jeder Stockhieb mit einem kräftigen Spruche: „dies, weil du gegen Allahs Gebote gesündigt“, „dies, weil du deinen Nächsten betrogen“ u. s. w. begleitet wurde, sind nun auch vorüber; heute wird der Missethäter in Geldbuße genommen oder ins Gefängnis gesetzt.

Die Polizei ist jetzt nach französischem Muster eingerichtet, die Beamten sind teils Franzosen, teils Eingeborene. Unter den ersteren befinden sich besonders viele Korsen, die sich wegen ihrer Kenntnis der italienischen Sprache be-

sonders für den Sicherheitsdienst eignen. Die eingeborenen Elemente der hauptstädtischen Bevölkerung sind durchschnittlich recht friedfertiger Natur; am meisten machen der Polizei die Sicilianer, vielfach recht verdächtige Subjekte, denen der vulkanische Boden ihrer Heimatinsel zu heiß geworden ist und welche die unheimliche Thätigkeit der Camorra und Mafia nach dem nahe gelegenen Tunis zu verpflanzen suchen, zu schaffen. Kaum eine Woche vergeht, ohne daß man von einer blutigen Messeraffäre oder unvermuteten Revolverschüssen hört. Der bessere Teil der italienischen Kolonie, unter denen sich hochangesehene Kaufleute und Grundbesitzer befinden, leidet selbst schwer unter dieser Landplage, denn von der französischen Presse wird in tendenziöser Weise stets die Gesamtheit für die Missethaten einzelner verantwortlich gemacht.

Die Ziffer der in der Regentschaft ansässigen Italiener ist eine recht hohe und überschreitet reichlich das zehnte Tausend. Die italienische Kolonie setzt sich aus zwei verschiedenen Elementen, aus vollblütigen Italienern, die nach Tunesien eingewandert oder hier von italienischen Eltern geboren sind, und aus Israeliten, die sich in der beylikalischen Zeit unter den Schutz Italiens gestellt haben, um den eigenmächtigen Erpressungen der tunesischen Gewalthaber zu entgehen, zusammen.

In Tunis zählt man gegen 30 000 Juden, die sich ihrer Abstammung nach in alttunesische Ihûd tuänsa und livornesische Juden, Ihûd El-Grâna teilen. Die Alttunesen haben meist die orientalische Tracht, in der die blaue Farbe eine vorherrschende Rolle spielt, bewahrt, während die Livorneser schon vielfach die europäische Kleidung angenommen haben, zu der sie jedoch eigentümlicherweise meist den Fez tragen.

Die jüdischen Frauen fallen dem Fremden sofort durch ihre phantastische, dabei aber geschmacklose Tracht auf. Weiße,

unter dem Knie abschließende Leinenhosen umschmiegen eng das üppige Bein, eine faltige Seidenbluse von granatroter, himmelblauer, schwefelgelber oder smaragdgrüner Farbe hüllt die Brust ein, und auf dem Haupt thront eine golddurchwirkte, hohe Spitzmütze, wie sie im Mittelalter die Bräute adeliger Herren in manchen Gegenden trugen. Um das Haar ist ein Kopftuch geschlungen, das bei den alttunesischen Jüdinnen weiß, bei den Livorneserinnen mit einem orangefarbenen Streifen durchwirkt ist.

Von weitem könnte man diese Damen für Balletteusen im Tanzkostüm halten, doch die übergroße Leibesfülle der meisten unter ihnen würde der Ausübung der Kunst Terpsichores in unserem Sinne ein gebieterisches Halt entgegensetzen. Der alte Spruch, daß der Geschmack ein eigen Ding ist und über jeder Diskussion steht, erhält hier einen neuen Beweis; denn bei den tunesischen Juden wird die Schönheit gewogen!

Es ist entsetzlich, wie viel schweren Schönheiten man in den Straßen von Tunis begegnet, und die milesische Venus verhüllt ob ihrer schlanken Gestalt beschämt das Haupt. Welchem verächtlichen Achselzucken würde wohl Sarah Bernhardt bei ihren tunesischen Glaubensgenossen begegnen?

Die jungen Mädchen im Alter bis zu 14 Jahren sind oft von einem bezaubernden Reiz. Ihren schlanken, zartgebauten Gliedern steht das Nationalkostüm, das die fetten Frauen so häßlich erscheinen läßt, ganz prächtig. Tiefe, dunkle Gazellenaugen schauen aus dem feingeschnittenen Antlitz, über dem der schwermütige, sehnsüchtige Hauch, der den Kindern einer uralten, unvermischten Rasse eigen ist, hingegossen liegt, und die Bewegungen zeigen eine seltene, natürliche Grazie. Leider schwindet dieser Reiz nur allzuschnell; denn sobald das Mädchen in das mannbare Alter getreten ist, wird es für die Ehe „präpariert".

Die Vorbereitung für diese besteht darin, daß das junge Mädchen ganz systematisch Tag und Nacht unter Beobachtung einer strengen Diät mit Mehlspeisen, Öl und Datteln wie eine Gans genudelt wird, mit welchem braven Tiere es dann auch bald eine große Ähnlichkeit im Gange erreicht. Je schwerer die holde Maid ist, desto mehr Aussichten gewinnt sie, eine gute Partie zu machen.

Früher waren die Juden auf ein eigenes, schmutziges und übelriechendes Viertel El-Ḥâra, im Nordosten der Altstadt beschränkt, wo sie auch einen eigenen Bazar, den Sûḳ El Grâna (Bazar der Livorneser), besitzen; in der Neuzeit haben sie aber die alten, lästigen Schranken durchbrochen und sind nun in allen Teilen der Stadt anzutreffen.

Das Geschäft ist jetzt in regelmäßige Bahnen gelenkt worden, große Handelshäuser betreiben die Ein- und Ausfuhr in der rechtschaffensten Weise, und die mißgünstige Voreingenommenheit gegen Tunis, welche fast in ganz Nordeuropa herrscht, lastet nunmehr zu Unrecht auf dem Lande. Vor zwanzig oder dreißig Jahren war Tunis allerdings noch das Eldorado aller Abenteurer, Finanzkünstler und Glücksritter, die in Gemeinschaft mit den höheren tunesischen Beamten die unglaublichsten Schwindelgeschäfte zustande brachten und die Staatskasse, in der so wie so schon die Ebbezeit eingetreten war, um viele Millionen erleichterten.

Der Zinsfuß schwankte zwischen 25 und 100 Prozent, und das Volksvermögen wurde von christlichen und jüdischen Wucherern und habgierigen Beamten aufgezehrt. Landgüter, groß wie ein Fürstentum, wurden für wenige Tausend Franken verschleudert und die Ausbeutung der Staatsmonopole den schlimmsten Händen anvertraut. Die französische Okkupation bereitete dieser verrotteten Wirtschaft ein schnelles und heilsames Ende; die bösen Geister wurden ausgetrieben, und eine

thatkräftige und wohlwollende Verwaltung ließ das Land von dem seit Jahrhunderten auf ihm lastenden, schweren Drucke aufatmen.

Nachdem Sîdi Eç-Çâdoḳ Bey das Protektorat Frankreichs im Bardo-Vertrage am 12. Mai 1881 anerkannt hatte, wurde mit der administrativen Neuorganisation der Regentschaft Tunis begonnen. Der französische Ministerresident bildet das Bindeglied zwischen der französischen und tunesischen Regierung, ist Minister des Äußeren und Präsident des Ministerrates. In seiner Hand vereinigen sich sämtliche Machtbefugnisse und die Leitung aller Verwaltungsgeschäfte; wiewohl der Bey nominell Regent seines Landes — possesseur du royaume de Tunis, wie ihn so wohlklingend die diplomatische Sprache nennt — geblieben ist, so kann er doch keinen Schritt ohne Einwilligung des Ministerresidenten unternehmen.

Um die früher recht schwerfällige Verwaltung zu vereinfachen, wurde das Land in 14 Kantone und 3 Militärdistrikte geteilt. An der Spitze der ersteren stehen Zivilkontrolleure, die dem Ministerresidenten direkt verantwortlich sind und die Aufsicht über die eingeborenen Ḳâïds, die man mit unseren Landräten vergleichen könnte, ausüben; die Militärdistrikte umfassen die von unruhigen, leicht zu Aufständen geneigten Nomadenstämmen bewohnten Gebiete und werden von französischen Stabsoffizieren verwaltet.

Bald nach der Niederwerfung des Aufstandes und der Wiederherstellung der Ruhe im Lande begannen sich Handel und Wandel zusehends zu heben. Französische und italienische Kolonisten strömten in das Land und kapitalkräftige Gesellschaften nahmen mit bestem Erfolge die Ausbeutung der zahlreichen natürlichen Hilfsquellen Tunesiens in Angriff. Im Norden der Regentschaft wird jetzt ein sehr ergiebiger Abbau auf Eisen, Blei und Zink betrieben, die Marmorbrüche von

Shemtû liefern einen bunten, schöngezeichneten Marmor und im olivenreichen Sahelgebiete der Ostküste sind unzählige, nach europäischem Muster eingerichtete Ölfabriken erbaut worden, deren Erzeugnis kaum hinter dem der Provence zurückbleibt.

Seit der französischen Besetzung des Landes hat sich eine allmähliche, aber stetige Wandlung in den geschäftlichen Verhältnissen desselben vollzogen. Zur beylikalischen Zeit spielten die Italiener die erste Rolle im Staate, alle wichtigeren und eintragreicheren Beamtenstellen waren, soweit nicht eingeborene Tunesen diese ihrem Charakter nach inne hatten, von ihnen besetzt; das italienische Idiom bildete allgemein die Verkehrssprache und der Ein- und Ausfuhrhandel war fast vollständig von Italien, das geographisch überaus günstig lag, monopolisiert worden. Diese vorteilhafte Stellung hat Italien nicht festzuhalten vermocht, sondern hat vor dem Andrängen der staatlich begünstigten, mächtigen und kapitalkräftigen Konkurrenz Frankreichs Schritt für Schritt zurückweichen müssen, bis daß es sich im Laufe von 10 Jahren schließlich fast ganz vom tunesischen Markte verdrängt sah.

Jetzt ist Marseille zur Beherrscherin des Marktes geworden, und wenn die italienische Dampferlinie „Florio und Rubattino" ihren Dienst bis heute noch nicht eingestellt hat, so ist der Grund wohl nur in der vom Staate erhaltenen Subvention zu suchen; denn der Güterverkehr ist — an der Ostküste wenigstens — ein recht geringer zu nennen.

Ein anderes Bild gewährt die Statistik der französischen Ein- und Ausfuhr. Im Jahre 1881 betrug diese kaum 17 bis 18 Millionen Franken, in 1885 hob sie sich auf 35 bis 36 Millionen und stieg schließlich in 1891 auf annähernd 55 Millionen Franken. Eine rapide Entwickelung in so kurzer Zeit!

Einen ganz besonderen Einfluß auf das Anwachsen der

tunesischen Ausfuhr nach Frankreich übte das französische Zollgesetz von 1890 aus, das den bedeutendsten tunesischen Erzeugnissen, die unter französischer Flagge in die Häfen Frankreichs eingeführt werden, bis zu einer bestimmten, jährlich wechselnden Gewichtsmenge zollfreien Eingang gewährte, sodaß die Ausfuhr dorthin in dem darauffolgenden Jahre bereits die ansehnliche Ziffer von 35 Millionen Franken erreichte.

Die erste Stelle unter den zur Ausfuhr gebrachten Artikeln nehmen Gerste, Weizen und Olivenöl ein; von den beiden ersteren wurde etwa eine Million Meterzentner im Werte von 14 bis 15 Millionen Franken und von Olivenöl, meist bessere und teuere Marken Speiseöl, etwa 12 Millionen Kilo im Werte von annähernd 15 Millionen Franken nach Frankreich verschifft. Diesen Hauptprodukten folgen Badeschwämme für 1½ Millionen, rohe Häute und Felle für eine Million, Sämereien in gleicher Höhe und Stricke, Flechtwerk und Matten aus Halfagras gleichfalls für annähernd eine Million Franken.

Die Einfuhr Frankreichs nach Tunesien bezifferte sich dagegen im Jahre 1891 nur auf etwa 20 Millionen Franken. Die bedeutendsten Artikel derselben waren Leder und Lederwaren für zwei Millionen, rohe und gearbeitete Seide für zwei Millionen, Zucker für eine Million, Kleidungsstücke und Wäsche für eine Million Franken. Werkzeuge und Arbeiten in Metall, Gewebe, Posamentierwaren und Bänder, Topfwaren, Glas- und Kristallwaren, Konstruktionsmaterial und Spielwaren im Werte von etwa je 500000 Franken u. a. m.

Eine so bedeutende Entwickelung der Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern forderte natürlich auch eine gesteigerte Thätigkeit der Transportmittel. Während noch vor vier Jahren nur die Dampfer der „Compagnie Générale Transatlantique" den Verkehr zwischen Marseille und der Regentschaft vermittelten, lassen jetzt vier weitere französische Reede-

reien; die Société des Transports Maritimes, die Compagnie Touache, die Compagnie des Bateaux à Hélice du Nord und die Compagnie des Bateaux du Sud et Sud-Ouest ihre Schiffe nach Tunis laufen.

Eine gerechte Steuerverteilung und die Leichtigkeit, einen vorteilhaften und raschen Absatz für ihre Ernten zu finden, hat auch den Eingeborenen einen neuen Impuls gegeben, sich dem Betriebe der vordem sehr vernachlässigten Landwirtschaft mit größerer Intensität zu widmen. Jahr für Jahr werden neue Striche fruchtbaren Bodens, der seit Jahrhunderten brach gelegen hat und von Gestrüpp und Unkraut überwuchert ist, wieder urbar gemacht, und die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, in der man das alte Punierland wieder eine Kornkammer nennen wird. Hierbei bedarf es aber vor allem des Vorangehens der europäischen Kolonisten, um die indolenten Eingeborenen mitfortzureißen.

Welche außerordentlichen Fortschritte die Regentschaft unter dem gegenwärtigen Regime gemacht hat, bewiesen schon die vorstehend genannten Ziffern des Ein- und Ausfuhrhandels. Nachdem der schwankende Nachen der tunesischen Finanzen mit sicherer Hand aus dem Strudel, der ihn zu verschlingen drohte, in ein ruhigeres Fahrwasser gelenkt worden war, begann sich auch das tunesische Budget allmählich zu erholen. Die Einnahmen decken jetzt die infolge der Ausführung der großen Hafenbauten in Tunis und Bizerte recht beträchtlichen Ausgaben, die Zinsen und die Amortisationsquoten der Staatsschuld. Diese beträgt etwa 140 Millionen Franken und dürfte bei normaler Fortentwickelung der Verhältnisse in 40 Jahren annähernd amortisiert sein.

Nach Beendigung der beiden Hafenanlagen an der Nordküste, die 26 bis 30 Millionen Franken kosten mögen, soll mit dem Ausbau des tunesischen Eisenbahnnetzes begonnen

werden, um eine von Jahr zu Jahr dringender werdende Forderung der europäischen Kolonisten zu erfüllen.

Abgesehen von der kleinen italienischen Vorortbahn der Hauptstadt (Tunis—La Gouletta—La Marsa) besitzt Tunesien gegenwärtig nur 182 km Schienenwege (Compagnie Bône—Guelma), zu denen noch die 62 km lange Trambahn zwischen Sousse (Susa) und Ḳairuân tritt. Eine Reihe von Eisenbahnbauten sind daher projektiert worden, von denen die Linien Tunis—Bizerte und Tunis—Ḥammâmêt als die strategisch wichtigsten zuerst in Angriff genommen werden sollen und an die sich dann in weiterer Folge die Strecken Tunis—Zaġuân, Zaġuân—Sousse und Sousse—Ḳairuân anschließen würden.

Wenn erst einmal das Innere des Landes, die weiten Flächen fruchtbaren Bodens und die Minenläger in den Bergen durch den Bau von Eisenbahnen aufgeschlossen sein werden, erst dann wird sich der wahre Reichtum dieses so lange vernachlässigten und mißhandelten und doch mit so vielen, reichen Gaben gesegneten Landes zeigen. In Algerien hat Frankreich Millionen auf Millionen geopfert, ohne zu einem annähernd befriedigenden Resultate gekommen zu sein; Tunesien fiel ihm fast mühelos in den Schoß und erhält sich schon jetzt aus eigenen Mitteln. Zwanzig weitere Jahre ungestörter Entwickelung werden Tunesien zu einem wertvolleren Besitz machen, als es die drei algerischen Provinzen zusammen sind.

Ein Blick auf die Physiognomie der Hauptstadt läßt am besten den rüstigen Fortschritt des letzten Jahrzehnts erkennen. Wenn uns Maltzan in einer vor etwa 20 Jahren verfaßten Reisebeschreibung das Frankenviertel als das schmutzigste Quartier und seine Bewohner fast durchgängig als erbärmliche, aufgeblasene und betrügerische Subjekte schildert, so finden wir

heute in Tunis Orient und Occident in harmonischem und würdevollem Nebeneinander. Am Fuße der alten Maurenstadt mit ihren schmalen, oft stillen und träumerischen Gassen, hinter deren kleinen, vergitterten Fenstern eine ganze Welt eigenartiger, uns fremder Mysterien verborgen liegt, breitet sich die vornehme Frankenstadt aus mit breiten, luftigen Straßen und hohen, in gefälligem Stile erbauten Gebäuden. Elegante Kaffeehäuser und große Magazine mit prächtig ausgestatteten Schaufenstern, deren Spiegelscheiben in der afrikanischen Sonne hell glänzen, schließen die Hauptstraßen auf beiden Seiten ein. Pferdebahnlinien durchkreuzen nach verschiedenen Richtungen die Stadt. Ein Netz von Telephondrähten spannt sich über den flachen Dächern aus, und eine große Gasfabrik sorgt für die Beleuchtung auch des fernsten Straßenwinkels.

In politischer Hinsicht ist es vielleicht bedenklich, daß Frankreich festen Fuß in Tunesien gefaßt hat; vom humanistischen Standpunkte aus müssen wir es aber mit hoher Freude begrüßen, daß die herrlichen alten Kulturlande einer tausendjährigen Barbarenwirtschaft entrissen worden sind.





Kapitel III.

Die Umgebung von Tunis.

Eine kostbare Gabe für die Bewohner der Hauptstadt ist die unmittelbare Nähe eines seichten, sandigen Badestrandes, wie er sich auf der Stätte des alten Karthago am Golfe von Tunis ausdehnt. Wenn während der langen Sommermonate das Thermometer um 30° C. im Schatten schwankt und in den schmalen Gassen und Straßen eine dicke, schwüle Luft lagert, die unaufhörlich den Schweiß aus allen Poren treibt, dann flüchtet, wer es nur irgend erschwingen kann, hinaus an die erfrischende rauschende See nach der Marsa, dem Kram, Kheir Ed-Dîn, La Goulette, Rhades oder Hammâm El Enf, deren Strand dicht mit kleinen Badehäuschen bedeckt ist, vor denen die Kinder im Sande spielen.

Die Marsa ist die vornehmste unter den Villenvorstädten von Tunis, denn sie ist die ständige Residenz des Herrschers Sîdi 'Alî Bey. Hier garnisoniert die beylikalische Leibgarde, der winzige Rest des einstmals recht ansehnlichen tunesischen Heeres, und in der Umgebung des Fürsten haben auch der Thronfolger Sîdi Taïeb Bey, die Prinzen und die Würden-

träger des Hofes ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Der französische Ministerresident besitzt in der Marsa eine prächtige Sommervilla und gleich ihm ziehen auch die meisten diplomatischen Vertreter der übrigen europäischen Mächte und alle, die sich in Tunis zu den „oberen Zehntausend" rechnen, an den kühlen Strand.

Es ist eine prächtige, das Auge berückende Scenerie, der große Golf von Tunis! In tiefem, gesättigtem Blau ruht das Meer oder murmelt mit leisem Wellenschlage am sandigen Strande die alten, schönen Sagen und Märchen, denen das Ohr nimmer müde wird zu lauschen. Nur weit draußen laufen einige weiße Wogenkämme, die aus dem dunkelen Grunde wie die feine Schneide einer scharfen Damaszenerklinge aufleuchten. Wild zerklüftete Kalkfelsen, deren zackiges, scharfes Gestein nackt in den blauen Äther ragt, umrahmen mit grotesken Massen die Landschaft in Süd und Ost, und fern am Horizonte in matten, violetten Tinten verschwimmend, kaum dem Auge erkennbar, hebt die kleine Insel Zembra ihr felsiges Haupt aus der salzigen Flut.

Es giebt wohl kaum eine Stätte in weiter Runde, an der es sich so herrlich ruhen und träumen läßt. Der Blick ist auf die unbegrenzte Fläche des weiten blauen Meeres gerichtet, ein dichtes Laubgewirr von Orangen-, Lorbeer- und Myrtenbäumen, zwischen denen üppige Schlinggewächse ranken, hüllt den von mauerhoher, undurchdringlicher Kaktushecke wie eine Zauberburg umschlossenen Garten in ein dämmeriges Dunkel, und der süße Blütenduft steigt aus Tausenden von bunten Kelchen, die der Kuß einer südlichen Sonne erschloß, und berauscht die Sinne.

Es war im Spätherbst, als ich zum erstenmal die Stätte besuchte. Nun war es hier still, die großen Paläste und die kleinen Villen waren meist verschlossen und nur die kläffende



Albert phot.

Die Kathedrale von Karthago und das Priesterseminar.

Stimme eines zottigen Wachthundes hallte durch die friedlichen Haine. Ich stand schon auf klassischem Boden; denn die alte Punierstadt erfüllte mit ihrem gewaltigen Häusermeer das weite, wellige Gefilde, das sich vom Kap Kamart, wo die Nekropolis lag, bis zur schmalen Nehrung von La Goulette hinzog.

Ein enger, von hohen Hecken eingefaßter Pfad führte mich zu einer nahen Hügelkuppe, die einen trefflichen Überblick über das weite Trümmerfeld gewährte. Eine tiefe Wehmut erfaßt den einsamen Wanderer, wenn seine Blicke über das formlose Steingeröll schweifen, das weit und breit den Boden bedeckt; denn diese grauen Steinbrocken und hellen Marmorsplitter sind die einzigen Reste, die geblieben sind und die uns singen und sagen von der mächtigen Meerbeherrscherin, deren schimmernde Tempel und Paläste von diesen Hügeln auf ein weites Reich, über Land und See blickten.

Marius weinte auf den Ruinen von Karthago über das traurige Schicksal der stolzen Stadt, aber seine Augen vermochten doch wenigstens noch die Reste der herrlichen Monumentalbauten zu schauen, welche die Feuersbrunst verschont hatte und aus denen das römische Karthago in ungeahntem Glanze wieder erstehen sollte. Heute ist nichts mehr geblieben!

Auf dem Burgberge der Byrsa hat der bekannte, inzwischen verstorbene Kardinal Lavigerie ein Priesterseminar erbaut, und die Reste der großen Cisternen sind wieder ausgemauert und gedeckt worden und dienen nun als Wasserreservoir für das moderne Tunis und seine Vorstädte. Am Strande in der Nähe der beiden alten Hafenbecken, die jetzt arg versandet sind, sieht man noch einige von den Hügeln niedergestürzte Mauerreste, welche durch ihre Massigkeit einen leichten Schluß auf die Mächtigkeit des Bauwerkes, dem sie angehört haben, gestatten.



Eine Reihe von Ausgrabungen ist durch die auf der Byrsa angesiedelten Priester unter der Leitung des gelehrten Pater Délattre ausgeführt und die Ergebnisse derselben sind zu einem kleinen Museum vereinigt worden. Durch einen vor mehreren Jahren mit großer Raffiniertheit ausgeführten Einbruch, dessen Thäter bis heute noch nicht entdeckt ist, hat dasselbe einen Teil seiner Schätze verloren, bietet jedoch eine recht interessante, sich immer noch mehrende Sammlung karthagischer Altertümer.

Bis jetzt ist es noch unter den Gelehrten eine offene Frage geblieben, ob der Hügel von St. Louis dereinst die punische Byrsa trug, oder ob wir deren Stätte auf der Höhe zu suchen haben, die heute von dem Dorfe Sidi Bû-Sâïd eingenommen wird. Die Gründe, die hierbei ins Gefecht geführt werden, sind mannigfache, doch ist die erstere Auffassung, der auch ich mich nach eingehender Besichtigung der Ruinenfelder anschließen möchte, die verbreitetste geblieben.

Fern den verwitterten punisch-römischen Trümmern erhebt sich im Westen der Stadt Tunis eine Gruppe moderner Bauwerke, die nun auch schon nahezu zu Ruinen geworden sind: der Bardo, die zeitweilige, offizielle Residenz des Bey und das nahegelegene Lustschloß Kçar Sâïd. Es ist gleichfalls historischer Boden, auf dem man hier steht; denn in einem der Zimmer des letztgenannten Palastes wurde der für Tunis so entscheidende Vertrag vom 12. Mai 1881 unterzeichnet, der das Land unter das Protektorat Frankreichs stellte.

Es ist ein wunderliches Gemisch morgen- und abendländischer Kultur, das sich dem Besucher in diesen beiden Fürstenwohnungen zeigt. Prächtige Möbel in maurischem Stil stehen neben nichtigem Flittertand europäischer Fabrikation, welche die naive Bewunderung des Souveräns gefunden haben. Die Wände der Gemächer sind nach orientalischer Weise getüncht

oder auch bis zum Sims hinauf mit bunten, glasierten Fliesen verblendet, und die gewölbten Decken mancher Säle bestehen aus jenem herrlichen Stuck — Nokſh Ḥadîd genannt — den die maurische Bauart in Andalusien in seiner vollendetsten Form zum Ausdruck gebracht hat, eine feine Filigranarbeit in Gips mit phantastischen Zeichnungen und Mustern in fast unentwirrbarer Verschlingung.

Ḳçar Sâïd war die Residenz des verstorbenen Beys Sîdi Mohammed Eç-Çâdoḳ und in diesem von prächtigen Orangengärten umhegten Schlosse pflegte er sich, wie der gegenwärtige Regent in der Marsa, mit besonderer Vorliebe aufzuhalten, wenn ihn nicht Staatsgeschäfte in den Bardo oder das Dar El-Bey in der Stadt führten.

Der letzte autokrate Herr von Tunis scheint zwei besondere Leidenschaften gehabt zu haben: das Sammeln von Handfeuerwaffen und von Stutzuhren. In einem der Zimmer sah ich nicht weniger als ein Dutzend der letzteren, die nun schon lange nicht mehr aufgezogen worden und in dem feuchten Klima jedenfalls auch stark verrostet waren. Das muß, als sie noch alle im Gange gewesen sind, ein lustiges Konzert gewesen sein, und man hätte eher gewähnt, in einem Uhrmacherladen, denn in einem fürstlichen Zimmer zu weilen. Seit dem Tode des Bey ist das Schloß von niemand mehr bewohnt worden und seine Einrichtung ist völlig unberührt geblieben.

Der nahe gelegene Bardo bildet ein ganzes Stadtviertel. An den eigentlichen Palast lehnen sich die Wohnungen für die Minister, die Hofbeamten und die Dienerschaft, Kasernen für die Besatzung, Stallungen und Wagenremisen an. Von aller dieser Pracht aus früherer Zeit, in der der beylikalische Hof noch eine zügellose Verschwendung in echt orientalischer Weise übte, ist allein das Schloß erhalten geblieben;

der Rest bildet eine traurige Ruinenmasse, welche bei uns die Baupolizei wegen ihrer Gefährlichkeit schon seit langem hätte abtragen lassen. Hier läßt man aber alles seinen ruhigen Gang gehen; stürzt einmal eine von Regenwasser unterwaschene Wand ein und erschlägt einige Menschen, so zuckt man gleichmütig die Achseln — maktub rabbi, „es war geschrieben, Allah hat es gewollt!“

Den inneren Schloßhof umgeben zierliche Säulen-Arkaden und zu dem oberen Teile führt eine von acht Löwen flankierte Marmortreppe. Leider ist der Künstler bei der Führung des Meißels wenig glücklich gewesen, und die edlen Tiere haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Unglücksgestalten, die zu Füßen eines bekannten Denksteines in Magdeburg kauern. Unter den Säulenbogen nahm mich ein Offizier S. H. des Bey in Empfang, der mich gegen ein kleines Trinkgeld durch die Prunksäle geleitete.

Da der Bardo nur zur Vollziehung feierlicher Staatshandlungen und nicht als ständige Wohnung benutzt wird, so ist seine Einrichtung eine andere, als sie das Kçar Säïd zeigt. Unter den zahlreichen Gemächern, die ich durchwanderte, sind der große Thronsaal, in dem bei besonderen Gelegenheiten, so am Beiramfeste, die Konsuln und diplomatischen Agenten zur Gratulationscour empfangen werden, der Gerichtssaal, in welchem der Bey persönlich seinen Unterthanen Recht spricht, und der blinkende Spiegelsaal die bemerkenswertesten. Die Einrichtung derselben ist im allgemeinen eine würdevolle und ihrem Zwecke entsprechende, doch hat sich europäische Halbzivilisation auch hier mit ihren zum Teil recht geringwertigen und geschmacklosen Erzeugnissen einzudrängen gewußt, wodurch der Gesamteindruck in einer wenig vorteilhaften Weise beeinflußt wird.

In den nun schon seit langen Jahren vereinsamten Ge-

mächern des Harems hat eine sehr interessante archäologische Sammlung, die aber noch nicht recht übersichtlich geordnet ist, Aufstellung gefunden. Dieselbe ist eine zwar noch junge Schöpfung, birgt aber doch schon reiche Schätze an römischen und neopunischen Inschriften, Skulpturen und Mosaiken, die von französischen Beamten und Offizieren in allen Teilen der Regentschaft gesammelt worden sind. Von besonderer Schönheit ist eine große Mosaikarbeit, die fast den ganzen Boden eines Saales einnimmt; dieselbe wurde vor mehreren Jahren bei Sousse in der Nekropolis des alten Hadrumetum entdeckt und glücklich in das Landesmuseum übergeführt.

Auf dem Rückwege nach Tunis führt die Straße an den Trümmern eines Forts vorüber, das die Kuppe eines Hügels krönt und eine eigenartige Geschichte besitzt. Als Frankreich das Protektorat über Tunis erklärt hatte, belegte es sämtliche, in den verschiedenen befestigten Provinzialstädten vorhandenen Vorräte an Patronen und Schießpulver mit Beschlag, um die Aufständischen zu verhindern, sich in den Besitz derselben zu setzen, und wohl auch in dem geheimen Gedanken, einer Sinnesänderung des Bey in seiner Politik durch Beraubung aller Verteidigungsmittel von vornherein vorzubeugen. Wenngleich sich der Bey wohl oder übel dieser Gewaltmaßregel fügen mußte, so widersetzte er sich doch der Freigabe seiner in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Pulvermühle, in der nicht unbeträchtliche Mengen von Kriegsmunition lagerten. Die Franzosen versuchten wiederholt, sich dieses ihnen unbequemen Pulvervorrates zu bemächtigen, doch ihre Bemühungen scheiterten stets an dem passiven Widerstande, den ihnen die Orientalen entgegensetzten — da flog das Fort vor sieben Jahren eines Abends samt seiner tunesischen Wache plötzlich in die Luft! Man spricht von Blitzschlag, doch genau



sind die Ursachen der Explosion nie aufgeklärt worden und werden wohl ein ewiges Geheimnis bleiben.

Als am nächsten Morgen die Mûedhin von den Zinnen der Minaret, den feierlichen Ruf zum ersten Gebet in der Stunde, in der man nach den Worten des Ḳorân „einen schwarzen Faden von einem weißen zu unterscheiden vermag“, über die schlummernde Stadt sangen, rollte ich in Begleitung eines Freundes, der mit mir das gleiche Reiseziel hatte, auf einem leichten, zweiräderigen Break zum Thore hinaus.

Im schlanken Trabe umfuhren wir auf gut gehaltener Straße den sumpfigen Rand des lang gestreckten Salzsees Es-Sedjûmi, welcher sich südlich von Tunis ausbreitet, und erreichten nach einstündiger Fahrt die auf einer das Mornaḳ-thal beherrschenden Höhe gelegene Ruinenstätte von Moḥammedîa. Sîdi Aḥmed Bey, der von 1837 bis 1855 regierte, hatte hier mit einem Kostenaufwande von vielen Millionen eine schimmernde Palaststadt erbaut, die an Ausdehnung dem vorerwähnten Bardo wenig nachstand.

Nach seinem Tode wurde das Schloß nach orientalischem Brauche von seinen Nachfolgern nicht wieder bewohnt, und nun begann ein schamloses Ausraubungssystem des herrlichen Bauwerkes. Den Reigen eröffneten die tunesischen Hofbeamten, die aus der kostbaren Einrichtung alles stahlen, was nicht niet- und nagelfest war. Diesen vornehmen Raben folgten dann die armen, in der Umgebung angesiedelten Fellachen im Zerstörungswerke. Treppen und Thüren, Schwellen und Fensterrahmen wurden zu Brennholz zerhackt, und wenn jemand eine elende Hütte bauen wollte, so nahm er die Steine dazu aus den Mauern des Palastes. So sind heute nur noch kahle, zerfallene Ruinen übrig geblieben, deren leere Fensterhöhlen in das lachende Thal zu ihren Füßen grinsen, und aus den

morschen Mauern der Befestigung sprossen grünende Schlingpflanzen.

Bald hinter Mohammedîa trafen wir auf die Reste der alten, römischen Wasserleitung, die vom Zaġuân-Gebirge nach Karthago führte. Gerade hier in diesem Teile ist dieselbe noch am besten erhalten geblieben und gewährt einen imposanten Anblick. Auf der Uferhöhe des Ued Miliân, den wir bald darauf auf einer schmalen Brücke überschritten, läuft die Leitung nur wenige Meter hoch über den Boden hin; in der breiten, vom Flusse quer durchschnittenen Ebene jedoch, die sich bis an das Hügelland von Udna, der alten Uthina Colonia, heranzieht, zeigt sich das herrliche Bauwerk in seiner ganzen Schönheit. Die massiven, aus mächtigen Steinquadern erbauten Bogenpfeiler, welche die gewölbte Leitung auf ihren Schultern durch das Thal tragen, erreichen oft eine Höhe von 30 m und sind vielfach noch gut erhalten. Zwischen diese Riesenpfeiler, deren Bogenspannung 5 m beträgt, mischen sich mehrfach leichtere, aus Ziegeln erbaute Träger, die ihre Entstehung einer späteren, jedenfalls byzantinischen Restauration verdanken. Daß die gigantische Wasserleitung schon in punischer Zeit bestand, wie von einigen Forschern behauptet wird, ist wenig wahrscheinlich, und es dürfte vielmehr die Annahme, daß der etwa 90 km lange Aquädukt zur Zeit des Kaisers Septimius Severus erbaut worden ist, die zutreffende sein.

Auf halbem Wege machten wir in einem kleinen Fondûk eine längere Frühstückspause und fütterten unser Pferd. Wenige Kilometer hinter diesem Gebäude verläßt die Straße die reiche, fruchtbare Mornaḳebene und führt mit vielen Schlangenwindungen aufwärtssteigend in das dem Zaġuângebirge nördlich vorgelagerte Hügelland. Eine dichte Strauchvegetation bedeckt die felsigen Hänge; es sind meist immergrüne Sträucher, wie sie für die Mediterranflora charakte-

ristisch sind: niedrige Akazien, Lentisken, Pistazien, Wachholder und der zackige, scharfe Judendorn, aus denen sich hier und dort der dunkele Wipfel eines Thujastammes erhebt.

Als wir den Kamm des Höhenzuges erreicht hatten, weitete sich der Blick. Wir überschauten das Thal zu unsern Füßen, das die moderne Wasserleitung wie ein weißer, glänzender Faden durchzieht, und aus der auf breitem, solidem Unterbau die schroffe, steile Wand des Djebel Zaġuân zu den Wolken aufstrebt. Leichte Nebelschleier umzogen die zackigen Ränder und Gipfel der trotzigen Felsmasse, die das nordtunesische Bergland weit überragt.

Am Nordabhange des Berges liegt auf einer Felsscholle das kleine Städtchen gleichen Namens, von reichen, üppigen Gärten umschlossen, die in die Thäler zu seinen Füßen hinabsteigen. Die Umgebung von Zaġuân bietet besonders während der Sommermonate einen lieblichen Gegensatz zu der Landschaft in den meisten anderen Gegenden Tunesiens. In diesen ist zu der Zeit alles von der glühenden, afrikanischen Sonne versengt und verbrannt, die Wasserläufe sind versiegt, ein düsteres Gemälde braun in grau — hier oben dagegen sprudeln frische Quellen, die den in der Hitze ermatteten Pflanzen neue Lebenskraft zuführen, die Thäler um die Stadt durchschlingt ein smaragdener Gürtel von schwellendem Laube, aus dem farbengesättigte Blumenkelche aufleuchten.

Doch es ist nicht des Wassers wohlthätige Macht allein, die hier eine erquickende Oase mit blühenden Fruchtgärten geschaffen hat, es war auch des Menschen Kraft nötig, um die grauen Steinhänge mit grünendem Leben zu bedecken. Wären nur die Nomadenstämme der arabischen Ulâd Riaḥ, die um den Stock des Zaġuânberges ihre Herden treiben, alleinige Herren dieser Gründe geblieben, so wären diese Thäler im besten Falle zu einer fetten Weide geworden; denn

die arabischen Hirtenvölker sind zu indolent und jeder Kulturregung feindlich gesinnt. Da kamen gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Zauberer ins Land, welche die Wundergärten aus dem tausendjährigen Schlafe, in dem sie seit dem Sturze christlicher Herrschaft in Afrika gelegen hatten, wecken sollten — die aus Spanien vertriebenen Mauren, von den arabischen Glaubensbrüdern nach ihrer schönen Heimat El-Andalûs genannt. Sie brachten reiche landwirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen mit und waren höchst geschickte Gärtner und Baumzüchter. Die fruchtbarsten und wasserreichsten Landstriche wählten sie sich in der Regentschaft als Wohnsitze aus und fanden in diesen ein dankbares Feld schöpferischer Thätigkeit, so auch in Zaġuân.

Der Wohlstand der Stadt ist zwar unter den Erpressungen früherer tunesischer Beamten zurückgegangen, viele Häuser des kleinen Bergnestes sind verlassen und zerfallen, aber die Fruchtgärten sind geblieben und sprechen den maurischen Kolonisten, die hier einst eine Zufluchtsstätte gefunden haben, ein lautes, rühmliches Zeugnis.

Doch noch ein anderes Erbe haben die gewerbthätigen Andalûs ihren Nachkommen hinterlassen, es ist dies die Kunst, die Kopfbedeckung des Orientalen, die roten Sheshia (Fez) zu walken und zu färben. Zaġuân besitzt einen hohen Ruf in ganz Tunesien für seine Sheshîas, wie Ḳairuân für seine Teppiche und Lederarbeiten, Gafça und Djerba für ihre buntgefärbten Wollendecken, und kein vornehmer Tunese wird einen anderen Fez, als einen Zaġuâner, tragen.

Die Sseshîas, die aus einem dicken, filzartigen, mit Karden zusammengeschabten Wollengewebe bestehen, werden vielfach in Tunis angefertigt, dann aber zum Waschen und Rotfärben nach Zaġuân geschickt, von wo sie dann, mit einem kleinen Stempel versehen, wieder in die großen Bazare von Tunis zurückkehren.

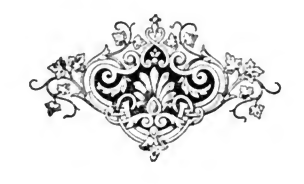
Daß die Farbe nirgendwo anders in so schöner Reinheit und Sättigung als hier erzielt werden kann, ist zweifellos in der chemischen Zusammensetzung des Wassers zu suchen. Der Preis für einen Zaguâner Fez beträgt in Tunis etwa 10 bis 40 Piaster (5—20 Mk.); die Einführung österreichischer Imitationen — besonders solcher von Bielitz-Biala in Galizien — die natürlich viel billiger sind und deshalb von der weniger bemittelten Landbevölkerung gern gekauft werden, hat der einheimischen Industrie eine nicht geringe Einbuße verursacht.

Aus der Zeit römischer Kolonisation sind nur wenige Spuren geblieben. Am nördlichen Ausgange der Stadt, zu der die Bergstraße steil emporsteigt, erhebt sich ein nun stark verwitterter Triumphbogen, der mit einem Widderhaupte, dem Attribute des Jupiter Ammon geschmückt ist, und auf der Abendseite des Berges finden wir ein Nymphäum, einen Quellentempel, der einen der Zuflüsse der karthagischen Wasserleitung bewacht.

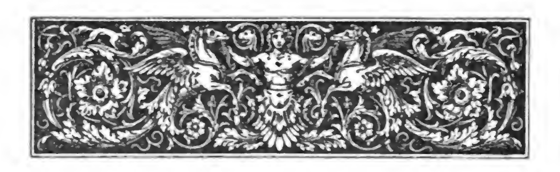
Das kleine Heiligtum zwängt sich in einen schmalen Felsspalt, der sich gen Westen öffnet. Im Grunde auf einer kleinen Anhöhe liegt der eigentliche Tempel und an diesen schließt sich ein Portikus, der mit seinen Bogengängen und Nischen, in denen die Statuen der quellenschützenden Nymphen gestanden haben mögen, zum Teil in den grauen Kalkfels hineingearbeitet worden ist. Die Quelle, die mit starker Kraft rauschend und rieselnd aus dem Gestein schießt, liegt weiter unterhalb in einer natürlichen Mulde, von wo sie nun in den tunesischen Aquädukt übergeleitet wird.

Inzwischen war es Abend geworden, die Sonne neigte sich den fernen, blauen Höhenzügen zu und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die vorspringenden Zacken und Klippen der schroffen Felswand, deren Besteigung mir erst gelegentlich eines späteren Besuches beschieden war. Lange, dunkele

Schatten huschten über das finstere Antlitz des mächtigen Bergriesen, und auch über der lieblichen, grünenden Landschaft zu unseren Füßen, die von sanft gewellten, mit lichten Olivenhainen bestandenen Hügeln umrahmt wird, begann die Nacht ihren geheimnisvollen Schleier zu weben.







Kapitel IV.

Eine Fahrt zum Kriegshafen Bizerte.

An einem warmen Märznachmittage des Jahres 1892 saßen wir, eine kleine internationale Gesellschaft, wie sie der Zufall so oft und leicht in den orientalischen Küstenstädten zusammenführt, vor einem der glänzenden Kaffeehäuser auf der Avenue de France, der elegantesten Straße der Hauptstadt, und hatten uns bei Kaffee und Cigarette dem Kultus der Siesta, den man erst im sonnigen Süden so recht zu würdigen lernt, gewidmet. Träumend sahen wir den feinen Rauchwolken nach, die sich aus dem Papyros zum blauen Frühlingshimmel aufringelten, und langsam und träge floß das Gespräch dahin; es war die Stunde, in der die Alten den Pan durch die Felder schreiten hörten.

Da fiel plötzlich, wie eine Bombe aus heiterem Himmel, das Wort „Bizerte“, das ein unvorsichtiger Mund gesprochen, in unsern Kreis, und mit Einem Schlage änderte sich das Bild. Die schläfrig zusammengesunkenen Gestalten meiner Genossen richteten sich jäh auf, die halbgeschlossenen Augen öffneten sich weit und von allen Seiten sprühten jetzt die

Fragen: „Haben Sie schon gelesen . . .?“, „Haben Sie schon gehört . . .?“, „Kellner, bringen Sie mir die Riforma!“ rief der eine, „mir den Temps!“ ein anderer, „portate l'Unione!“ ein dritter. Und dann begann das Wortgefecht über den begonnenen Bau des Kriegshafens, über das Gleichgewicht im Mittelmeer, über die Stellungnahme Italiens und Englands und über all' die schönen, lehrreichen Dinge, von denen ich schon so entsetzlich viel seit meinem Aufenthalte in Tunis hatte mitanhören müssen.

Als alle möglichen und unmöglichen Ansichten von den politischen Kannegießern aufgestellt und abgehandelt waren, übertönte endlich die Stimme eines italienischen Hauptmanns, der einige Wochen Urlaub bei seinen tunesischen Verwandten verlebte, das Stimmengebraus: „Wie wäre es denn, meine Herren, wenn wir selbst einmal hinführen und uns die Geschichte ansähen, aus den Zeitungen werden wir ja doch nicht klug.“ Der Vorschlag fand einstimmige Annahme.

Zwei Tage später rollten wir denn auch auf gutgepflegter Straße in drei bequemen Landauern nordwärts. Wir fuhren am Bardo, dem modernen Ruinenpalaste des Bey vorüber, überschritten auf schmaler, hochgewölbter Bogenbrücke den Ued Medjerda, den Bagradas der Alten, und gegen Mittag tauchte zu unserer Linken das breite Becken des blauen Sees von Bizerte auf.

Das Städtchen Bizerte (arab. Bensert, ital. Biserta) liegt etwa 64 km nordwestlich von Tunis und ist, wie die meisten tunesischen Küstenstädte, die sich im XVI. Jahrhundert in den Händen der Spanier befunden haben, von einer hohen, krenellierten Mauer, die heute jedoch schon recht baufällig geworden ist, umschlossen. Längs des Kanals, der den See von Bizerte mit dem Meere verbindet und die Stadt durchschneidet, hat sich die kleine europäische Kolonie und mit dieser



das jüdische Element angesiedelt, während sich das Maurenviertel nördlich davon an der sanften Hügellehne hinaufzieht, deren Kamm das Fort des Espagnols krönt. Den Hafeneingang sicherte einst die jetzt zum Teil zerfallene und bedeutungslos gewordene Kaçba, die Citadelle, und die offene Reede wurde von einer gemauerten Strandbatterie und dem nördlich auf einem kleinen Hügel darüber gelegenen Fort Sidi Salem beherrscht.

Im Laufe der Jahrhunderte ist der Kanal, der sich innerhalb der Stadtmauer gabelt, durch den sich während des Wechsels von Wind und Niederschlägen bildenden Strom verschlammt und versandet, und heute ist er nur noch für flachgehende Fischerboote fahrbar, während die größeren Seedampfer weit draußen auf der unsichern und gegen die in diesen Gewässern während der Wintermonate besonders heftigen Nord- und Nordostwinde gänzlich ungeschützten Reede vor Anker gehen müssen.

In römischer Zeit bot Hippo Zarithos — von den Griechen dann anklingend Hippo diarrhytos, das durchflossene Hippo genannt und heute in Benſert oder Bizerte verstümmelt — den Schiffern einen gesuchten Zufluchtsort; die Schiffe, die damals freilich einen verhältnismäßig geringen Tiefgang besaßen, liefen durch den nunmehr kaum einen Meter tiefen Kanal in das große Becken des Hipponites Lacus ein und waren hier durch die den See im Norden und Westen umgebenden Höhengürtel gegen jede Unbill des Wetters gesichert.

Unter der nachlässigen Wirtschaft der Türken und Tuneser ist für die Freihaltung des Einfahrtkanals nichts mehr gethan worden, die Tiefe verringerte sich zusehends, während der Tiefgang der Schiffskörper allmählich zunahm. Eine Zuflucht konnte daher Bizerte den bedrängten Schiffen nicht mehr bieten, und da außerdem die weitere Umgebung recht pro-



Albert phot.

Bizerte, Gabelung des alten Kanals.

duktionsarm war — das Gestade des Sees am Fuße allmählich anschwellender Höhenzüge selbst ist sehr reizvoll und mit allen Gaben einer gütigen Natur geschmückt — so wurde die Stadt schließlich von der Liste der Seehäfen des Mittelmeers gestrichen.

Lange Zeit hindurch führte sie ein kümmerliches Dasein, der Handelsverkehr war gänzlich eingeschlafen, und ihre Bewohner fristeten ihr Leben durch Fischfang, dessen Ertrag sie nach Tunis zum Verkauf brachten oder auch eingesalzen als Fastenspeise auf kleinen Segelkuttern nach dem nahen Sicilien verschifften. Nur im Sommer wurde es etwas lebendiger, dann kamen einige wohlhabende tunesische Familien, die sich aus den engen, dumpfigen Gassen der Residenz geflüchtet hatten, um hier von frischer Seebrise umfächelt die heißen Monate in süßem Nichtsthun zu verträumen.

Als die Franzosen im Jahre 1881 die Regentschaft Tunis besetzt und die Schutzherrschaft über sie erklärt hatten, zog die strategisch treffliche und mit Leichtigkeit zu verteidigende Lage der Stadt und das breite, in einem großen Teile sich über 10 m vertiefende Becken des Sees bald die Aufmerksamkeit der französischen Militär-Ingenieure auf sich.

Die Nordküste Afrikas ist überaus arm an guten Ankerplätzen, ihre Gliederung ist außerordentlich schwach, und dort, wo sie sich einbuchtet, hindert ein seichtes Wattenmeer tiefergehende Schiffe, sich auf mehr als 5 bis 6 km dem Gestade zu nähern. Die Hafenanlagen von Algier haben gewaltige Summen verschlungen, und doch hat man hier keinen geeigneten Stützpunkt für eine Süddivision des französischen Mittelmeergeschwaders zu schaffen vermocht.

Da fiel mit dem Besitz Tunesiens ein herrliches Geschenk in den Schoß Frankreichs: Bizerte, dessen natürliche Lage und Beschaffenheit allein den Wert der ganzen neuen Er-



werbung aufwogen. Hier bot sich eine unvergleichlich günstige Gelegenheit, mit Aufwand verhältnismäßig geringer Opfer einen schier uneinnehmbaren Kriegshafen herzustellen, dessen inneres großes Becken sämtliche Flotten des Mittelmeeres in sich aufnehmen kann, und der in Verbindung mit Toulon das Übergewicht Frankreichs im westlichen Mittelmeerbecken sichert. Außerdem gewährt Bizerte einen unschätzbaren Stützpunkt für alle gegen Sicilien, Sardinien und Unteritalien gerichteten Flottenunternehmungen. Selbst wenn Frankreich gegebenenfalls nicht die Absicht haben sollte, in dem nur 380 km von Bizerte entfernten Sicilien zu landen, so bindet es doch immerhin einen nicht unbeträchtlichen Teil der Streitmacht Italiens, der zur Flankendeckung auf der Wacht bleiben muß, und zersplittert so die Kräfte seines Gegners zur See.

Wiewohl man schon kurz nach der Besetzung Tunesiens den Plan zur Herstellung eines Kriegshafens in Bizerte entworfen und die Frage eingehend erörtert hatte, so hinderte doch die Scheu vor internationalen Verwickelungen, die nach den bei der Besitznahme geschlossenen Abkommen leicht entstehen konnten, den Plan zu verwirklichen. Erst im Jahre 1886, als der Einfluß Frankreichs als genügend gefestigt in der Regentschaft betrachtet werden konnte, wagte man, sich etwas freier zu bewegen und begann ganz bescheiden damit, die versandete Einfahrt des Kanals durch Baggermaschinen zu vertiefen.

Bald jedoch gab man diese Thätigkeit auf, einige kleine Verbesserungen wurden hin und wieder ausgeführt, bis man endlich den Augenblick für gekommen hielt, an die Durchführung des großen Planes, den See von Bizerte durch einen Schiffen jeden Tiefganges zugänglichen Kanal mit dem Meere zu verbinden, heranzutreten. Der alte, durch die Stadt führende Kanal erwies sich für diesen Zweck als untauglich, und so

wurde der Entschluß gefaßt, südlich der Stadt einen neuen Kanal auszuheben, dem von vornherein die entsprechende Breite und Tiefe gegeben werden konnte, um auch die größten Panzer durchzulassen.

Die Anlage des neuen Hafens wird, soweit sich dies schon übersehen ließ, folgendermaßen geschehen: die Einfahrt in den Hafen wird durch zwei sichelförmig nach innen gekrümmte Molen geschützt werden, die eine Wasserfläche von etwa 100 ha zwischen sich einschließen und so die Staden zu einem Vorhafen bilden werden. Von diesen beiden Molen war bereits die nördliche, die von der Citadelle ausläuft und sich dann gen Osten auf Râs Zebîd wendet, in Angriff genommen und ungefähr zur Hälfte (annähernd 500 m) fertiggestellt. Am Strande lagen außerdem gegen 250 gemauerte Steinblöcke, mit denen die Molenarbeiten fortgeführt werden sollten. Der Bau der südlichen Mole dagegen war noch nicht begonnen und ihr Ausgangspunkt nahe der Straße, die von Tunis nach Bizerte führt, ist nur durch eine Landmarke gekennzeichnet

Der große Kanal, der den Eingang in den Binnensee eröffnen soll, war gegenwärtig bereits in seiner ganzen Länge ausgestochen, besaß jedoch erst wenige Meter Tiefe und eine durchschnittliche Breite von nur etwa 20 m. Bei meiner Anwesenheit arbeiteten drei große Dampfbaggermaschinen, um ihn zu verbreitern und zu vertiefen. Nach seiner Vollendung soll der Kanal eine Breite von 60 m an der Oberfläche und nach offiziösen Angaben eine Tiefe von nur 7—8 m haben, doch wird diese in Wirklichkeit zweifellos bis auf 12 m gebracht werden.

Die bei den Baggerarbeiten ausgehobenen Erdmassen wurden nördlich vom Kanal auf der Stelle, wo sich jetzt die Fischerei-Anlagen der Stadt befinden, aufgehäuft, um hier einen geeigneten Grund zu gewinnen, auf dem die geplanten



Werfte, Vorratsspeicher, Kohlenniederlagen, Kasernen und andere fiskalische Bauten errichtet werden sollen.

Der Kanal durchschneidet die Landenge zwischen dem Meer und dem See von Nordost nach Südwest und führt in gerader Richtung auf eine vom nördlichen See-Ufer nach Süden auslaufende Landzunge, die Halbinsel Sebra. Auf ihrer Spitze soll ein Leuchtturm errichtet werden, um es den Schiffen möglich zu machen, auch während der Nacht in den Kanal und den Hafen einzulaufen. Für die Herstellung des eigentlichen Binnenhafens ist, wenn wir von dem mächtigen und bis zu 15 m tiefen Becken des Sees von Bizerte absehen, die Bucht in Aussicht genommen, welche von der Halbinsel Sebra und dem nördlichen Gestade des Sees umschlossen wird. Sie hat bereits gegenwärtig eine Tiefe von 6—7 m und bietet einen vollständig sicheren Ankerplatz.

Die Arbeiten waren in dem Umfange, wie sie z. Zt. betrieben wurden, erst seit etwa Jahresfrist in Angriff genommen — vordem hatte man sich damit begnügt, die Einfahrt des alten Kanals etwas zu vertiefen, damit wenigstens kleinere Segelschiffe bis zu 200 oder 300 Tonnen einlaufen konnten, und das neue Projekt an Ort und Stelle eingehender zu prüfen. Es waren etwa 200 Arbeiter, sämtlich Franzosen, wie man auf den ersten Blick sehen konnte, an dem Werke beschäftigt; in einigen Monate dachte man die Thätigkeit auf allen Punkten beginnen und Hafen und Kanal im Laufe des Jahres 1894 fertigstellen zu können.

Befestigungen waren bis jetzt noch an keiner Stelle aufgeführt worden, und die hierüber in Umlauf gesetzten Gerüchte sind dem Hirn sensationsbedürftiger Reporter entsprungen. Frankreich ist kluger Weise bestrebt, seinem Vorhaben in Bizerte einen rein kommerziellen Stempel aufzudrücken; sind die Hafenbauten erst einmal ruhig vollendet, dann werden die

Befestigungswerke schnell genug entstehen und dem Bilde ein anderes Aussehen verleihen. Denn daß Bizerte kein Handelshafen, sondern ein Kriegshafen werden soll und muß, steht über allem Zweifel. Welche Bedeutung und Zukunft sollte ein Hafen haben, der nur wenige Meilen von dem Hafen der Hauptstadt entfernt ist, die schon seit alten Zeiten den gesamten Handel Nordtunesiens an sich gezogen hat? Wollte man etwa eine Anlage von 12 Millionen Franken machen, um die Verfrachtung der wenigen gesalzenen Fische, die von hier ausgeführt werden, zu erleichtern? Ein produktionsfähiges Hinterland, das eine so hohe Ausgabe rechtfertigen könnte, besitzt, wie eben schon gesagt, Bizerte aber nicht; die Erzeugnisse des reichen, fruchtbaren Medjerda-Thales, das hier allein in Betracht kommen könnte, werden sämtlich auf den Markt von Tunis gebracht und von dort aus verschifft.

Von französischer Seite ist wiederholt die Meinung ausgesprochen worden, Bizerte besitze deshalb einen großen Wert und aussichtreiche Zukunft als Handelshafen, weil die großen Postschiffe nach dem Orient und Indien es als Staffel benutzen würden. Doch das sind alles schöne Redensarten und nur bestimmt, die an der Frage am meisten interessierten Nationen über die wahre Absicht zu täuschen und hinzuhalten — oder aber, wenn sie ernstlich gemeint sind, Hirngespinste! Denn es ist schwerlich anzunehmen, daß es dem neuen Hafen gelingen sollte, Malta, den alten, gewohnten Knotenpunkt aller das Mittelmeer durchkreuzenden Linien, zu überflügeln oder ihm auch nur im günstigsten Falle einen geringen Wettbewerb zu machen. Die englischen Schiffe werden den schönen Augen der französischen Republik zuliebe wohl kaum die alte Straße nach Indien aufgeben, die sie Malta, über dem der Union Jack weht und wo sie allen englischen Bedarf finden,

4*



anlaufen heißt, und die französischen Schiffe, die aus dem Suezkanal oder der Levante kommen, verfolgen einen ganz andern, viel östlichern Weg. Für den Handelsverkehr wird Bizerte daher stets bedeutungslos bleiben, dagegen seinen Zweck als Kriegshafen dereinst um so trefflicher erfüllen.

Die Gliederung des Geländes bei Bizerte ist dem Zweck überaus dienlich und ermöglicht diese Stellung mit einem Aufwande von im Vergleich geringen Mitteln geradezu uneinnehmbar zu machen. Stadt und Kanal liegen in der Nordwestecke einer etwa 5 km breiten und nach dem Meere zu geöffneten Mulde, welche rings von Höhenzügen, die den nur an dieser Stelle flachen Strand völlig beherrschen, umschlossen ist. An dem den West- und Südostrand des sanftgeschweiften Golfes bildenden Gestade treten die Bergzüge wieder so dicht an das Meer heran, daß die Küste schroff und steil abfällt und eine Landung unmöglich machen wird.

Die Anlage einiger starker, mit Panzertürmen und anderen Vervollkommnungen der modernen Befestigungskunst ausgestatteten Batterieen am Hafeneingange und auf dem Höhengürtel würde völlig genügen, um die Annäherung einer feindlichen Flotte und besonders jeden Landungsversuch zu vereiteln. Hierzu kommt noch, daß das zugängliche Gelände leicht durch Legung einer Torpedozone vor jeder überraschenden Annäherung, selbst wenn im Augenblick ein genügend starkes Ausfallgeschwader nicht zur Verfügung stehen sollte, geschützt werden kann.

Die französische Garnison von Bizerte, die in einem Barackenlager westlich der Stadt untergebracht ist, besteht gegenwärtig nur aus zwei Kompagnieen Zuaven (4. Regiment), einer Batterie Feldartillerie (13. Regiment) und einer Abteilung Pioniere (2. Regiment). Eine strategische Eisenbahn, die Bizerte mit Tunis verbinden soll, ist bereits im Entwur

gebilligt, sie wird um das östliche Seeufer führen und etwa 25 km westlich von Tunis bei Tedeïda in die bereits bestehende Bahnlinie Tunis=Bône einmünden.

Die Beunruhigungen, welche die begonnenen Arbeiten an diesem Hafen in Italien hervorgerufen, haben einen beredten Ausdruck in der Presse dieses Landes gefunden, und auch England hat mit mißtrauischen Augen die Vorgänge bei Bizerte beobachtet.

Welche Folgen die Schaffung eines französischen Kriegshafens an der tunesischen Küste haben und welche Verschiebungen in den gegenseitigen Verhältnissen der Mittelmeermächte eintreten würden, ist schon so oft in der Tagespresse eingehend erörtert worden, daß ich füglich leicht darüber hinweggehen kann. Italien ist sich seiner schwierigen Stellung wohl bewußt und hat, da es die Unmöglichkeit eingesehen hat, ohne Unterstützung der übrigen europäischen Großmächte in der Bizerte=Frage vorzugehen, diese mit dem Plane, bei Castro di Giovanni im Herzen Siciliens ein stark befestigtes Kriegslager anzulegen, beantwortet.

Sollte es Frankreich vergönnt sein, seine Pläne bei Bizerte in Ruhe und Frieden durchzuführen, so hat es seine Stellung im westlichen Mittelmeerbecken durch eine neue, sehr gewichtige Kraft gemehrt und gefestigt und auch, da Bizerte mittelbar die Meerenge zwischen Sicilien und Afrika beherrscht, einen nachhaltigen Einfluß auf die östliche See gewonnen.







Kapitel V.

Das Sahelgebiet der Ostküste.

Zwischen den beiden Einbuchtungen, mit denen die Kleine Syrte von Osten her in das Land greift, dem Golf von Ḥammâmêt im Norden und dem Golf von Gabes im Süden liegt in der Gestalt eines nach Osten aufgewölbten Buckels der breite Landvorsprung des Sahelgebietes, eines der fruchtbarsten und für die Zukunft vielversprechendsten Teile der Regentschaft.

Während der Nordrand fast durchgängig steil aus dem Meere aufsteigt und sich aus einer Folge von aneinander gereihten, kleinen, durch den wuchtigen Anprall der Meereswelle konkav in die Felswand hineingenagten Buchten zusammensetzt, zeigt die Ostküste von Râs Addâr bis Bordj El-Bibân an der tripolitanischen Grenze eine von jener wesentlich verschiedene Bildung.

Hier findet eine stetig weiter fortschreitende Verlandung statt, die sich in der Weise vollzieht, daß die Schwemmgebilde sich an einzelne, weiter in das Meer hinausragende und aus festerem Material bestehende Landvorsprünge — Hergla,

Sousse, Monastîr, Râs Dimâs, Mehedia und Râs Khadîdja — ansetzen und von dieser Basis aus seichtere Teile des Meeres abschnüren. So zeigt sich der flache Strand des Sahelgebietes mit einer Schnur von Strandlagunen umsäumt, die die Eingebornen ebenso wie die Salzpfannen im Steppengebiet mit dem Namen „Sebkha“ bezeichnen. Von Nord nach Süd folgen solcher Lagunen aufeinander: die langgestreckte Sebkha Dirîber, Sebkha Ḥalḳ El-Menzel, zwischen Sousse und Monastîr die Sebkha mta Djemmâl, deren Nehrung mit einem Hain von schönen Dattelpalmen geschmückt ist — südlich von Monastîr ist in der Nähe des Dörfchens Khenîs eine Sebkha in der Bildung begriffen — dann mehrere kleinere und unbenannte Strandlagunen zwischen Râs Dimâs und Mehedîa.

Mit Ausnahme des Golfes von Monastîr weisen die Einbuchtungen des Meeres eine nur sehr mäßig konkave Krümmung der Küste auf und es zeigt sich das deutlich ausgesprochene Bestreben dieser, eine gerade Verbindungslinie zwischen den einzelnen hervorragenden Punkten herzustellen.

Die Flußläufe nehmen einen mehr untergeordneten Anteil an dieser Verlandung der Ostküste. Am meisten werden noch der Sebkha Djirîba durch kleinere und kurze Wasserläufe — durch die Ueds El-Harrar, Sîdi Khalîfa, El-Brik, El-Bûl und Çed — Sedimente zugeführt. Das mitteltunesische Flußsystem läßt seine Sinkstoffe zum großen Teile bereits in dem großen Sammelbecken des Kelbîa-Sees fallen, nur in besonders niederschlagsreichen Wintern wässert dieser durch das Bett des Ued El-Menfes in die Sebkha Djiriba und die Sebkha Ḥalḳ El-Menzel ab, doch hat diese Thätigkeit immerhin genügt, um die früher zwischen diesen beiden Lagunen vorhandene Verbindung zu verlanden. Auch der an seiner Mündung deltaartig verästelte Ued Djemmâl ist emsig be-

müht die zwischen Sousse und Monastîr gelegene Sebkha mta Djemmâl mit seinen Sinkstoffen auszufüllen.

Das von sanft gewölbten Hügelreihen durchzogene Sahelgebiet, das nach Westen in die mitteltunesische Steppe übergeht, ist vorwiegend aus pliocänen Grobkalken aufgebaut, die vielfach von einem an Konchylieneinschlüssen reichen mergeligen Sande überlagert werden. In dem mergeligen Boden, der während der Regenzeit im Winter eine zähe, fettige Masse bildet, sich in der Sommerhitze aber mit einer fast steinharten Kruste überzieht, wurzeln die ausgedehnten Olivenhaine, welche diesen Gegenden einen besonderen Reichtum verleihen. Die Olive fußt hier nur etwa 2 bis 3 m tief und breitet, auf den dem Mergelsand unterlagerten Kalkmassen angekommen, ihr knorriges Wurzelwerk strahlenförmig nach allen Seiten aus.

Diese Grobkalke, die fast das ganze tunesische Küstengebiet von Râs Addâr bis Sfax beherrschen, treten vielfach plattig geschichtet auf und sind von zahlreichen Schalen des Pectunculus violascens Lam., der als Leitfossil dieser Formation einen besonderen Namen verliehen hat, erfüllt. Im einheimischen Bauhandwerk findet dieser Kalkstein, der vornehmlich bei Ḳuçîbit, Khenîs, Binbila und Aḳûda gebrochen, zu regelrechten Bausteinen (tabût) behauen oder in primitiven Öfen gebrannt wird, eine allgemeine Verwendung.

Außer dem vorerwähnten Leitfossil finden sich in das an vielen Stellen anstehende Gestein noch zahlreiche andere Konchylien eingebettet; am häufigsten kommen unter diesen vor: Arca Noae L., Arca barbata L. var. praecisa Font., welche Abart besonders aus dem südfranzösischen Pliocän bekannt ist, Cardita calyculata L., Pecten Jacobaeus L., Ostrea sublamellosa Brocchi., und die in den sicilischen Kalken viel beobachtete Morrisia anomioides Scacchi.

Das Liegende des Grobkalkes bildet meist sehr mürber,

heller, mehr oder weniger kalkhaltiger Sandstein in 2 bis 5 m starken Schichten oder an manchen Stellen auch roter oder grüner lettiger, mariner Thon. Dieser, der auch den Boden der die Platte von Monastîr im Westen umrandenden Sebkha mta Djemmâl bildet, ist hier mit Adern von Fasergips, der manchmal auch in Rosetten und Tafeln auftritt, durchsetzt und enthält vereinzelte Brocken verkohlter Pflanzenteile. Das Vorkommen dieser Kohlenlette hatte vor einigen Jahren mehrere Spekulanten in Monastîr zu dem voreiligen Schluß verleitet, daß an dieser Stelle reiche Braunkohlenlager zu finden seien. Die angestellten Bohrversuche haben jedoch ein negatives Resultat ergeben. Im Norden von Sousse erscheint der pliocäne Kalk oft von jüngeren Kalkgebilden kammerartig überkrustet.

Das floristische Hauptelement dieser Gegenden in wirtschaftlicher Beziehung bildet der Olivenbaum (zitûn), dessen Haine einen großen Teil des Küstengebietes — namentlich die Hügelwellen — bedecken und die vorzüglichste Einnahmequelle der eingeborenen Bevölkerung bilden. Die Stämme stehen in lichten Hainen etwa 10 zu 10 m von einander gepflanzt und sind zum Teil alte knorrige Gesellen, die schon mehrere Jahrhunderte über ihre Wipfel ziehen sahen. Neue Anpflanzungen finden überaus selten statt, obwohl sich solche gerade hier reichlich lohnen würden.

Die Blütezeit des Olivenbaumes fällt in die Monate April und Mai; dann setzen die kleinen grünen Früchte an, die unter den Strahlen der heißen Sommersonne heranreifen. Vor Eintritt der Regenzeit wird der Boden um die Stämme, falls dieser nicht mit Gerste, Weizen oder Saubohnen bestellt ist, leicht umgepflügt, um dem Regenwasser das Einsickern zu erleichtern und ihm einen freieren Zutritt zu dem weit verzweigten Wurzelwerk zu schaffen. Gewöhnlich werden auch die Felder mit einem niedrigen Erdwall umgeben, damit das

fruchtbringende Naß dem eigenen Acker erhalten bleibt und nicht etwa, wenn eine Neigung des Bodens vorhanden ist, dem Nachbar zu gute kommt.

In der zweiten Hälfte des Novembers nimmt die Ernte ihren Anfang, die allgemein im Laufe des Februar beendet zu sein pflegt. Dieselbe beginnt damit, daß die vom Winde oder infolge von Frühreife oder Wurmstich abgefallenen Früchte durch Frauen und Kinder in mühseliger Arbeit vom Boden aufgelesen werden. Ist die Reife weit genug vorgeschritten, dann werden die jetzt blauschwarzen Früchte durch Männer und Knaben mit Knütteln von den Zweigen geschlagen und in unter dem Baume auf dem Boden ausgebreiteten Tüchern aufgefangen. Der Besitzer läßt den Ernteertrag nun entweder selbst für seine eigene Rechnung in einer arabischen Ölmühle (m'âçra) unter seiner persönlichen Aufsicht auspressen oder er verkauft denselben an eine der im Lande jetzt zahlreichen Ölfabriken, die in fast allen Dörfern des Sahel nach europäischem (französischem oder italienischem) Muster eingerichtet und mit hydraulischen Pressen und Preßfiltern ausgestattet sind. Der Preis für die Oliven beträgt je nach der Lage des Ölmarktes 60 bis 100 Piaster für ein Kaffis oder 30 bis 50 Mark für etwa 6 Hektoliter.

Von den Getreidearten wird, wie gemeinhin in der ganzen Regentschaft Tunis, fast nur Weizen (Ḳammeh), Gerste (sha'îr) und Saubohnen (sûl) angebaut; dazu treten noch verschiedene Sämereien, die aber weniger in den Großhandel kommen, sondern in der Hauptsache für den einheimischen Bedarf verwendet werden. Die Getreidekulturen füllen die Lücken zwischen den Olivenpflanzungen aus oder werden manchmal sogar in diesen selbst angelegt. Abgesehen von den die Salzseen umgebenden Niederungen ist das gesamte Sahelgebiet fruchtbarer, bebauter Boden.

Um die Dorfanlagen schlingen sich, wie ein bunter Gürtel, blühende Gärten, in denen Orangen (birdgân), Citronen (lim Ḳârç), Mandeln (lûz), Feigen (Karmûs), Granatäpfel (rummân), Pfirsiche (Khûkh), Aprikosen (meshmêsh), Maulbeeren (tûth) u. s. w. in stetiger Fruchtfolge den Tisch des Besitzers vom Frühjahr bis tief in den November hinein mit frischem Obst versehen.

Die Stelle von Umfassungsmauern ersetzen gewöhnlich die oft 3—4 m hohen, undurchdringlichen Hecken des stacheligen Opuntienkaktus (hendi), dessen dickfleischige Blätter im Mai eine tiefgelbe Blüte treiben und dessen rötliche Früchte von den Eingeborenen mit großer Vorliebe gegessen werden. Die Frucht hat ein feines Aroma und einen dem Fleisch der frischen Feige ähnlichen Geschmack, weshalb die Franzosen ihnen auch den Namen Figues de Barbarie gegeben haben.

Zu gleicher Zeit, wie der Opuntienkaktus treibt auch die Agave (çabbâra) aus der dichten Laubrosette ihrer sich am Boden ausbreitenden, langen und spitzen Blätter einen mehrere Meter hohen Blütenschaft, der dieser Pflanze für kurze Zeit ein baumartiges Aussehen verleiht. Als Nutzpflanze erwähnenswert ist ferner der Johannisbrotbaum (Kharrûba), der überall zwischen den Olivenpflanzungen in kleinen Gruppen von 3 bis 10 Stämmen vorkommt, und dessen getrocknete Früchte ein beliebtes Nahrungsmittel der einheimischen Bevölkerung bilden.

Die schöne, schlanke Dattelpalme (nakhle), welche in den Oasen des Südens am Nordrande der Sahara nach vielen Tausenden zählende Haine bildet, kommt sporadisch im ganzen Küstengebiete vor. Ihre Früchte erreichen in diesen Breiten jedoch keine völlige Reife; sie sind hart, saftlos und von bitterlichem Geschmack und lassen sich nicht im entferntesten

mit der köstlichen, honigsüßen Frucht des sonnigen Belad El-Djerîd vergleichen.

Die Fauna der Säugetiere zeigt im Sahelgebiet wenige bemerkenswerte Erscheinungen. Die so dicht besiedelten und rege bebauten Landstriche sind natürlich ziemlich wildarm, wenigstens vermögen sich die größeren Arten hier nicht zu halten, da ihnen die im Berglande und in den Steppen gebotenen Lebensbedingungen gänzlich fehlen und sie auch zu großen Verfolgungen ausgesetzt sind.

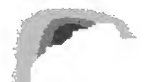
In den dichten Hecken, welche die Felder umhegen, in den Wachholderbüschen und dem Gestrüpp, das die Hänge bedeckt, führt der Schakal (dhîb), das gemeinste nordafrikanische Raubtier, ein lichtscheues Dasein. Bei Einbruch der Nacht wagt er, sich vorsichtig nach allen Richtungen sichernd, sich aus seinem verborgenen Schlupfwinkel heraus, um sich bei dem Kadaver eines auf dem Felde verendeten Rindes oder Esels mit seinesgleichen ein Stelldichein zu leckerem Schmause zu geben oder in der Umgebung der Dorfschaften ein verirrtes Huhn zu erhaschen. Das wolfsgraue Gewand paßt trefflich zu seinem nächtlichen Gewerbe, und nur mit Mühe und unter großer Vorsicht gelingt es dem ausdauernden Jäger den räuberischen Gesellen auf dem Anstande zu erlegen.

Meister Lampe (arnib), ein in Gestalt und Bau wesentlich kleinerer Vetter unseres heimatlichen Freundes, hat sich aus den ihm zu unruhigen Olivenpflanzungen weiter in das Innere des Landes zurückgezogen, so daß man ihn jetzt im Küstengebiet seltener antrifft. Die Aasjägerei der italienischen und maltesischen cacciatore, die alles niederknallen, was ihnen vor das Rohr kommt, sowie der Umstand, daß bis vor kurzem ein Jagdgesetz in Tunesien nur auf dem Papier vorhanden war, mögen seine Reihen überdies in den dichter besiedelten Strichen sehr gelichtet haben. Das Fleisch des nordafrikanischen Hasen

ist weichlich und süß und besitzt bei weitem nicht den pikanten Geschmack, den wir bei unserem Wildpret so hoch schätzen.

Ein in den südeuropäischen Ländern nicht seltener Jagdsport, der nicht mit Pulver und Blei, sondern mit kleinen Stöberhunden auf nächtlicher Suche betrieben wird, erfreut sich auch hier bei den einheimischen Jägern einer großen Beliebtheit. Es ist dies die Jagd auf Igel (ḳanfûd) und Stachelschweine (dherbân), die als Wildpret einen großen Ruf in der orientalischen Küche genießen. Das Stachelschwein findet sich mehr im gebirgigen Gelände nach der Sebkha Sîdi El-Ḥâni hin, wo es in natürlichen Höhlen vor Sonnenaufgang einen ungestörten Unterschlupf für den Tag sucht, der Igel ist dagegen im ganzen Flachlande anzutreffen. Nur mit einem derben Knüttel aus zähem Olivenholze bewaffnet, begleitet von einem für diese Suche besonders dressierten Hunde, der an seinem Halsbande eine kleine Klingel trägt, zieht der einheimische Jäger in windstillen Nächten zu diesem seltsamen Weidwerk aus. Das auf seinem nächtlichen Spaziergange überraschte, stachelige Wild rollt sich bei der Annäherung des beständig klingelnden Hundes zur Verteidigung zusammen und wird von dem herbeieilenden Jäger mit kräftigen Keulenschlägen getötet.

Das Hof, Garten und Feld bevölkernde Heer der Nagetiere ist ein sehr mannigfaltiges und würde einem Zoologen ein reiches Arbeitsfeld bieten, zumal die Säugetierfauna der Regentschaft bis jetzt noch wenig erforscht ist. Ich will an dieser Stelle nur eine der merkwürdigsten Spezies noch herausheben, die nordafrikanische Springmaus, Dipus aegyptius (djerbôa). Dieses überaus zierliche Nagetier bewohnt in der Nähe von Sḳânis die Hänge des Plateaus von Monastîr und tummelt sich während der Sommermonate auf der weiten Fläche der dann ausgetrockneten Lagune von Djemmâl in übermütigen



Sprüngen. Die überaus langen Hinterbeine befähigen das Tier vorzüglich zum Springen und verleihen ihm eine so bedeutende Schnelligkeit, daß ein gut berittener Jäger ohne Hunde es nicht zu erlegen vermag. Die Nomadenstämme in den Hochsteppen des Inneren benutzen die dort häufigen Springmäuse zur Dressur für ihre Windhunde, die Slûgis, die zur Hetze auf Gazellen und Hasen verwendet werden. Einem eingefangenen Tierchen werden die weitabstehenden Ohren durchbohrt, und dasselbe, nachdem eine Rute durch die Ohrlöcher gezogen ist, in Freiheit gesetzt und der Verfolgung der Slûgis preisgegeben. Die Maus, die durch die quer vor ihrem Kopfe befestigte Rute verhindert wird, sich in einem Erdloch vor den Hunden zu bergen, sucht in langen, mächtigen Sätzen der Meute zu entrinnen. Erst nach langer, verzweiflungsvoller Hetze gelingt es dieser, den kleinen Nager zu fangen.

Eine ganz besondere Freude wird dem die Gestade des Sahels durchstreifenden Naturfreunde durch die zahlreichen gefiederten Bewohner dieser Gegenden bereitet. Der aus Südfrankreich oder Italien kommende Reisende ist über den Kontrast, den ihm Tunesien jenen, seiner Vogelwelt fast ganz beraubten Ländern gegenüber bietet, auf das angenehmste überrascht.

Aus den Olivenhainen schallen lustige Lockrufe, mit schwirrendem Flügelschlage huschen die kleinen Sänger von Baum zu Baum und lassen aus den höchsten Wipfeln ihre lieblichen Weisen ertönen. Viele uns aus der Heimat so vertraute Gestalten treffen wir hier wieder an, Rotkehlchen, Buchfinken, Stieglitze, Hänflinge, Nachtigallen u. a., zu denen sich die für diese Gebiete charakteristischen Arten, die intensiv blau gefärbte Ultramarinmeise und der schön gezeichnete Maurenfink, der tunesische Vetter unseres einheimischen Buchfinken,

gesellen, die alle während des Frühlings ihre köstlichen Strophen in melodischem Durcheinander schmettern und flöten. Dazwischen läßt der Wiedehopf seinen häufig wiederholten Lockruf ertönen, und des Abends, wenn alles sich zur Ruhe rüstet, dann hallt der melancholische Schrei des kleinen, zierlichen, in der Dämmerung gespenstig mit lautlosem Flügelschlage von Stamm zu Stamm streichenden Wüstenkauzes, von den Arabern Bumme genannt, durch den friedlichen Hain.

In den Nischen zerfallener, alter Cisternen und Brunnen, die sich besonders längs der ehemaligen römischen Heerstraßen durch das ganze Gebiet hin verstreut finden, nistet die sehr häufige, aber überaus scheue Felsentaube, die auch auf den zackigen Gipfeln des Berglandes in unmittelbarer Nähe von Geier- und Steinadlerhorsten brütet. Das mittelste der Monastîr vorgelagerten drei Felsenriffe verdankt seinen Namen Djezîret El-Hamâm (Taubeninsel) den auf ihm vorhandenen Nistkolonieen dieser Art. Die etwas kleinere Turteltaube ist ein im April in großen Scharen eintreffender Zugvogel, dem auf das eifrigste nachgestellt wird.

In den Thälern zwischen den Höhenzügen trifft man in Gemeinschaft mit Turteltauben die Amsel oder Schwarzdrossel an. Während diese Drossel in Tunesien Standvogel ist, durchzieht die Singdrossel das Land nur auf der Wanderschaft und wird dann als „grive — Krammetsvogel“ ganz furchtbar beschossen.

Einem gleichen Schicksale verfällt die Wachtel, die im Frühjahr und Herbst Tunesien durchwandert, aber besonders bei ihrem nordwärts gerichteten Zuge in größeren Scharen auftritt. Dann erhebt sich in den grünen Gerstenfeldern ein Gewehrfeuer auf die hübschen Tierchen, daß man glauben möchte, ein Bataillon Infanterie exerziere im Feuer. Von anderen Hühnervögeln finden wir noch das Laufhühnchen und

das Stein- oder Klippenhuhn, das besonders die Abhänge der Höhenzüge bewohnt, von wo aus es die benachbarten Getreidefelder aufsucht; die Aasjägerei hat auch dieses Federwild aus der näheren Umgebung der Städte vertrieben. Das Klippenhuhn ist der einzige Vogel in der Regentschaft, der sich einer offiziellen Schonzeit — vom 1. Februar bis Mitte August — erfreut. Schon im Januar trennen sich die Ketten zu Paaren, und beginnen die Hühner gewöhnlich im März das Legegeschäft.

Die Familie der Lerchen ist eine recht zahlreiche und in mehreren Arten vertreten; es sind dies die Feldlerche, die Haubenlerche, die Isabelllerche, die zierliche kleine Stummellerche und die Kalanderlerche. Ein beliebter Sport der hiesigen „Weidmänner“ besteht darin, die herrlichen Sänger, die überall an den Wegrainen sitzen, aus dem Wagen über die Köpfe der Pferde hinweg zu schießen, wobei es allerdings während meines Dortseins einem Franzosen passierte, daß er an Stelle einer Lerche das Pferd in den Kopf schoß, was ihm diesen erfolgreichen Jagdtag zu einem recht kostspieligen machte. — Eine andere Jagdart auf Lerchen ist das „Spiegeln“. An sonnigen Tagen wird von dem hinter einer Hecke verdeckt liegenden Schützen ein auf einem Stock befestigter, leicht drehbarer, kleiner Spiegel, der inmitten eines Feldes aufgestellt ist, durch eine lange Leine in beständige Bewegung gesetzt. Die Lerchen umschwärmen bald den blitzenden Körper und werden so mit Leichtigkeit heruntergeschossen.

Das Verbreitungs-Gebiet der größeren Raubvögel, wie Lämmergeier, Gänsegeier, Steinadler u. s. w. beschränkt sich fast ausschließlich auf das innertunesische Bergland, nur in außerordentlich seltenen Fällen verfliegen sich dieselben an die Küste. Die hier am häufigsten vorkommenden Arten der Raubvogelfamilie sind Turmfalke, Rötelfalke, Sperber und

Fischadler, den ich besonders am Strande bei Skânis oft beobachtet habe, wo er sich gern aus dem Wasser aufragende Klippen zum Ruhesitze wählte.

Sehr mannigfaltig sind die Arten aus den Ordnungen der Wat- und Schwimmvögel, die den Meeresstrand oder die flachen Sebkhas in großen Schwärmen beleben. Vor allem ist die Familie der Reiher zahlreich vertreten; am gemeinsten ist der graue Fischreiher, weniger häufig, aber keineswegs selten sind der Löffelreiher, Silberreiher, Seidenreiher, Purpurreiher, Nachtreiher und Zwergrohrdommel. Dagegen fehlt der in Algerien doch so häufige Storch merkwürdigerweise hier ganz. Der graue Kranich ist an der Ostküste ein regelmäßiger Wintergast, von dem ich oft nach Hunderten zählende Völker beobachtet habe. Kiebitze, Regenpfeifer, Wasserhühner, Schlamm-, Strand- und Wasserläufer, die sich zu größeren oder kleineren Ketten und Schwärmen vereint haben, geben dem Strande ein buntes, wechselvolles Leben.

Aus der Ordnung der Schwimmvögel zieht vornehmlich ein Vogel die wohlverdiente Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich, und das bewundernde Auge wird nimmer müde, ihn immer und immer wieder zu betrachten, den herrlichen, prächtig gezeichneten Flamingo, dessen rosenfarbig Federkleid in der auf der breiten Wasserfläche der Strandlagunen sich wiederspiegelnden, afrikanischen Sonne wie eitel Gold zu glühen scheint. Es ist ein herrlicher Anblick diese schönen Vögel in Ketten von vielen Hunderten in einer langen Flammenlinie im Wasser stehen oder auf ein von den klugen und leicht argwöhnischen Wachtieren gegebenes Warnungszeichen in sich schnell ordnender, kreuzförmiger Kette aufrauschen zu sehen. Der Flamingo, der den Gewohnheiten der übrigen Zugvögel entgegen von Ost nach West wandert, brütet in der Regentschaft nicht; bis jetzt sind wenigstens noch nirgends Niststätten

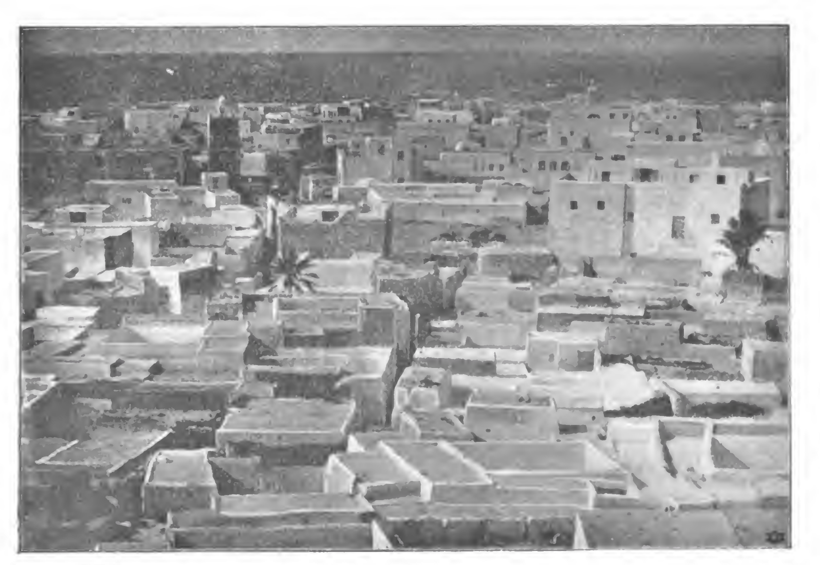


nachgewiesen worden. Die Jagd auf dieses schöne Wild ist eine der mühevollsten, da die große Wachsamkeit der ausnehmend scheuen Vögel ein Anschleichen nur in seltenen Fällen möglich macht. Das Fleisch des Flamingo ist, wie ich mich selbst überzeugen konnte, bei richtiger Zubereitung ein sehr schmackhaftes und zartes, und fast möchte ich ihm unter allem Wildpret Tunesiens den Vorzug geben.

Auf dem blauen Wasser der kleinen Syrte tummelt sich ein buntes Volk von See- und Meerschwalben, Möven, Enten und Tauchern, von denen ein Teil auch auf den Kuriât-Inseln zu brüten pflegt. Mit einer leichten Barke gelingt es oft, die sorglos fischenden Vögel anzusegeln und zu erlegen.

Auf eine weitere Beschreibung der Fauna dieser Gebiete näher einzugehen, würde mich hier zu weit führen, und ich will nur noch erwähnen, daß die Schwärme von Mücken und Fliegen während der heißen Monate in einigen Ortschaften zu einer wahren Landplage werden können, daß dagegen der Skorpion bei weitem nicht so häufig in die Wohnungen dringt, als manche Reisende berichten. Unter den Steinen alter Ruinen ist er zwar keineswegs selten, doch habe ich ihn in sauber gehaltenen Gebäuden nur in ganz vereinzelten Fällen angetroffen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Küstennähe haben eine ziemlich dichte Besiedelung des Sahels ermöglicht. Außer den vielen kleineren Marktflecken und Dörfern, denen nach dem Innern zu die Duârs der Nomadenstämme folgen, zählen wir an der Küste vier Hafenplätze von hervorragenderer Bedeutung: Sousse (ital. Susa, arab. Sûssa) mit ca. 16000 Einwohnern, Monastîr mit ca. 5600 Einwohnern, Mehedîa mit ca. 6300 Einwohnern und schließlich Sfax (arab. Sfâkis), das eigentlich nicht mehr recht zum Sahel zu rechnen ist, mit einer Bevölkerung von ca. 32000 Köpfen. Der Volk-



Albert phot.

Monastir aus der Vogelschau.

ständigkeit wegen sei auch noch das ca. 60 km westlich von Sousse im mitteltunesischen Steppengebiete gelegene Kairuân mit einer Bevölkerung von annähernd 22 000 Seelen genannt.

Sämtliche vier Küstenstädte sind durch meist gut fahrbare, zum Teil sogar chaussierte Landstraßen unter einander verbunden; ferner vermitteln zwischen ihnen die französische Compagnie Générale Transatlantique (Marseille) und die italienische Florio-Rubattino-Linie (Genua) mit je wöchentlich zwei Dampfern, die das Sahel auf der Reise von und nach Tunis — Tripolis anlaufen, einen regelmäßigen Verkehr.

Sousse oder Sûssa, der nördlichste der Hafenplätze, ist die Hauptstadt des Sahels und als solche der Sitz der Kantonalsbehörde (Contrôle civil), des französischen Tribunals und einer militärischen Kommandantur. Durch das zahlreiche, in den verschiedenen Bureaus beschäftigte Personal — ein großer Teil der Unterbeamten sind Korsen — und die stärkere Garnison erhält diese Stadt eine viel ausgeprägter französische Physiognomie als Monastîr und Mehedîa, in denen nur etwa je 15 bis 20 Franzosen, fast ausschließlich Beamte, ansässig sind. Sousse bietet heute schon dem Europäer einen gewissen Komfort; es besitzt mehrere Hotels, zahlreiche Kaffeehäuser und Verkaufsläden aller Art, mehrere Ärzte und drei Apotheken.

Der Fabrikation von Olivenöl und Seife, die schon seit langen Jahren am Platze betrieben wird, ist jetzt eine mannigfaltige Industrie in den verschiedensten Geschäftszweigen gefolgt, die eine von Jahr zu Jahr sich steigernde gedeihliche Entwickelung erfährt.

In den europäischen Kolonieen von Monastîr und Mehedîa tritt ganz besonders das italienische und maltesische Element in den Vordergrund.

5*

Die Italiener, die besonders dadurch so zahlreich sind, daß in früheren Jahren sich ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung, um sich der tunesischen Jurisdiktion zu entziehen, unter italienischen Schutz gestellt hat, repräsentieren hier vielfach die besitzende Klasse der europäischen Kolonie und sind seit Generationen im Lande ansässig. Fast der ganze Handel der Ostküste geht durch ihre Hände und in allen Küstenstädten findet man große Häuser, die den Ein- und Ausfuhrhandel betreiben. Außerordentliche Genügsamkeit im Lebensunterhalt und Enthaltsamkeit von geistigen Getränken zeichnet die Italiener rühmlichst aus; wie überhaupt bei den Südländern, zeigt sich aber auch bei ihnen unter dem Einflusse des warmen Klimas eine gewisse Lässigkeit und Beschaulichkeit, die eins ihrer Sprichwörter: „Chi va piano, arriva sano e chi arriva sano, va lontano“ treffend bezeichnet. Nur manchmal wird das Idyll der kleinen Kolonieen von einem messergewaltigen Sicilianer gestört, die ein starkes Bruchteil der an der Küste ansässigen italienischen Bevölkerung bilden.

Von der vielgerühmten italienischen Frauenschönheit habe ich in Tunesien wenig gesehen. Der Typus ist ein wenig ansprechender, die Gesichtsfarbe dunkel und unrein, die Haltung ungraziös und lässig, dabei ein den Nordländer sehr abstoßender Mangel an Geschmack und Akkuratesse in der Kleidung. Hierzu kommt, daß die Vernachlässigung von Augenleiden und die Unachtsamkeit der Eltern oft ein Schielen auf einem oder auch beiden Augen entstehen lassen, dem man auffällig oft beim weiblichen Geschlechte begegnet. Wie auch die Jüdinnen, die in der Jugend wenigstens meist sehr hübsch sind, haben die Italienerinnen und Malteserinnen eine große Anlage, korpulent zu werden, und dann schwindet bei ihnen auch die letzte Spur von Reiz.

Die italienische Sprache, die im Handelsverkehr in der

jüngeren Zeit immer mehr durch die französische zurückgedrängt wird, findet sich in Tunesien oft mit arabischen Redefloskeln durchsetzt; das Sicilianische, das vielfach an der Küste gesprochen wird, klingt dem Ohre wenig gefällig.

Die Malteser bilden nach der italienischen die zweitstärkste, europäische Kolonie; von ihrer kleinen, felsigen Inselheimat aus haben sie den nahe gelegenen Nordrand von Afrika überflutet und bilden hier in allen möglichen Lebensstellungen ein verbindendes Element zwischen Europäern und Eingeborenen. Sie sind Kolonialwaren- und Viktualienhändler, Geschäftsvermittler, Kutscher, Fleischer, Fischer u. s. w. Ihr Lebensunterhalt, in dem die billigen Fische eine große Rolle spielen, ist womöglich noch einfacher, als der der Italiener. Sie nähern sich in ihrer Lebensweise sehr den Arabern und Mauren, mit denen sie in enger Blutsverwandtschaft überhaupt viele Berührungspunkte haben.

Ihre Sprache ist ein inniges Gemisch aus Italienisch und Arabisch mit stärkerer Annäherung an das letztere, sodaß es selbst neuen Ankömmlingen von der Heimatinsel leicht wird, sich mit den Tunesen zu verständigen.

Die Mädchen sind schon sehr früh reif und heiraten oft mit dem 13. oder 14. Jahre einen 16 oder 17jährigen Gatten. Der Kinderreichtum der maltesischen Ehen ist trotz der frühzeitigen Verheiratung ein außerordentlicher, Familien mit 15 bis 20 Kindern gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Hin und wieder kommt es auch vor, daß eine Malteserin einen Mauren heiratet und zum Islâm übertritt. Sie nimmt dann mit dem neuen Glauben natürlich auch die moslemische Tracht und Sitte an und scheidet völlig aus dem Kreise ihrer Familie.

Bis vor wenigen Jahren war der Reisende im Küstengebiet noch auf die Gastfreundschaft eines ansässigen Europäers



angewiesen, wenn er nicht im Pferdestall, dem Foudûk, vor der Stadt schlafen wollte. Heute findet er außer in Sousse wenigstens auch schon in Monastîr und Mehedia in europäisch gehaltenen Gasthäusern eine erträgliche Unterkunft und Verpflegung.

Die Industrie dieser beiden Städte, die im Herzen der Olivenplantagen gelegen sind, beschäftigt sich natürlich in der Hauptsache mit der Gewinnung von Olivenöl, in Monastîr jedoch auch mit der Fabrikation reiner Olivenöl- sog. Marseiller-Seife. Das Olivenöl, das von hier in ganz bedeutenden Mengen ausgeführt wird, geht fast ausschließlich nach Marseille und Italien und wird an ersterem Platze viel zum Verschneiden des Provenceröles benutzt.

Außer dieser Produktion blüht ein lebhafter Handel in Gerste, Weizen, Schafwolle, Häuten und Halfa, den getrockneten Halmen der Stipa tenacissima L., die von den Beduinen auf großen Kamelherden aus den Hochsteppen nach den Küstenplätzen gebracht werden. Das zu allerlei feinerem und gröberem Flechtwerk, wie auch besonders als Surrogat zur Jute- und Papierfabrikation sehr geeignete Gras wird hauptsächlich von England aufgekauft; in Deutschland ist seine Verwendung meines Wissens nur wenig oder gar nicht bekannt.

Die tunesischen Küstenplätze zeigen, abgesehen von einigen kleinen, durch die Örtlichkeit bedingten Verschiedenheiten, fast das gleiche Gepräge, und auch die eingeborene Bevölkerung zeigt eine große Gleichförmigkeit in Wohnung und Kleidung, Sitte und Brauch.

In dem Viertel, das ausschließlich von moslemischer Bevölkerung bewohnt wird, machen die Straßen der maurischen Städte einen überaus monotonen Eindruck. Weißgetünchte, jeden Ornamentes bare Mauern schließen die schmalen, holperigen Gassen auf beiden Seiten ein. Die

schweren, nach oben zu den sog. maurischen Bogen abgerundeten Thürflügel, grün oder rotbraun bemalt, sind fest verschlossen; auf einige derselben ist eine weiße oder schwarze Schwurhand gezeichnet zur Abwehr gegen bösen Blick und Zauberspruch. Eine geheimnisvolle Welt umgiebt den Besucher!

Dem Fremden, der die Regentschaft bereist, wird sich wohl kaum eine Gelegenheit bieten, einen Blick in das Wohnhaus eines Moslem zu thun. Ist man dagegen im Lande ansässig und mit den Bewohnern näher bekannt geworden, dann gelingt es schon eher, gelegentlich, wenn die Frauen abwesend sind, Eintritt in das Haus zu erlangen.

Die Grundform des maurischen Hauses ist bei allen Bauten mehr oder weniger die gleiche. Ein quadratischer Hof wird von vier langen, schmalen Zimmern, deren Thüren und Fenster sämtlich in den Hof führen, eingeschlossen. Derselbe ist mit Steinfliesen oder Marmorplatten belegt, in seiner Mitte befindet sich der Eingang in die Trinkwasser-Cisterne, welche die Abflüsse von den flachen Dächern während der Regenzeit in sich aufnimmt. Bei ärmeren Besitzern sind oft nur zwei Zimmer ausgebaut, die beiden anderen Seiten des Vierecks werden dann durch einfache Mauern abgeschlossen, zwischen denen die Haustiere in der Nacht eine Unterkunft finden.

Da der Maure sich tagsüber sehr wenig in seinem Hause aufhält, so verwendet er eine sehr geringe Sorgfalt auf die Einrichtung desselben; überdies fehlt dem Orientalen auch jeder Sinn für eine behagliche Häuslichkeit. Die Wände der langen, schmalen Zimmer sind einfach weiß getüncht, die hölzerne Decke ist geschmacklos in schreienden Farben bemalt. Die vergitterten Fenster werden in vielen Häusern durch Holzläden geschlossen, und erst bei größerer Wohlhabenheit treffen wir Fenster mit Glasscheiben an.

Vor der Thür hängt ein leichter Vorhang aus Kattun. Im Zimmer selbst herrscht die allergrößte Unordnung. Auf der Matte, die den großen Fußboden bedeckt, liegen Kissen mit zerschlissenen Baumwollenüberzügen, Kleidungsstücke, Wäsche und Schlafdecken im bunten Wirrwarr durcheinander. Eine gute Hausfrau ist die Maurin nicht, das sieht man auf den ersten Blick. An der Wand, der Thür gegenüber, zieht sich eine breite Holzbank hin. Ein Teppich ist über dieselbe geworfen, bunte Kissen ersetzen Arm- und Rückenlehnen. Die ärmeren Volksklassen schlafen auf einer Matte am Fußboden. Besser Gestellte benutzen als Bett einen kastenartigen Aufbau aus Holz, der oben mit einer von Schafwolle gestopften Matratze belegt ist. An der Seite ist dieser Bettkasten mit einer Thür versehen und dient zur Aufbewahrung von Wäsche und Garderobe.

Die Schlafdecken, die im Süden der Regentschaft in Gafça und auf der Insel Djerba hergestellt werden, sind aus Wolle gewebt und in lebhaften Farben rot, gelb, blau und weiß gestreift.

Bei vornehmen Mauren ist aus dem einfachen Bettkasten durch den Aufbau einer mächtigen hölzernen Decke, die von vier starken, im Rokokostile gewundenen Holzsäulen getragen wird, eine Art Himmelbett entstanden. Der Himmel berührt oft die Zimmerdecke und macht mit seinem grellen Farbenanstrich und der überladenen Vergoldung einen mehr originellen, als schönen Eindruck.

Besonders komisch wirken in einem solchen Haushalte einzelne europäische Möbel, welche der Hausherr in irgend einer fortschrittlichen Laune erworben hat. Weiß der Orientale schon nicht die eigene Einrichtung harmonisch zu gestalten, so bringt ihn das Arrangement abendländischer Möbel gänzlich in Verlegenheit. Die Stühle sind auf einer Seite des



Zimmers in einer geraden Linie aufgestellt, ein schöner, großer Spiegel von venetianischem Glase hängt so hoch, daß niemand hineinsehen kann, und dem Tische aus poliertem Nußbaumholz ist ein Bein weggebrochen, man hat ihn deshalb in einer Ecke an die Wand gelehnt.

Die Sauberkeit läßt viel zu wünschen übrig; wo ausgekehrt wird, da findet man oft in den Ecken und Nischen den Kehricht einer Woche, und Spinnen weben ungestört ihre luftigen Schlösser.

Die Kücheneinrichtung ist bei den bescheidenen Ansprüchen der Moslemin die denkbar einfachste. Der gemauerte Herd hat in seinem Oberteile drei bis vier nach vorn offene und mit einem Eisenroste überdeckte, kleine Feuerstellen. Der Rost wird mit Holzkohlen angefüllt, ein glimmendes Stück Kohle darauf gelegt und dann durch anhaltendes Wedeln mit einem aus Palmenbast geflochtenen Fächer das Ganze in Glut gesetzt. Die Kochtöpfe bestehen aus unglasiertem, rotgebranntem Thon. Sehr häufig werden auch an Stelle eines feststehenden Herdes kleine transportable Öfen aus Thon gebraucht; sie sind sehr billig*) und bequem und können auch auf Reisen mitgeführt werden. Diese Öfen sind runde Thontöpfe, die am oberen Rande mit Luftlöchern versehen sind. Die Holzkohlen werden in den Topf geschüttet und das Kochgefäß daraufgesetzt.

In manchen Haushaltungen findet man auch einen kleinen primitiven Backofen. Es ist dies ein niedriger, sich nach oben verengender Thoncylinder, der mit seinem breiten Ende in die Erde eingelassen ist. Die Innenfläche der kraterförmigen Öffnung ist mit kleinen Stacheln versehen, auf welche die flachen, runden Brote gespießt werden. Der Innenraum

*) 8—12 Kharrûben = 24—40 Pfennige.

wird darauf mit glühenden Holzkohlen und Asche angefüllt und zugedeckt, bis das Brot gar ist. In den größeren Ortschaften, wo das Brot gewerbsmäßig hergestellt wird, trifft man diese Backeinrichtung seltener an.

Von großer Wichtigkeit für den orientalischen Haushalt sind ferner die Thonkrüge, in denen das Trinkwasser tagsüber aufbewahrt wird. Nicht jedes Haus ist in dem angenehmen Besitze einer guten Trinkwasser-Cisterne, und oft sind die Bewohner auf das Wasser angewiesen, das Eseltreiber auf ihren Grautieren manchmal mehrere Kilometer weit aus öffentlichen Brunnen oder Cisternen in die Stadt bringen.

Es gibt drei, in der Größe verschiedene Arten von Thonkrügen. Die Djárra, die größte, fast einen Meter hohe Form, ist ein Standgefäß, das in der Küche als Wasserreservoir dient. Die ca. 50—60 cm hohen Ḳúlla benutzt man als Transportgefäße, sie halten ungefähr 10 Liter und bilden immer vier dieser Krüge eine Eselladung. Die kleinste und zierlichste Art die Ḥalbîa, von den Europäern Gargoulette genannt, dient als Trinkgefäß oder Wasserflasche.

Während die beiden anderen Krugarten in der Form stets gleich bleiben, hat die Phantasie des arabischen Handwerkers bei der Herstellung der kleinen Ḥalbîa sich üppig entfaltet. Bald hat der Krug einen weiten Bauch und langen Hals, bald ist die ganze Form kurz gestaltet. Jetzt schlicht und einfach, dann wieder mit reichen Ornamenten versehen. Die Gestalt aller dieser Krüge ähnelt sehr der der altgriechischen Amphora mit zwei Henkeln und dem verjüngten Fuß. Während der heißen Jahreszeit hält sich das Trinkwasser in diesen Gefäßen außerordentlich kühl. Der poröse Thon läßt allmählich Wasser durchsickern, dasselbe verdunstet in der warmen Atmosphäre, und der Inhalt des Kruges wird durch diesen Prozeß kühl erhalten.

Wenn nun auch der Tunese, wie wohl jeder Orientale so wenig Sorgfalt auf die Einrichtung seines Heims verwendet, so hält er sich in seiner Kleidung doch gewöhnlich ordentlich und sauber.

Das Untergewand ist bei beiden Geschlechtern das gleiche. Über einem leichten Trikotjäckchen ohne Ärmel tragen sie ein kurzes Hemd aus weißem Shirting, dazu faltige Beinkleider aus gleichem Stoffe, die unter dem Knie abschließen und über den Hüften mit einer starken farbigen Schnur zusammengebunden werden. Darüber wird ein breiter bunter Gürtelshawl mehrfach um den Leib geschlungen.

Das Obergewand des Mannes ist je nach seiner Beschäftigung, Vermögen und Geschmack ein durchaus verschiedenes. Sämtliche Gewänder haben aber insofern einen gemeinschaftlichen Schnitt, daß sie ohne Knöpfe und vorn ganz geschlossen sind. Wie ein südamerikanischer Poncho werden sie über den Kopf geworfen und durch den Halsausschnitt angezogen.

Wer in Garten und Feld zu arbeiten oder sonst ein Handwerk zu verrichten hat, das eine freie Bewegung der Arme erfordert, trägt die Kadrûn aus rehbraunem, grobem Wollenstoff, der im Inlande gewoben ist. Die Kadrûn umschließt leicht den Oberkörper, wie eine Joppe, und geht bis zum Knie herab. Mit kurzen Ärmeln versehen und mit einer weißen, starken Borte besetzt, die um den Halsausschnitt, den Saum und die Nähte läuft, erscheint die Kadrûn recht kleidsam. Bei regnerischem und kaltem Wetter zieht der Arbeiter noch eine Kabûta über; dieselbe ist von gleichem Stoff und Schnitt wie die vorige und nur noch, wie schon der Name andeutet, mit einer Kapuze versehen.

Das eigentliche Bürgerkleid, die Gewandung der Kaufleute, Schriftgelehrten und Meister, ist die Djibba, ein großes faltiges und ärmelloses Gewand von rotbrauner Farbe, das



am Halsausschnitt und den Ärmellöchern mit in grüner Seide gestickter Borte versehen ist. In der heißen Jahreszeit wird die schwere, wollene Djibba durch ein im Schnitt ganz gleiches, aber aus leichtem Shirting gefertigtes Kleid ersetzt.

Reiche und vornehme Mauren tragen ein der Djibba ähnliches Obergewand, das aus feinem, buntem Tuche gearbeitet ist. Während ältere Leute neutrale und dunklere Farben vorziehen, liebt die junge, elegante Welt lichte, helle Töne.

Unter der Djibba trägt der Tunese gewöhnlich noch eine Weste (Çedrîya), die mit buntseidenem Bruststück, von zwei Reihen mit Seide übersponnener Knöpfe eingefaßt, besetzt ist.

Auf Reisen oder bei rauher kalter Witterung wirft der Maure den weiten, faltigen Burnus über. Derselbe ist aus Schafwolle gewebt, meist weiß oder blau gefärbt, und mit einer großen Kapuze versehen, welche eine kleine Troddel schmückt.

Das glattrasierte Haupt deckt die Sheshîa, der tiefdunkelrote Fez mit langer, blauseidener Quaste. Der tunesische Fez unterscheidet sich von dem türkischen und ägyptischen, der oben abgeplattet ist, durch seine runde Form. Die Sheshîa umschlingt in vielfacher Windung die Kâshta, das Turbantuch aus einfachem Musselin oder prächtig durchwirktem Seidengewebe. Die Farbe desselben ist meist weiß oder auch bunt gemustert; die Sfaxi lieben rot, während die Bewohner der Heiligenstadt Ḳairuân gleich den direkten Nachkommen des Propheten, den Shürfa, vielfach den grünen Turban tragen.

Während der Moslem das Haupt selbst bei großer Hitze mit der schweren Sheshia und Kâshta bedeckt, folgt er einem unserer Auffassung entgegengesetzten hygienischen Grundsatze: „Kopf warm und Füße kalt“ und läßt letztere oft unbekleidet. Dieselben stecken in bequemen und starken Lederpantoffeln von saffrangelber oder roter Farbe, bei eleganteren Mauren in weißen Strümpfen und leichteren Schuhen von Lackleder.

Die Frauen tragen über dem weißen Hemde einen leichten Überwurf von Musselin, der an den Schultern gebauscht in weiten Falten auf den Oberarm niederfällt. Das Obergewand besteht aus einem westenartigen, nur bis zur Hälfte der Oberschenkel reichenden und mit einem bunten, wollenen oder seidenen Brustlatz versehenen Röckchen, das an den Schultern von großen silbernen Spangen gehalten wird.

Um die Hüften wird ein in leuchtenden Farben senkrecht gestreiftes Tuch gewunden, das den Oberschenkel bis zum Knie verhüllt. Die vornehmere Tunesin trägt an den Füßchen zierliche und mit reicher Gold- oder Silberstickerei geschmückte Pantöffelchen, die aber so kurz sind, daß der Absatz fast unter die Ferse zu stehen kommt.

Das Haar wird im Hause in einen Zopf geflochten, unter einem bunten Kopftuche (takreta oder saffaka), verborgen. In großer Toilette wird die Frisur um eine hohe Spitzmütze oder ein rundes, hinten offenes und schöngesticktes Barett gruppiert, das keck, wie ein Cerevis, aufs rechte Ohr gedrückt wird. Das Hinterhaupt verhüllt ein kleines, am Barett befestigtes Seidentuch.

Der Schmuck ist ein sehr mannigfaltiger, und die Orientalinnen lieben es, sich mit Geschmeide zu überladen. Handgelenk und Unterarm bedecken breite, goldene und silberne Armbänder, die Finger stecken voller Ringe, und die Fußknöchel umschließen massive und oft so schwere Beinringe, wie sie kaum ein Galeerensklave zu schleppen hat. Zur Befestigung der großen Ohrgehänge genügen die Ohrläppchen nicht allein, sondern man durchbohrt auch den oberen Rand der Ohrmuschel. So sah ich z. B. eine Dame, die in jedem Ohr nicht weniger wie „fünf Ohrringe“ trug. An Schnüren und Kettchen um den Hals hängen Amulets und in kleine Säckchen genähte Zaubersprüche.



Verläßt die Frau das Haus, so schlingt sie in kunstvoller Drapierung ein großes, viereckiges Tuch, den Ḥaïk, so um den Körper, daß die ganze Gestalt, vom Scheitel bis zu den Knöcheln, allen profanen Blicken entzogen wird. Die linke Hand ist im Ḥaïk verborgen und deckt bei Annäherung eines Fremden sofort einen Zipfel über das Antlitz.

Die öffentlichen, warmen Bäder, die Ḥammâm, besuchen die Frauen recht oft. Während sie ihre Toilette machen, halten sie einen fröhlichen Klatsch, der bei so beschränkter Geistesbildung die ärgsten Skandalgeschichten zum Gegenstande hat. In diesen Bädern werden kunstvolle Tätowierungen auf Stirn, Wangen und Kinn, Armen und Unterschenkeln ausgeführt, Augenbrauen und Wimpern mit Antimon schwarz gefärbt und mit feinen Pinselstrichen ein bläulicher Ton auf das untere Augenlied gelegt, der das dunkle Auge noch größer und feuriger erscheinen läßt.

Die Bekleidung der Kinder, bei denen von einer Erziehung und Pflege meist kaum die Rede sein kann, ist eine recht dürftige. Barfuß, ohne Kopfbedeckung, nur mit einem Hemd und einem kurzen Röckchen bekleidet, läßt man die armen Würmer ohne Aufsicht in den Straßen umherlaufen. Junge Mädchen tragen ein eigenartiges Obergewand, das zur einen Hälfte rot und zur andern grün oder blau gefärbt ist, so daß sie wie ein wandelnd Wappenschild zu schauen sind.

Die Ernährungsweise der Tunesen ist, wie schon erwähnt, eine einfache, und die Speisen bieten wenig Abwechselung. Dem Arbeiter und Bauern genügt ein Stück groben Gerstenbrotes, das er in ranziges Olivenöl taucht, dazu einige Pfefferschoten, und gesalzene Oliven; gestatten ihm seine Mittel noch ein Täßchen Kaffee und etwas Tabak, um sich eine Cigarette drehen zu können', so ist er „Kîf“, d. h. er befindet sich im Zustande äußersten Wohlbehagens.

Auf dem Tische der bemittelten Klassen begegnen wir besonders zwei Gerichten, welche sich einer großen Beliebtheit erfreuen, dem Kûskussû und der Shikshûka. Ersterer ist in ganz Nordafrika von Ägypten bis Marokko unter vielerlei Variationen bekannt. Grobkörniges Weizenmehl wird zu einem lockeren, griesartigen Teige angerieben und über mählichem Feuer in einem Thonsiebe, das auf den mit Fleisch, Suppe und Gemüse gefüllten Kochtopf aufgesetzt ist, gedämpft. Ist alles gut durchgekocht, so wird der Kûskussû in eine große Holzschüssel geschüttet, tüchtig mit rotem Pfeffer bestreut und mit einer sehr pikanten Sauce durchsättigt. Das Ganze wird dann mit Fleischstücken oder Fisch und verschiedenen Gemüsen garniert. Die Shikshûka besteht in ihrer Grundform aus zerschlagenen Eiern, die in einer mit rotem Pfeffer und Kümmel sehr stark gewürzten Sauce schwimmen. Talentvolle Kochkünstler geben diesem Gericht durch kunstvolle Farcierungen eine mannigfaltige Gestalt.

Für den Europäer ist die nordafrikanische Küche fast ungenießbar, da alle Speisen entweder zu stark gepfeffert oder widerlich süß angerichtet werden.

In den heißen Klimaten übt der starke Genuß von Pfeffer einen günstigen Einfluß auf die Verdauung aus; bei uns in Deutschland würde eine solche Nahrung die heftigsten Magenentzündungen herbeiführen.

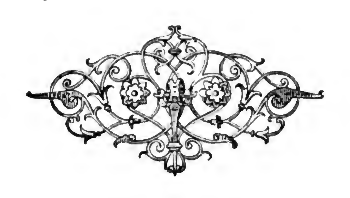
Vor und nach dem Essen wäscht sich der wohlerzogene Maure die Hände und spült den Mund. Beim Kauen recht hörbar zu schmatzen, ist gesittet, und der gute Ton verlangt von dem Gaste, nach genossener Mahlzeit wiederholt und laut zu rülpsen, wofür ihn der aufmerksame Wirt und die Tafelrunde mit einem jedesmaligen „Ḥamdullah“ (Gelobt sei Gott) belohnen.

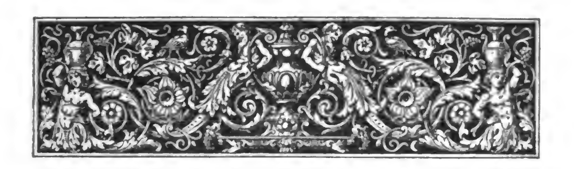
Das gesellschaftliche und häusliche Leben der Tunesen wird,



wie bei allen mosleminischen Völkern, durch die Satzungen des Korân geregelt. Der Bewohner des Sahel ist weniger fanatisch als der des Belad El-Djerîd, und dennoch glaube ich nicht, daß es gelingen wird, selbst nur jenen der abendländischen Kultur völlig zu assimilieren und ihn mit dem Gedanken einer christlichen Herrschaft zu versöhnen. Der Islâm durchdringt zu tiefgehend das ganze Leben des Moslem, und dieser ist ein willenloses Werkzeug seiner geistlichen Führer, „wie ein Leichnam in den Händen des Totenwäschers".

In den christlicher Herrschaft unterworfenen mosleminischen Ländern besteht kein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit. Wird einmal das grüne Banner für den heiligen Krieg entfaltet, so werden wir wieder die wilden Horden in kühner Todesverachtung gegen die verderbensprühenden Batterien anreiten sehen; denn der Tod von Christenhand öffnet dem Moslem die Pforte zu dem vom Propheten so verführerisch geschilderten Paradiese.





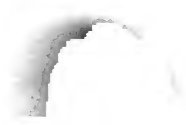
Kapitel VI.

Sousse-Hadrumetum.

Mit prophetischem Blicke schrieb der bekannte Naturforscher de Lanessan, jetzt Generalgouverneur von Tonking, als er einige Jahre nach der französischen Okkupation die Regentschaft Tunis nach allen Seiten hin durchstreift hatte: „Sousse, die Hauptstadt des Sahels, ist nach Tunis der bedeutendste Platz der Regentschaft, vielleicht ist jener sogar noch eine größere Zukunft in Handel und Gewerbe beschieden, denn dieser!“

Das Urteil de Lanessans beginnt sich glänzend zu erfüllen; denn aus dem kleinen, vergessenen, maurischen Küstenstädtchen ist in kurzer Zeitspanne das Handelszentrum eines reichen Hinterlandes geworden, industrielle Unternehmungen haben die natürlichen Schätze des Bodens auszubeuten begonnen, und die Fortschritte abendländischer Kultur zeigen ein kräftiges, stetiges Wachstum.

Das Sahelgebiet ist ein herrliches, fruchtbares Land mit seinem breiten Gürtel stattlicher Olivenhaine und dem wogenden Meere seiner weitgedehnten Getreidekulturen, das die Er-



zeugnisse seines Bodens in Sousse, seiner bedeutendsten Hafenstadt, zusammenströmen läßt. Trotz der mehr denn tausendjährigen Mißwirtschaft der Araber, Türken und Tunesen hat es seinen alten Ruf, der die Landschaft Byzacium die Kornkammer Roms nannte, nicht ganz einzubüßen vermocht, und der nie gedüngte und nur nachlässig bestellte Boden bietet noch heute einen reichen Ertrag.

Die Weltbezwingerin Rom war von den afrikanischen Zufuhren abhängig, und es traten bedrohliche soziale Zustände ein, wenn einmal die Getreideflotte aus der Kleinen Syrte ausblieb. Neben Horrea Coelia, dem heute gänzlich heruntergekommenen, armseligen Hergla der Mauren, war Hadrumetum, die Vorgängerin von Sousse, der Haupthafen Byzaciums und hatte eine hohe Bedeutung gewonnen.

Als der pompejanische Krieg von Ägypten nach den Gestaden von Africa proconsularis hinüberspielte, wo die Anhänger der Partei des toten Pompejus und unter ihnen der greise Cato Uticensis den siegreich vordringenden Scharen Cäsars einen verzweifelten Widerstand entgegensetzten, war Hadrumetum der Punkt, an dem Cäsar den Hebel des Angriffes ansetzte. Hier führte der geniale Feldherr das kleine Operationsheer, das ihm zur Verfügung stand, ans Land, doch es gelang ihm nicht, die von C. Considius mutig verteidigte Stadt mit kühnem Handstreiche zu nehmen, und erst nach den bei Thapsus errungenen Erfolgen fiel dieses Bollwerk der pompejanischen Partei, wie auch bald darauf Utica und Karthago, in seine Hände.

Unter den Kaisern war Hadrumetum eine friedliche Entwickelung beschieden. Ein reger Schiffsverkehr belebte den sturmsichern Hafen, und die Kaufherrn der Stadt, deren schimmernde Landsitze sich am Strande des sanftgeschweiften Golfes aus dem dunkelen Laube immergrüner Gärten erhoben,

genossen wegen ihres Reichtums ein hohes Ansehen. Nach der arabischen Invasion war zwar der Ertrag der Land- und Gartenwirtschaft sehr zurückgegangen, aber Sûssa hatte immer noch bis in das 15. Jahrhundert hinein eine gewisse Bedeutung als Handelshafen bewahrt. Dann aber begann die Zeit des völligen Verfalles, der vernachlässigte Hafen versandete, und die Stadt wurde, was sie bei der französischen Okkupation war, ein kleiner, unbedeutender Küstenplatz, den nur hin und wieder einige wenige Segelschiffe oder Dampfer anliefen, um Olivenöl oder Getreide zu laden.

Wer sich Sousse vom Meere aus nähert — und das thun die meisten von Tunis kommenden Reisenden, denen der Landweg zu beschwerlich dünkt — dem bietet die Stadt und ihre Umgebung ein pittoreskes Bild. Vom Kamme eines Höhenzuges, der in geringer Entfernung vom Strande parallel zieht, steigt wie eine breite Flutwelle kristallinischen Marmors das Häusergewirr der blendend weißen Stadt zum Meere nieder. Aus dieser Masse erheben sich die stattlichen, viereckigen Minarets und die wuchtigen Kuppeldächer der Moscheen, und alles beherrschend blickt die mit Turm und Bastion bewehrte Kaçba (Citadelle) von der Höhe auf Stadt und Hafen herab.

Die Postdampfer gehen etwa 5—600 m vom Ufer entfernt vor Anker und der Personen- und Güterverkehr von und zum Bord wird durch kleine Ruderboote vermittelt. Vertrauen wir uns einem solchen Fahrzeug an, das uns gegen Erlegung einer Gebühr von 1—1½ Franken — bei stürmischem Wetter habe ich selbst einmal 5 Franken für die Überfahrt bezahlen müssen — zur Landungsbrücke am Staden führt. Hier fallen sofort braune Lastträger über das Gepäck her, eine kleine Prügelszene zwischen den um den geringen Verdienst aufeinander neidischen Burschen kommt in Gang, und nur mit Mühe vermögen wir endlich unser Eigentum aus dem dichten

6*



Menschenknäuel zu retten. Die Förmlichkeiten an der Douane-station werden mit Leichtigkeit erledigt; man ist nicht strenger, als sonst irgendwo. Ich habe wiederholt in Reiseskizzen über unangenehme Grenzplackereien auf den tunesischen Zollämtern gelesen, aber nicht das Geringste davon bestätigt gefunden. Oft habe ich das Bureau passiert, ohne nur meinen Hand-koffer zu öffnen.

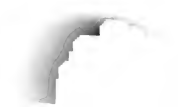
Das bunte, rege Leben, das uns schon am Strande um-giebt, hält bald das Auge gefesselt. Mauren, in bunte, weit wallende Gewänder gekleidet, mustern prüfenden Auges den Fremdling, dicht verhüllte Frauen schreiten an uns vorüber. Hier bessert ein sicilianischer Fischer die schadhaften Netze, und dort schlendert ein Malteser Matrose, barfüßig, nur mit Hemd und Hose bekleidet, die Mütze keck aufs rechte Ohr ge-drückt, das Ufer entlang. Junge Burschen, die Orangen, ge-röstete Mandeln, Pistazien und Erdnüsse feilbieten, preisen laut schreiend ihre Ware an.

Jetzt werden unsere Schritte gehemmt, eine Kamelherde kommt vorübergetrabt, daß der Staub hoch aufwirbelt. Araber von hagerer Gestalt und tiefbrauner Gesichtsfarbe laufen neben den Tieren her. Das graue oder braune Gewand, der große Ḥâïk, ist faltig um Kopf und Körper geschlungen und wird durch dunkelbraune, über der Stirn um das Haupt gewundene Schnüre aus Kamelhaar gehalten; eine lange Flinte hängt dräuend über dem Rücken. Es sind Nomaden vom Stamme der Ulâd Djelâç, deren Duârs weit jenseits Ḳairuân liegen; sie haben Ḥalfa zu Markte gebracht und eilen jetzt mit dem Erlös ihrer heimatlichen Steppe zu.

Durch das Bâb El-Baḥar, das Seethor, durchschreiten wir die Befestigungsmauer, die noch aus der Zeit spanischer Be-satzung herrührt, und treten in die Hauptstraße der Stadt,

Albert phot.

Vornehme Maurin in Straßentoilette.



[illegible] der Douane- [illegible] ist nicht strenger, [illegible] Reiseskizzen über [illegible] Zollämtern [illegible] gefunden. [illegible] meinen Hand- [illegible]

[illegible] am Strande um- [illegible] in bunte, weit [illegible] Auges den [illegible] uns vorüber. [illegible] die schadhaften Netze, [illegible] barfüßig, nur mit [illegible] Mütze keck aufs rechte Ohr ge- [illegible] Junge Burschen, die Orangen, ge- [illegible] feilbieten, preisen [illegible]

[illegible] eine Kamelherde [illegible] daß der Staub hoch aufwirbelt. Araber [illegible] Gesichtsfarbe laufen neben [illegible] Gewand, der große [illegible] geschlungen und wird [illegible] um das Haupt gewundene [illegible] gehalten; eine lange Flinte hängt [illegible] über dem Rücken. Es sind Nomaden vom Stamme der [illegible], deren [illegible] jenseits Kairuân liegen; [illegible] zu Markte gebracht und eilen jetzt mit dem [illegible] zu.

[illegible] das Seethor, durchschreiten wir [illegible] noch aus der Zeit spanischer Be- [illegible] in die Hauptstraße der Stadt,

Albert phot.

Vornehme Maurin in Straßentoilette.



die auch hier, wie in fast allen tunesischen Städten nach der Okkupation Rue de France getauft worden ist.

Es ist ein seltsames Gemisch von Morgen- und Abendland, das uns hier entgegentritt. Die hier ansässigen Europäer und Levantiner haben auf den Hauptverkehrsadern ihre Läden und Werkstätten eröffnet, ohne jedoch den ursprünglichen, maurischen Typus dieser Straßen ganz verwischen zu können. Maltesische Bäcker, Fleischer und Schuhmacher, italienische Makkaronihändler und Gewürzkrämer sitzen oder stehen müßig vor ihren engen Läden oder wehren mit langen Palmenwedeln den lästigen Fliegen. Dann folgen jüdische Schnittwarenhändler und Barbiere, maurische Tischler und Schmiede, die in ihrer rußigen Werkstätte lustig den schweren Hammer schwingen, und dort blenden uns sogar die Schaufenster eines „Magasin de hautes nouveautés de Paris“, in dem alle möglichen Arten von Exportausschuß zu unverschämt hohen Preisen verkauft werden. Advokatenstuben und eine Apotheke, an der wir vorüberkommen, zeigen uns den vorgeschrittenen Grad der Zivilisation.

Mit den Apotheken war es früher eine bedenkliche Sache. Jedermann konnte ohne jeglichen Befähigungsnachweis eine solche eröffnen, heute wird ein Diplom verlangt. Groß ist der Umsatz, den sie in den Küstenstädten erzielen, nicht; sie verkaufen wenig, aber das Wenige recht teuer. Oft genug kommt es vor, daß zu den Rezepten unfiltriertes Wasser genommen, und die Salbe gleich auf der Marmorplatte des Verkaufstisches angerieben wird; man darf eben nicht zu viel verlangen.

Ein maurisches Kaffeehaus in einer der schmalen Querstraßen ladet zu schattiger Rast. Wir lassen uns auf niedrigen Holzschemeln unter dem großen Sonnensegel vor der Thür nieder und haben nun, während der Wirt (Ḳahuâdji) unseren

Mokka braut, hinlänglich Muße, unsere Umgebung näher zu mustern.

Auf großen Binsenmatten, die auf der Erde ausgebreitet sind, hocken und liegen die Mauren in den bequemsten Stellungen. Das Kaffeehaus ist ihr eigentlicher Versammlungsort; hier werden Geschäfte abgeschlossen, hier wird geplaudert — und das thut der Tunese von Herzen gern — politische Neuigkeiten und Handelsnachrichten ausgetauscht. Ältere Leute sind über das Schachbrett gebeugt oder rauchen in stummer Beschaulichkeit eine Pfeife mit kleinem, rotem Thonkopf und sehr langem Weichselrohr.

An schönen, warmen Sommerabenden ist der Platz vor dem Kaffeehause bis fast an die andere Seite der Straße von Gästen besetzt. Dann steigt oft ein würdiger Greis mit silberweißem, langem Bart auf einen erhöhten Platz und erzählt der andächtig lauschenden Menge die alten, wunderschönen Märchen aus „Tausend und einer Nacht.“ Die tiefe Stille wird nur hin und wieder durch ein Beifallsgelächter — die Erzählungen bringen manchmal derbe, selbst obszöne Witze — oder durch ein erstauntes Murmeln über die gehörten Wunder unterbrochen, dann führt der Alte den Faden der Erzählung weiter.

Inzwischen hat uns der Kahuâdji den Kaffee kredenzt. In der einen Hand hält er kleine, rauchgeschwärzte Blechgefäße mit langem Stiel, aus denen er die winzigen Täßchen füllt. In diesen Miniaturkasserolen wird der Kaffee zubereitet. Ein Quantum des in großen Steinmörsern sehr fein gestoßenen Kaffees wird mit einer tüchtigen Dosis Zucker, den der Orientale sehr liebt, in das Blechgefäß geschüttet, das nötige Wasser darauf gegossen und dann auf glühende Holzkohlen gesetzt. Hat die Mischung gekocht, so wird der Trank in die kleinen Tassen gegossen und siedend heiß dem Gaste gereicht. Mit

vorsichtig gespitzten Lippen schlürft diesen der Maure; denn ein Daraufblasen zur Abkühlung verbietet ihm der Ḳorân. Gewöhnlich wird dem Gaste mit dem Kaffee auch ein Glas Wasser gebracht. Da bei der eigenartigen Zubereitungsweise der Satz im Getränk bleibt, so muß man vorsichtig schlürfen, um sich vor einem zweifelhaften Genuß zu bewahren. Der Preis für eine Tasse Kaffee ist ein mäßiger, nicht höher als eine Kharrûba, ungefähr drei Pfennige unserer Rechnung, und gestattet selbst ärmeren Leuten diesen ihnen fast unentbehrlichen Genuß.

Vom Mai bis zum August findet man noch zwei andere erfrischende Getränke in den maurischen Kaffeehäusern: Rosâta oder Mandelmilch, ein sehr süßliches Getränk, das mit Wasser gemischt wird, und Laḳmi, Palmenwein, der ähnlich wie Birkenwasser durch Einschnitte in den Stamm der Dattelpalme gewonnen wird. Im frischen Zustande hat Laḳmi einen süßlichen Geschmack; läßt man das Getränk gähren, dann wird es säuerlich und wirkt berauschend. Limonade, aus Citronensaft, Zucker und Wasser bereitet, ist während der ganzen heißen Jahreszeit zu haben, für den europäischen Geschmack gewöhnlich aber auch zu stark gesüßt.

Von unserm Ruhesitze aus führt der beständig ansteigende Weg in einer Zickzacklinie durch eine Reihe schmaler Gäßchen, von denen wieder zahlreiche Seiten- und Sackgassen auslaufen, zu dem Bazar oder Sûḳ. Die Gänge desselben sind wie in Tunis überwölbt und die auf beiden Seiten eingerichteten kleinen Ladenräume sind ganz ähnlich eingerichtet wie dort und bergen auch in der Hauptsache die gleichen Waren. Nur fehlen hier die Luxusgegenstände, für die in der Provinz seltener Käufer zu finden sind, und die ganze Anlage des Bazars ist gegen die der Hauptstadt, die fast ein ganzes Stadtviertel einnimmt, eine verschwindend kleine zu nennen.

In einem der ersten Quergänge des Bazars befindet sich ein merkwürdiges Baudenkmal, das von den übrigen Marktgebäuden dicht umgeben leicht übersehen wird. Inmitten der Ladenreihe steht eine ehemals christliche Kapelle, die nun schon seit Jahrhunderten für profane Zwecke verwendet wird und jetzt zu einer maurischen Kaffeeschänke hergerichtet ist. Ein mattes Dämmerlicht erfüllt tagsüber den fensterlosen Raum, werden aber am Abend die Lampen angezündet, dann sieht man die hohe Wölbung einer schönen, kannellierten Kuppel. Die Wände dieses kleinen, entweihten Heiligtums aus byzantinischer Zeit weisen möglicher Weise noch wertvolle Mosaïken oder Malereien auf, die jetzt durch eine dicke Schicht von Kalktünche, mit der die Mauren selbst den schönsten Marmor zu beschmieren pflegen, in eintönigem Weißgrau bedeckt werden.

Ein anderer, bedeutend größerer Bau aus byzantinischer Zeit — oder wenigstens aus solchen Trümmern errichtet — erhebt sich in einiger Entfernung vom Bazar nahe der Nordfront der Stadtbefestigung. Er ist in seinen Hauptlinien noch gut erhalten und zeigt ein festes Schloß, Kaçr Er-Ribât, das durch vier Türme an den Ecken beschirmt wird und seiner Zeit jedenfalls ein Glied der Hafenbefestigung bildete. Gegenwärtig wird es für Zwecke des mosleminischen Kultus verwendet und ist für Reisende daher unzugänglich.

Die Altstadt ist von einer 9 bis 12 m hohen, krenelierten Festungsmauer ohne Graben umgeben und hat in kanonenlosen Zeiten wohl für eine uneinnehmbare Feste gegolten oder auch wohl später noch dem Ansturm aufrühreriſcher Beduinenhorden einen rüstigen Widerstand zu leisten vermocht. Heute haben diese mittelalterlichen Fortifikationen natürlich gänzlich ihren Zweck und Wert verloren, aber dennoch werden die Mauern, die jeden erfrischenden Lufthauch vom Meere absperren und

während der heißen Monate eine geradezu erstickende Temperatur in den engen Straßen entstehen lassen, trotz des lauten Protestes der europäischen Kolonie nicht niedergelegt, sondern weiter unterhalten und ausgebessert. Die französische Heeresverwaltung rechnet Sousse sogar unter die befestigten Plätze der Regentschaft und hat auch eine Batterie Artillerie in dasselbe gelegt.

Die Stadtmauer weist im ganzen nur drei Thoröffnungen auf, zwei davon das Bâb El-Baḥar und das neue Thor, Bâb El-Djedid, führen zum Meere hinab, das nahe an den Fuß der Befestigung herantritt; die dritte Pforte ist das Westthor, Bâb El-Ġarb, das in der Nähe der Citadelle gelegen ist. Vor diesem breitet sich ein staubiger Platz aus, auf dem der tägliche Viehmarkt abgehalten wird. Jenseits desselben liegt das Barackenlager der französischen Garnison, die aus 2 Bataillonen Infanterie vom 4. Tirailleur-Regimente, einer Batterie Feldartillerie und kleineren Sektionen von Pionieren und Trainsoldaten mit einem stattlichen Park von Pferden und Maultieren besteht. Nach Westen zu wird das Lager, in dem sich auch eine in gefälligem Stil erbaute Offiziersmesse und ein Lazarett befindet, von einer Reihe kleiner, viereckiger Steintürme, die im Kriegsfall durch einen Erdwall und Palissaden verbunden werden sollen, abgeschlossen.

Die militärische Bedeutung von Sousse ist keine geringe, denn dieses ist der Hafen für die etwa 60 km landeinwärts gelegene, wichtige Heiligenstadt Ḳairuân und bildet den Ausgangspunkt für die Handelsstraßen, welche das zentraltunesische Bergland durchlaufen und nach Gafça im Süden und gen Westen nach Tebessa in Algerien führen.

Ḳairuân ist mit Sousse durch eine Pferdebahn verbunden, welche den Personen- und Güterverkehr vermittelt, da diese jedoch den gesteigerten Ansprüchen kaum mehr zu genügen

vermag, so wird die tunesische Regierung bezw. die Eisenbahn-Kompagnie Bône-Guelma voraussichtlich das gegenwärtige, provisorische Verkehrsmittel demnächst durch eine normalspurige Eisenbahn ersetzen und diese dann über Kairuân hinaus bis Gafça und Tebessa weiterführen.

Diese beiden Linien, die für die Verteidigung des Landes von hohem, strategischem Werte sind, würden auch der wirtschaftlichen Entwickelung von Zentraltunesien einen mächtigen Impuls geben, da sie weite, fruchtbare Thäler erschließen und diese dem Ausfuhrhafen räumlich näher rücken würden. Bis jetzt kommen in Sousse hauptsächlich nur die Erzeugnisse des eigentlichen Hinterlandes, des Sahelgebietes, zur Verschiffung.

Von der Höhe des Lagers, dessen Kalkboden von der Sonne stark durchglüht wird, hat man einen schönen Blick auf das Meer mit seiner nach Norden zu verlaufenden sandigen Strandlinie, die scheinbar durch eine Reihe tafelförmiger Kalkberge abgeschlossen wird, und die das Lager im Westen und im Süden umgebenden Olivenwaldungen. Eine abschüssige Fahrstraße führt uns von hier außen um die Stadtmauer herum, wieder zum Strande hinab.

Der Hafen, der, wie erwähnt, bis dicht unter die Stadtmauer herantritt, ist bei seiner großen Seichtheit nur den kleinen arabischen Küstenfahrzeugen (Schebaken), die eine Tragfähigkeit von etwa 20—25 Tonnen besitzen und den Booten der sicilianischen Fischer zugänglich; die größeren Segelschiffe und Postdampfer müssen auf der unsicheren, im Winter manchmal sogar recht gefährlichen Reede vor Anker gehen. Dieser Übelstand macht sich bei dem raschen Wachstum des Güterverkehrs in einer recht unliebsamen Weise geltend. Es kommt nicht selten vor, daß bei hohem Seegange die Verbindung zwischen den Schiffen und dem Lande 3 bis 4 Tage unterbrochen ist. Die Regierung ist daher dem Projekt nahe ge-

treten durch Aufführung zweier großer Molen einen sturmsicheren Hafen herzustellen. Augenblicklich fehlt aber noch zur Ausführung des schönen Planes das Allernotwendigste — das Geld; denn das tunesische Budget ist durch die großen Hafenbauten in Bizerte und Tunis wie auch durch die geplanten Eisenbahnlinien zu stark in Anspruch genommen.

Die kleine, flache Einbuchtung, der man heute die klangvolle, aber recht unverdiente Bezeichnung Hafen beilegt, nimmt nicht denselben Raum des Golfes von Sousse ein, in dem die römischen Trieren ankerten. Das römische Hafenbassin, das nördlich des heutigen Stadens lag, ist jetzt fast völlig versandet und zum Baugrund für die moderne Frankenstadt geworden. Wo einst die römische Getreideflotte lag, da erheben sich jetzt die Wohnhäuser der letzten Eroberer des alten Karthagerlandes.

Hier draußen, hart am Rande des Schwemmlandes, das nun heute fast schon das ganze Becken des alten Hafens ausfüllt, hatte ich in einem kleinen Häuschen, dessen Fenster einen prächtigen Ausblick auf die See boten, eine reizende Wohnung gefunden. Es war eine der ersten einfachen Bauten, die außerhalb der schützenden Stadtmauer errichtet worden waren und die dereinst die moderne Frankenstadt von Sousse bilden werden. So ruhig und still ich hier auch tagsüber arbeiten konnte, so war doch an rauhen Winterabenden, wenn ich aus der Stadt vom Tisch kam, der Heimweg oft eine ordentliche Odyssee, und ich mußte mich in der undurchdringlichen Finsternis gehörig vorsehen, um nicht in einer der vielen Wasserlachen, die das Regenwasser am Tage gebildet hatte, zu versinken.

Der Winter war überreich an Stürmen und Regenschauern. Dann brüllte das Meer in wildem Zorne vor meiner Thür, der Sturm rüttelte an Mauern und Fenstern, daß das Ge-

bäude in seinen Grundfesten erbebte, und die Nereiden griffen mit gierigen Händen nach der Schwelle meines Hauses. Aber eine gütige Fee trieb sie in ihr nasses Element zurück, und in ohnmächtiger Wut schäumend sanken sie auf dem von den Wellen hart gepeitschten Strande matt und kraftlos zusammen.

Wer war aber die gütige Fee, die mein Heim schirmte? Ich schaute mich vergebens um. Meine Wirtin war es gewiß nicht. Das war ein altes, geiziges und hartherziges Weib mit grauem Flaum auf Lippen und Wangen, die von der Brockenszene übrig geblieben zu sein schien. Sie hatte es fertig gebracht, ihren unglücklichen Eheherrn unter den kühlen Rasen und ihren einzigen Sohn aus dem Hause zu ärgern und beklagte nun die Einsamkeit ihres Alters. — Meine holde Nachbarin, eine italienische Lehrerin, konnte es auch nicht sein, denn wenn man diese durch die dünnen Wände hindurch in den höchsten Tönen eines nervenzerreißenden Diskants auf ihre Dienerin keifen hörte, dann schwand aller Glaube an lieblichen Feenzauber. — Ich mußte mich bescheiden, ich konnte den genius loci nicht ergründen, mir fehlte der sechste Sinn.

„Winterstürme wichen dem Wonnemond", die Wogen glätteten sich, ein wolkenloser Himmel wölbte sich über Land und See, und in den lauen Nächten leuchtete und funkelte das Meer, und die Strahlen des Mondes badeten sich in der salzigen Flut. Da lag ich dann träumend im weichen Sande vor meiner Thür und schaute mit trunkenen Augen in die glänzende Märchenpracht, die mich umgab. Manchmal zog ein Fischerboot vorüber, der hohe Hintersteven glich dem der Gondeln römischer Bauart. Ein lauer Windhauch führte einige abgerissene Strophen eines Liebesliedes zu mir herüber, dazu die Klänge eines begleitenden Saiteninstrumentes. War

es ein Sicilianer, der seine schwarzlockige Nina oder Marietta besang, oder ein junger Römer, der in weichen Lauten um die Gunst seiner auf schwellendem Teppich ruhenden Chloë oder Phryne flehte? Wer weiß es? In solchen Nächten walten überirdische Mächte, die Schranken der Zeit fließen ineinander, und das begnadete Auge erblickt Bilder längst entwichener Jahrhunderte.

Als nun die Sonne höher im Zenith stand und heiße Südwinde, die mächtige, dichte Wolken feinen Wüstenstaubes vor sich hertrieben, den nahenden Sommer kündeten, da bedeckte sich flugs der Strand mit kleinen Badehäuschen. Zwischen diese bauten unternehmende Leute große Pfahlbauten in das Meer hinein und richteten auf diesen Familienbäder und Kaffeehäuser ein, ohne welche die Tunesen so wenig wie die Deutschen ohne Bierkneipe leben können.

Die Pfahlbauer schenkten Kaffee, Feigenschnaps und Rosata (süße Mandelmilch) und brieten Fische, die ihre Söhne in der See gefangen. Der branstige Rauch stieg aus den Ölpfannen zum Himmel auf, Jupiter sog den Duft des Opfers ein und nickte befriedigt mit dem mächtigen Haupte. Kein Wölkchen des Unwillens zog über die glänzende Stirn, und blau, ewig blau leuchteten Himmel und Meer. Nur tiefschwarz unter all den lichten Farben strahlten die großen, tiefen Augen der schönen Südländerinnen, die nach Sonnenuntergang am Strande lustwandelten und die erglühenden Wangen von der frischen Seebrise umfächeln ließen. Oder sie tauchten den schlanken Körper in die kühlenden Fluten, die schmeichelnd und kosend die zarten Glieder umschmiegten.

Hinter dem Badestrande zwischen hohen Sanddünen eingebettet, liegt die „petite Sicile“, ein übelberüchtigtes Viertel, in dem eine zahlreiche, aus Sicilien eingewanderte Fischerbevölkerung wohnt und wo Messerstiche wohlfeil wie Brom-

beeren im Walde sind. Von hier führt ein Weg über den mosleminischen Begräbnisplatz (djebâna) mit seinen kahlen, weißgetünchten Grabhügeln, der jetzt zum Teil den Platz des alten Kriegshafens, des Kothon, einnimmt, zur römischen Nekropole hoch oben auf der Berglehne. Mit Hilfe der Truppen sind unter der Leitung von Offizieren auf dieser Stätte eine Reihe von Ausgrabungen gemacht worden, die höchst interessante Funde an Inschrifttafeln, Mosaiken, Geschmeiden und Erzeugnissen der Keramik ergeben haben, die in das Louvre nach Paris oder in das Landesmuseum Alaui im Bardo bei Tunis übergeführt worden sind.

Einen besonderen Reichtum dieser Gebiete und eine schier unversiegliche Quelle des Erwerbes bilden die großen Olivenpflanzungen, die als ein 10—30 km breiter Gürtel die Ostküste von Hergla bis Sfax begleiten. In früheren Zeiten genoß das tunesische Öl einen geringen Ruf und war wegen des scharfen Beigeschmackes, der ihm infolge der nachlässigen Behandlung und Unreinlichkeit in den primitiven arabischen Mühlen anhaftete, fast nur zur Seifenfabrikation und anderen technischen Zwecken verwendbar. Hierin haben die letzten Jahre nun gründlichen Wandel geschaffen. Nicht nur in den Küstenstädten, sondern auch fast in allen größeren Ortschaften im Herzen der Olivenpflanzungen sind von unternehmenden Kapitalisten große Fabriken mit Dampfbetrieb eingerichtet worden, die mit Hilfe von hydraulischen Pressen, Filterapparaten oder Klärbassins nunmehr ein Speiseöl herstellen, das in Wohlgeschmack und Güte hinter den besseren Marken Frankreichs und Italiens nicht zurücksteht. Da es für die Fellachen vorteilhafter ist, ihre Oliven-Ernte zu guten Preisen an die Fabriken zu verkaufen, als für eigene Rechnung zu pressen, so beginnen die arabischen Mühlen (maçera) immer mehr und mehr aus den Städten zu verschwinden.

die zu diesem dunklen und nicht immer gefahrlosen Gewerbe die Hand boten. Wenn irgend möglich verfuhr man in friedlicher Weise und bestach die vom Staate nur karg besoldeten Zollwächter. Das ließen sich diese auch meist recht gern gefallen; sie hielten es für viel vorteilhafter, sich ein Goldstück in die hohle Hand drücken, als sich für ein so imaginäres Wesen, wie den Begriff Pflicht, dessen Bedeutung in seinem vollen Umfange zu fassen sie überhaupt nicht imstande waren, vielleicht totschießen zu lassen. Denn mit den Schmugglern war, wenn die Sache zum Äußersten getrieben wurde, schließlich nicht zu spaßen. Es waren verwegene Burschen, denen ein Menschenleben und besonders das eines elenden, verachteten Arabers verzweifelt wenig galt, und die schnell ein gewandt geführtes Messer zur Hand hatten. Die größeren Kaufleute betrieben den Schmuggel ganz gemütlich in hochoffizieller Weise, da sie mit den höheren Beamten und manchmal sogar mit dem Gouverneur unter einer Decke steckten. Seit der französischen Okkupation ist den Schmugglern durch eine verschärfte Überwachung das Handwerk so ziemlich gelegt worden, und es haben sich infolge dessen die Einnahmen aus den Ausfuhrzöllen bedeutend gehoben.

Trotz des regen geschäftlichen Verkehrs ist das gesellschaftliche Leben in Sousse wie in den übrigen Küstenstädten ein recht monotones geblieben. Die seit mehreren Generationen im Lande eingesessenen, europäischen Familien haben sich in ihrer Lebensweise den Orientalen angepaßt und empfinden gleich diesen nicht das Verlangen nach Geselligkeit in unserem Sinne; unter den in den letzten Jahren eingewanderten französischen Beamtenfamilien andrerseits befinden sich so viele problematische Existenzen, die eine „Vergangenheit“ haben, daß der Verkehr nur auf wenige Zusammenkünfte gelegentlich offizieller Gastmahle, Pferderennen u. a. m. beschränkt bleibt.

Es gelüstete mich auch weniger einen Abklatsch europäischer Verhältnisse im Orient, als vielmehr das charakteristische Leben der Eingeborenen und ihre Art der Unterhaltung und des Vergnügens kennen zu lernen. Die Beziehungen, die ich in Sousse angeknüpft hatte, boten mir auch bald Veranlassung, einer echt morgenländischen Lustbarkeit, einer Darstellung des „Bauchtanzes", beizuwohnen, von dem mir schon so viel erzählt worden war.

An einem milden, regenlosen Abend — es war im Winter — brach ich nach beendetem Abendessen mit mehreren Bekannten zu abenteuerlicher Fahrt in das mir noch wenig bekannte und in dunkler Nacht zwiefach mysteriöse Maurenviertel auf. Der Markthelfer eines meiner neuen Freunde, ein eingeborener afrikanischer Jude in orientalischer Tracht mit Kniehosen, Fez und Turban, der den klangvollen Namen Lalu, eine Deminutivform des alttestamentarischen Elias, führte, war unser Cicerone.

Durch ein Gewirr enger, unebner Gäßchen stiegen wir zur Oberstadt hinan. An einzelnen, besonders beängstigenden Stellen unseres abschüssigen Weges hingen Straßenlaternen, die einen kleinen Umkreis notdürftig erhellten, dahinter versank alles in tiefe Dunkelheit. Nur Lalus schrilles Organ, der vor uns hergehend seinem Herrn eine interessante Geschichte in einem aus Arabisch und Italienisch gebildeten, schwer verständlichen Kauderwälsch erzählte, und der eigene Tastsinn waren die einzigen Führer in diesem Labyrinth. Hartes Pflaster, oder richtiger gesagt: eine Anzahl von großen und kleinen, in einigen Zwischenräumen von einander aufgestellten Steinen, wechselte mit morastigem Grunde, und von allen Seiten huschten dunkle Katzen, wie die schattenhaften Tiergestalten in der „Wolfsschlucht" uns lautlos über den Weg.

Es ist unglaublich, welche Unmenge von Katzen eine mos-

leminische Stadt in ihren Mauern beherbergt. Zu jedem Hause gehören mehrere „Katûs“, die aber selten gefüttert werden, sondern fast ausschließlich auf die Auslese aus den Küchenabfällen und den Ertrag ihres eigenen Fanges in den mit Ratten und Mäusen reich besetzten Jagdgründen angewiesen sind.

Die Katzen würden gewiß zu einer wahren Landplage in den Städten werden, wenn die Hausbesitzer nicht stets den Wurf der Katze stark lichteten. Während man bei uns die zu beseitigenden Jungen einfach kurzer Hand ertränkt, kann sich der sonst recht wenig an Sentimentalität kränkelnde Orientale hierzu nicht entschließen. Er nimmt den zarten Nachwuchs auf den Arm und trägt ihn weit hinaus auf das Feld, um ihn dort in seiner Unbehilflichkeit durch Hunger, Durst und Sonnenbrand elendiglich verkommen zu lassen. Manchmal ist aber die erfahrene Katzenmutter schlauer als ihr brutaler Besitzer; sie schleicht ihm heimlich nach und schleppt die armen, blinden Kleinen unter mühseliger Anstrengung in ein neu hergerichtetes Versteck zurück.

Die tunesischen Katzen sind dem Propheten liebe Tiere, die einen Anbeter Allahs von einem Ungläubigen sehr wohl zu unterscheiden wissen. Als ich auf meiner ersten Reise in dem kleinen Küstenstädtchen Monastîr von einem Mauren ein Wohnhaus gemietet hatte, da war nach dem Auszuge des Besitzers ein schöner, schwarzer Kater in der Wohnung zurückgeblieben, der allen liebevollen Lockversuchen meinerseits ein unüberwindliches Mißtrauen entgegensetzte. Mehrere Tage lang spazierte das Tier unter fürchterlichem Miauen im Hofe und auf dem flachen Dache umher, dann war es plötzlich verschwunden; es hatte zweifellos den Geruch meiner Unheiligkeit nicht länger zu ertragen vermocht.

Der Stadtteil, durch den wir schritten, lag jetzt still und

tot. Derselbe wird hauptsächlich von der weniger bemittelten, eingebornen Bevölkerung bewohnt, die schon längst, in ihre Decken eingerollt, sich zur Ruhe niedergelegt hatte. Vereinzelte Thüren standen noch offen, und ein schwacher Lichtschein fiel durch diese auf die Straße. Es waren Kaffeehäuser der primitivsten Art, kleine, dumpfige Höhlen, in denen einige Mauren um eine qualmende Öllampe aus Thon, deren Form noch das edle antike Vorbild verrät, gedrängt auf einer Matte an der Erde kauerten und stumm und behaglich ihren Kaffee schlürften oder an der Haschischpfeife sogen.

Aus der Ferne vernahmen wir jetzt Musik, deren dumpfe Klänge immer deutlicher an unser Ohr schlugen, je weiter wir den Berg hinaufstiegen. Zuerst hörte man die Schläge einer Pauke, die den Takt markierten, dann die schrillen Töne einer Klarinette, die in wunderlichen Figuren zwischen den Paukenschlägen ruhelos hüpften und sprangen, und schließlich das Geklapper von Tamburins und einen näselnden Gesang. Wir standen am Ziel. Über einer niedrigen Hausthür hing eine kleine Laterne mit verstaubten, schmierigen Scheiben; rechts und links von dieser flatterten die Fetzen einer tunesischen und einer französischen Flagge.

Lalu trat hier ein, und wir folgten unserem Führer. Durch einen schmalen Korridor ging es in einen kleinen Hof, dann wenige Stufen hinauf, und wir standen in einem mittelgroßen Saale, der dicht mit Moslemin und Juden gefüllt war und aus dem uns eine ohrenzerreißende Musik entgegenschallte. Endlich hatten wir, die einzigen Europäer unter all den Turbanträgern, auf kleinen Holzschemeln Platz gefunden, und der Wirt, ein Ebräer, hatte uns Bûcha, Feigenschnaps, gebracht. Nun konnten wir auch in diesem Tohuwabohu ein wenig Umschau halten.

Unmittelbar vor uns war ein Podium, wie es in den

Cafés chantants allgemein üblich ist, aus Brettern aufgebaut worden. Auf diesem kauerten auf zwei niedrigen, mit Kissen belegten Divans rechts die Musikanten und links drei Tänzerinnen, sämtlich Kinder des erwählten Volkes. Die Instrumente, mit denen die ersteren einen höllischen Lärm ausführten, waren Klarinette, Guitarre, Bratsche, die der Spieler quer über den Schoß gelegt hatte, Tamburin und Pauke, ein sonderbar geformtes Thongefäß, das mit einem Kalbfelle überzogen war.

Der Orient hat, wie das klassische Altertum, eine tiefgewurzelte Abneigung gegen die Ausübung der Kunst Terpsichores. Die Auffassung der Römer vom Tanze gipfelte in dem Satze: Nemo sobrius saltat, nisi forte insanit. (Kein nüchterner Mann tanzt, er müßte denn ein Narr sein!). Das Tanzen wurde zu einem Gewerbe, und die dasselbe ausübenden Frauen waren Sklavinnen oder standen auf einer niedrigen gesellschaftlichen Stellung. Da aber im kaiserlichen Rom die Nüchternheit keineswegs in Permanenz erklärt war, so kam es gar nicht selten vor, daß nach fröhlichem Zechgelage und einem tiefen Blick in einen dickbauchigen Krug voll feurigen Falerners selbst vornehme Herren die senatorische Würde vergaßen und rosen- und weinlaubumkränzt an der Hand der schönen Tänzerinnen einen tollen bacchantischen Reigen aufführten.

Anders der Moslem. Diesem verbietet der Ḳorân den belebenden Trank der Rebe, und nichts vermag ihn zur Aufgabe seiner würdigen Haltung zu veranlassen. Nur bei der Feier religiöser Feste führen die Anhänger einiger Sekten in fieberhaftem Paroxismus wilde Tänze auf, nie aber wird der Orientale einem Weibe den Arm zum Tanze bieten, sondern es vorziehen, sich an den Bewegungen einer geschulten Almé zu weiden.

Worin besteht nun aber dieser beliebte Tanz des Morgenlandes?

Auf das Zeichen einer der Tänzerinnen brach die lärmende Musik plötzlich ab und begann dann piano eine Art Tanz zu spielen. Das Mädchen erhob sich, löste einen Schleier aus ihrem Gürtel und umschritt dann in einem zögernden Pas de deux die Bühne. Das Kostüm der mit reichem, schwerem Goldgeschmeide gezierten Tänzerin war ein buntes, glitzerndes. Die Schultern umhüllte eine vorn offene Jacke, die über und über mit schweren Goldstickereien bedeckt war und deren Wert mir von Kennern mit 2—300 Mark bezeichnet wurde. Weite bis zu den Knöcheln reichende Beinkleider wurden durch einen um die Hüften geschlungenen Shawl gehalten, und über dieselben fiel ein kurzer Tanzrock, der aus Reihen zweifarbiger Plissés bestand.

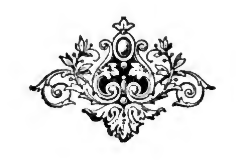
Jetzt wurde die Musik lebhafter, lauter, die Tänzerin trat in die Mitte des Podiums und drehte und bog den schmiegsamen, elastischen Körper in tausend phantastischen Wendungen, den Schleier in graziöser Haltung über dem Haupte schwingend. Dann stand sie wieder still, und in den Beinen begann eine zitternde Bewegung, die sich als eine nach oben steigernde, alle Muskeln erregende Vibration durch den ganzen Körper fortsetzte und schließlich in heftigen Zuckungen des Unterleibes, dem eigentlichen „Bauchtanze“, auf dessen Beschreibung ich hier nicht näher eingehen will, ihren Abschluß fand.

Tänze wechselten mit Musikvorträgen. Gedruckte Programme gab es hier natürlich nicht, und so kam ich anfänglich recht in Verlegenheit, was die manchmal sehr ausdrucksvollen Vorgänge auf der Bühne vorstellen sollten.

Zuerst hatte ich in dem wirren Durcheinander der gellenden, quietschenden und klappernden Blas-, Streich- und Schlaginstrumente, die in den fürchterlichsten Disharmonien den Hörsinn quälten und marterten, eine Annäherung an eine

musikalische Grundidee nicht zu finden vermocht, dann aber gelang es mir nach längerem Hinhorchen doch, gewisse Melodien aus diesem Hexenbräu von Tönen herauszulösen. Waren sie auch bizarr und kraus, wie jene Verzierungen, die nach den Arabern ihren Namen erhielten, so waren sie doch immerhin vorhanden.

Die Melodien einiger dieser Kouplets prägten sich sogar, wiewohl ich den Text nur schwer verstand, meinem Gedächtnisse ein, und wenn ich später gelegentlich einen Mauren traf, der vergnügt so ein Liedchen vor sich hinträllerte, so mußte ich stets still lächelnd an jenen Abend zurückdenken, an dem ich die sonderbarsten Musikstudien meines Lebens gemacht hatte.





Kapitel VII.

Fantasia.

Das aus dem Altgriechischen in das Arabische übernommene Wort „fantasîa“ hat in dieser Sprache eine eigene Auslegung und Bedeutung erfahren. Man bedient sich seiner, um alles das zu bezeichnen, was aus dem Rahmen der Alltäglichkeit heraustritt. — So spricht man von einem Manne, der erhobenen Hauptes und gemessenen Schrittes würdevoll durch das Straßengewühl wandert und die Grüße seiner Nachbarn nur nachlässig erwidert: „andû fantasîa beseff!“ — er ist sehr stolz! Eine Zimmerdecke mit schön gemalten Ornamenten — fantasîa! — eine schwere, goldene Kette mit starken Gliedern — fantasîa! — ein Rosen- oder Jasminsträußchen unter die Sheshia ans Ohr gesteckt — fantasîa! — ein goldgestickter Sattel, ein mit Silber ausgelegtes Gewehr, ein Pferd, das mutig Kopf und Schweif trägt und zierlich die Hufe setzt — alles fantasîa!

So darf es nicht verwundern, daß die Bedeutung des Wortes auch auf diejenige festliche Veranstaltung übertragen wurde, bei der sich alle Eigenschaften, die einzeln die Bezeich-

nung fantasîa davontragen, zu einem großen Ganzen vereinen, bei der stolze Männer in leuchtenden Gewändern mit blitzenden Waffen in den Händen auf mutigen, kostbar geschirrten und gezäumten Rossen sitzen und diese zum Kampfspiel wild tummeln.

Diese Wettrennen und Kampfspiele, in denen der Araber „das Pulver sprechen läßt", sind echt national und auf sie wird die Bezeichnung „Fantasîa" mit ganz besonderer Bedeutung angewendet. Festlichkeiten irgend welcher Art innerhalb des Stammes — Hochzeiten, Geburt eines ersten Sohnes, Beschneidung u. a. — geben eine willkommene Veranlassung zur Veranstaltung einer Fantasîa.

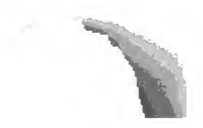
Die erste Gelegenheit, einer Fantasîa in größerem Maßstabe beizuwohnen, bot sich mir während meines Aufenthaltes in Sousse. Die schnell aufblühende Hauptstadt des Sahels fühlte sich im Frühjahr 1891 schon so weit erstarkt, daß sie die Veranstaltung von Pferderennen zum ersten Male wagen zu können glaubte. Die Teilnahme, die diesem Unternehmen von der europäischen und eingebornen Bevölkerung entgegengebracht wurde, war eine allgemeine und der Erfolg sollte das Werk krönen.

Für die Stadt bildeten natürlich die Rennen ein öffentliches Fest, und da dieselben überdies in die Tage des mosleminischen Ramadhâns und der jüdischen Passahfeier fielen, so war am Sonntag und Montag kaum ein Geschäft in der Stadt geöffnet. Schon am Samstag kamen die Schaulustigen in Wagen und zu Pferde, auf Eseln und Maultieren aus dem ganzen Küstengebiete herbeigeeilt. Die öffentlichen Gebäude und viele andere Häuser hatten geflaggt, und eine von sämtlichen Hornisten und Tambours wie dem Musikcorps des in Sousse garnisonierenden 4. Regiments Tirailleurs d'Afrique ausgeführte Retraite aux Flambeaux (Zapfenstreich) leitete am Samstag Abend das Fest ein.

Die Rennen des ersten Tages unterschieden sich in wenig von der Art und Weise, wie sie von den europäischen Bahnen her bekannt ist. Der zweite Tag dagegen brachte eine reiche Fülle der interessantesten Beobachtungen; denn nur selten findet ein Reisender eine so günstige Gelegenheit, einem größeren Rennen oder einer Fantasîa der eingebornen Reiter beiwohnen zu können. Ein ganz eigenartiges Leben entwickelte sich denn auch am Montag Nachmittag auf dem weiten Wiesenplane südlich der Stadt. Der Damenflor auf den Tribünen war der gleiche wie am Tage zuvor, aber auf dem Sattelplatze hielten gegen 400 bis an die Zähne bewaffnete Beduinen auf prächtigen, kostbar aufgezäumten Steppenrossen, die ungeduldig mit ihren Hufen den Boden scharrten und nickend und knabbernd den Schaum von den Gebißstangen schleuderten.

Die für die Rennen angemeldeten 42 Pferde, meist Hengste, waren in fünf Gruppen geteilt, welche nach einander starten sollten. Die Strecke betrug 1500 m, für jede einzelne Gruppe war ein Preis von 200 tunesischen Piastern (etwa 100 Mk.) ausgesetzt. Die Araber hatten von den Jockeys gelernt. Sie entledigten sich ihrer weiten, wallenden Obergewänder, rollten das lange, schwere Turbantuch von der Sheshîa und stiegen in seidener Weste und weiten, leichten Beinkleidern in den Sattel.

Anfangs bot der Ablauf einige Schwierigkeiten, denn es gelang dem Rennkomitee nur mit Mühe, diesen ungezügelten Söhnen der freien Steppe die Beobachtung der einfachsten Rennregeln begreiflich zu machen. Endlich senkte sich die rote Fahne, und wie eine Wetterwolke vorm Winde stäubte das Feld dahin. Wohl selten habe ich einen Zuschauerkreis den Lauf der Pferde mit so gespannter Aufmerksamkeit verfolgen gesehen, als hier diese Nomaden. Für sie galt nicht der Preis, wenngleich sie auch diesen keineswegs verachteten,



sondern die Ehre des Stammes. Mit lauten Ausrufen begleiteten sie jeden Wechsel auf dem Plan, und als an der letzten Biegung ein herrlicher Schimmelhengst plötzlich einige Längen vorschoß, da gellten Naturlaute durch die Luft, die zarter besaitete Gemüter unter den Zuschauern mit geheimem Schrecken erfüllen mochten.

Die Rennen fanden auf flacher Bahn statt; denn das nordafrikanische Pferd ist kein Springpferd. Nach Beendigung dieser Rennen wurde dann noch ein Meisterschaftsmatch von den fünf Siegern geritten. Es waren wunderschöne Tiere, die dort zum Pfosten geführt wurden, die erlesensten, welche jetzt in den zentraltunesischen Steppen galoppierten. Einer der Reiter, ein Ulâd Ḥamîra, trug grausam lange Sporen, spitze, gerade Eisenstacheln von 13—15 cm Länge, mit denen er seinem Pferde ganz furchtbare Wunden gerissen hatte.

Die Strecke war auch für diesen Lauf die gleiche geblieben; als Preise wurden 600 Piaster dem ersten, 300 dem zweiten und 100 dem dritten Pferde ausgesetzt.

Die Palme des Tages trug ein grauer Hengst davon: Sîd (der Löwe), Eigentum eines Nomaden vom Stamme der Ulâd Mâdjer, der weit aus dem Innern des Landes von den Ruinen der alten Römerstadt Suffetula in langen Tagereisen herbeigeeilt war, um seinen „Löwen" kämpfen zu lassen. Der Vater des Besitzers, ein alter, greiser Mann, wußte sich vor Freude kaum zu fassen, als er den „Löwen" mit drei Längen Vorsprung das kleine Feld führen sah. Wie närrisch hüpfte er lachend und weinend auf dem Plan umher. Seine Freude ließ ihn die dem Orientalen eigene Würde ganz vergessen und nur gewaltsam konnten ihn die aufgestellten Posten davon zurückhalten, daß er dem Sieger auf der Bahn entgegenlief. Das zweite Pferd war Shitâna (die Teufelin) vom Stamme der

Ulâd Suâssi, deren Weidegründe in dem welligen Steppenlande südlich des Salzsees von Sîdi El-Ḥâni liegen. Der Sieger hatte die 1500 m lange Bahn in 2 Min. 8 Sek. durchmessen.

Dann nahm die eigentliche Fantasîa ihren Anfang. In feierlichem Zuge defilierten sämtliche Reiter, wohl 400 an der Zahl, vor den Tribünen und nahmen an dem einen Ende der Bahn Aufstellung. Die langen Flinten quer über den Sattel gelegt oder über die Schulter gehängt, boten die tiefbraunen, phantastisch in den weitwallenden Burnus gehüllten Gestalten einen wahrhaft kriegerischen Anblick.

Der mit steiler Rückenlehne und hohem Sattelknopf versehene Sattel war bei manchen mit rotem oder grünem Samt überzogen und mit reicher, schwerer Gold- oder Silberstickerei bedeckt. Ebenso geziert waren Zaumzeug und Bruſtriemen. Vom Sattel herniederwallend die Croupe des Renners verhüllend, flatterten lange seidene, buntgestreifte Decken in Rot und Grün, Gelb und Blau, Rosa und Weiß, wie die Turnier-Schabracken aus ritterlicher Minnezeit. Das Gebiß, die Riemenschnallen und die mächtigen, breiten Steigbügel waren gleichfalls vielfach von Silber. Selbst ganz aus diesem Edelmetall getriebene, breite Patronengürtel sah ich hier, welche wie ein Panzer die Brust des Reiters umschlossen. Es waren dies durch Generationen vererbte Prunkstücke, die nur bei festlichen Gelegenheiten zur Schau getragen wurden.

Etwa zwanzig, von einem arabischen Offizier geführte Spahis (Reiter im Dienste der Regierung) attackierten nun mit geschwungenem Säbel den Beduinentrupp und schwenkten, dicht vor der Front angelangt, plötzlich zu beiden Seiten ab. Bei dem scharfen Parieren platzte ein Sattelgurt. Reiter und Sattel flogen in mächtigem Bogen über den Hals des Pferdes,

nahmen aber, wie es schien, keinen Schaden. Jetzt löste sich ein einzelner Reiter aus dem Geschwader, in langgestrecktem Galopp brauste er auf der Bahn einher, der weiße Burnus flatterte malerisch im Winde. Hoch aufgerichtet stand der Beduine in den kurzen Bügeln, das Auge spähend in die Ferne gerichtet, die Büchse mit gespanntem Hahne zum Anschlag fertig in der Hand. Jetzt scheint er den Feind erblickt zu haben, er reißt das Gewehr an die Wange, zielt in vollem Jagen, und donnernd rollt der Schuß über die Ebene. In schnellem Galopp dahinstäubend wirft er die Büchse über die Schulter und greift zum Yatagân. Dem ersten folgt ein zweiter, ein dritter, der das gleiche Manöver wiederholt, und diesen folgen in kurzen Zwischenräumen weitere, bis das ganze Geschwader auf der anderen Seite der Bahn vereint ist. Von dort aus wiederholen sie den Lauf zu zweien. Schulter an Schulter kommen sie dahergesprengt, und fast gleichzeitig entladen sich die Schüsse.

Diese Nomaden sind geborene Reiter. Schon als Säuglinge werden sie von der Mutter rittlings auf der Hüfte oder dem Rücken getragen. Nur ein leichtes Tuch hindert sie am Herabgleiten. Hier bereits lernen sie die ersten Anfangsgründe des „Schenkel heran“. Dann sitzen sie während der weiten Wanderungen ihres Stammes tagelang auf den kleinen, unermüdlichen Eseln, und wenn sie später zu Pferde steigen, dann vermag auch das ärgste bucking horse sie nicht aus dem Sattel zu bringen.

Ein Ritt zu Vieren beschloß diese Art von Schauspiel, das Gewehrfeuer wurde salvenartig, und dichter Staub und Pulverdampf lagerten auf der Bahn.

Da erschollen von fern Paukenschläge und gellende Klarinettentöne durch den Lärm. Ein Hochzeitszug aus der Steppe nähert sich. Auf dem Rücken eines riesigen Dromedars, gegen

profane Blicke durch einen zeltartigen Überbau von roten und blauen Tüchern abgeschlossen, sitzt die Braut. Schwere, **silberne Beinspangen** sind am Sattel und Zaumzeug des Lasttieres aufgehängt und **klingen bei** jedem Schritte desselben lustig gegeneinander. Ein zweites **Dromedar** trägt in mächtigen, grell bemalten Kisten die Aussteuer. Ein dichter Schwarm von verhüllten Frauen und halbnackten Kindern umgiebt die Braut und begleitet die unmelodiöse Tamtammusik mit näselndem Gesange. Vor den Tribünen nimmt der Zug Aufstellung.

Ein Teil der Beduinen beginnt seine Reitkünste vor der Braut zu zeigen. Die Kampfspiele von vorhin wiederholen sich. Einige gewandte Reiter jagen in voller Carrière, hoch aufgerichtet auf dem schmalen Sattel stehend, ein Gewehr oder ein Schwert in der Rechten schwingend, an dem Hochzeitszuge vorüber. Die mutigsten Kämpen werden mit einem trillernden, langanhaltenden Schrei, der wie ein endloses Jujujuju! in der Luft vibriert, durch die Frauen begrüßt.

Die Reiterschar trabt wieder von dannen. Da tauchen in der Ferne verdächtige Gestalten auf, Beduinen zu Pferde, erst einzelne, dann mehrere. Eine große Unruhe bemächtigt sich der Hochzeitsgesellschaft. Die Frauen schreien ängstlich auf, ein alter Araber wirft geschickt Sand hoch empor, der im Herniederfallen eine weit sichtbare Staubsäule in der Luft bildet. Es ist dies eine in der Steppe allgemein gebräuchliche Weise, um den Nachbarn Signale zu geben, ihnen u. a. den Einfall räuberischer Horden anzuzeigen und um Unterstützung zu bitten.

Ein feindlicher Reitertrupp überfällt den Hochzeitszug, die Braut schwebt in höchster Gefahr, da nahen mit verhängtem Zügel die Retter, Nomaden aus den nächsten Duârs. Flintenschüsse blitzen von allen Seiten auf, Reiter und



Rosse bilden einen unentwirrbaren Knäuel, dann wenden sich die Feinde zur Flucht, und mit gellendem Triumphgeschrei setzen die Sieger den Fliehenden nach.

Mit diesem effektvollen und szenisch reichem Bilde endeten die ersten Rennen im Sahelgebiet.





Kapitel VIII.

Eine Jagdstreife am Ued Ramel und dem Djebel Gakhmûs.

Wildschweine giebt es dort massenhaft und die Steinhühner schwirren wie die Fliegen herum, das können Sie glauben!" so schloß der brave Pepino, ein Malteser von untersetzter Statur mit breitem Nacken, aus dessen rundem, wohlgenährtem Antlitz ein Paar Schweinsäugelchen gutmütig blinzelten, eine lange Rede, in der er mir und zwei Bekannten die Reize der Berglandschaft östlich vom Djebel Zaġuân und deren ungeheuren Wildreichtum mit südländischer Lebhaftigkeit in glühenden Farben geschildert hatte.

Besonders der Bericht über die Wildschweine hatte unsere Jagdbegierde rege gemacht, und noch am gleichen Abend beschlossen wir vier, die wir da bei dampfenden Pfeifen und Grog — es wird auch an den gesegneten Gestaden der Kleinen Syrte im Dezember manchmal recht kühl und rauh — gemütlich bei einander saßen, gleich nach Neujahr einen Streifzug in das Waidmanns-Eldorado zu unternehmen.

Mit Munition und Proviant reichlich versehen, verließen wir etwa eine Woche später in aller Frühe und bei völliger

Dunkelheit in zwei kleinen doppelsitzigen Boroginos — einspännige Wagen mit zwei hohen Rädern — das gastliche Monastîr. Durch reiche Olivenplantagen führte uns die von der französischen Verwaltung angelegte, vorzügliche Heerstraße nach dem reizenden Dörfchen Skânis. Hier verläßt der Weg den niedrigen, fruchtbaren Höhenzug, der SW—NO streichend den Landvorsprung von Monastîr bildet und senkt sich zur breiten Sebkha von Sahilin, die während der Wintermonate infolge der Regen mit Wasser gefüllt zu sein pflegt, im Sommer aber austrocknet.

Die Straße führte mitten durch diese Sebkha, die in ihrem südlichen Teile den kleinen Ued Djemmâl in vieläſtigem Delta aufnimmt, hindurch. Allmählich war es heller geworden, hinter dichten Wolkenmassen war die Sonne aufgegangen, und einzelne matte Strahlen schimmerten wunderbar auf dem breiten Wasserspiegel.

Ungefähr 3½ km. hinter Skânis zweigt sich die alte Römerstraße, welche Hadrumetum mit Ruspina verband, und auf deren festen Fundamenten der neue Weg erbaut ist, nach rechts ab, überschreitet eine tiefere Stelle der Sebkha auf uralter, fester Brücke und hält sich dann dicht am Meere, während die Chaussee mehr landeinwärts weiterführt.

Kurz hinter dieser Gabelung des Weges erhebt sich zu unserer Rechten zwischen Sebkha und Meer eine wunderherrliche Palmenwaldung. In allen Stadien konnte man hier die Entwickelung der schönen Dattelpalme betrachten, vom jugendlichen Palmenbusch bis zum ausgewachsenen alten Baume mit seiner charakteristischen schlanken Gestalt. Obgleich die Dattelpalme überall häufig als einzelner Baum vorkommt, so ist dies doch die einzige mir bekannte Stelle der Ostküste von Hammâmêt bis Monastîr, die einen ganzen Palmenwald aufzuweisen hat.

Auch zur Linken wurde das Land wieder freundlicher, dunkele Olivenwaldungen traten an die Straße näher heran, und aus ihnen leuchteten die weißen Häuser von Saḥilîn. Weiter ging es im schlanken Trabe, wir überschritten auf einer Brücke den kleinen Ued Amdûn und genossen noch den Anblick einer nach Hunderten zählenden Schar der schönen, rosiggefiederten Flamingos, die in der Sebkha, leider weit außer Schußbereich, ihren Morgenimbiß verzehrten und wohlbehaglich nach Gänseart dazu schnatterten.

Jemehr wir uns Sousse (arab. Sûssa) näherten, desto bunter gestaltete sich das Leben auf der Straße. Araber auf schwerbeladenen Eseln und Kamelen, frostig in ihren großen, weißen oder grauen Burnus gehüllt, kamen uns entgegen. Die Frauen trotteten barfüßig, das Gesicht mit ihrem bauschigen, oft einzigen Gewande, dem Ḥâïk verdeckend, nebenher, während der Herr und Gebieter mit Stolz und Würde einherritt.

Nach etwa zweistündiger Fahrt hatten wir Sousse erreicht; wir stellten Pferde und Wagen im Fondûḳ vor der Stadt ein, trennten uns dann, da noch jeder verschiedene Besorgungen und Einkäufe zu machen hatte, und trafen uns dann wieder nach Verabredung in einem Kaffeehause, um den Körper für die uns noch bevorstehende lange Reise zu stärken. Gegen 11 Uhr saßen wir wieder im Wagen und rollten zum Stadtthore hinaus. Nördlich von Sousse wird das Gelände etwas wellig; es sind flache Höhenzüge, die nach dem Meere zu abfallen.

Nicht sehr weit hinter der Stadt erblickt man römische Trümmer, höchst wahrscheinlich Reste des alten Hadrumetum. Reiche Olivenkulturen begleiteten zu beiden Seiten den Weg, hin und wieder wurde der Blick auf das wunderbar blaue Meer im Osten frei.

Einer interessanten Erscheinung auf dieser Wegstrecke will ich an dieser Stelle noch gedenken. Wiederholt mußten wir auf hohen Brücken 30—35 m tiefe und nicht sehr breite cañonartige Schluchten überschreiten, die in vielfach gewundenen Bogen das Land durchfurchten. Es waren tiefe Erosionsbetten, welche die durch keine Vegetation aufgesogenen Wassermassen, die während der Wintermonate in gewaltigen Regengüssen niederstürzen, mit der Zeit in den weichen Kalkmergelboden, dessen Schollen durch die starke Insolation im Sommer gesprengt werden, gegraben hatten.

Nach ¾ stündiger Fahrt passierten wir Ḥammâm Sussa, zu deutsch: Bad Sussa, doch konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob hier heilkräftige Quellen aus dem Boden sprudeln, oder ob der Ort nur größeren arabischen Volksbädern seinen Namen verdankt.

Im Westen sahen wir den Rauch von dem hinter Hügeln versteckt liegenden Ḳâla' Kebîra aufsteigen, und nach einer Krümmung des Weges lag eine Reihe eigenartig geformter Berge vor uns. Es sind dies vier breite Tafelberge, die, wenngleich scheinbar isoliert, eine Kette bilden, welche WSW—NON streichend stufenförmig zum Meere abfällt. Auf dem höchsten, westlichsten der vier Tafelberge befindet sich eine trigonometrische Station und ein Gebäude des Service Géographique. Die Straße windet sich zwischen dem 2. und 3. dieser Stumpfkegel hindurch, führt an 3 km nach W und wendet sich dann NW und erreicht nach etwa 5 km die in dichten üppigen Kaktushecken versteckte Ortschaft Sîdi Bû 'Alî. Kurz hinter diesem Dorfe bricht die gut gebaute, neue Landstraße ab, welche wir bisher im flotten Trabe passieren konnten, und es beginnen die richtigen afrikanischen Wege.*) Tief

*) Im Sommer 1890 wurde die Kunststraße von Sîdi Bû 'Alî nördlich bis Enfidaville geführt und dem Verkehr übergeben, gegen-

schneiden die schmalen Räder in den weichen Boden ein, der mit niedrigen, hartstenglichen Salsolaceen bedeckt ist, die breitgeästet über die Erde hinkriechen; oft auch macht sich der dornige Sarib (Zizyphus Lotus) mit seinem häßlichen, starren Gesträuch breit. Wenige Kilometer östlich sahen wir den breiten Spiegel der Sebkha Halk El Menzel und nördlich dieses Beckens blinkten die weißen Häuser von Hergla, dem alten Horea Coelia, im Sonnenschein. Nach Westen verlor sich der Blick in der weiten Steppe, und nur aus dem fernen Nordwest bläute der scharfe, zackige Doppelgipfel des hohen Djebel Zaguân, der schon von Sousse an für uns eine deutliche Landmarke bildete, herüber.

Nirgends erblickte man ein menschliches Wesen oder das geringste Anzeichen von Kultur. Erst nachdem wir nach mehrstündiger ermüdender Fahrt den Marâbut (Kapelle) des Sîdi Soïa passiert hatten, wurde die Landschaft belebter. Wir trafen auf große Herden der in Nordafrika so verbreiteten Fettschwanzschafe, deren Färbung vielfach weiß mit braunem Kopfe ist. Besonders fiel mir die überaus große Anzahl der reizenden jungen Lämmer auf, die teilweise noch mit der Nabelschnur lustig umhersprangen oder mit dem charakteristischen kurzen Stoßen des Kopfes an den Mutterschafen saugten. Bald auch sahen wir die in der ganzen weiten Ebene zerstreut oft hinter Kaktushecken (hendi) oder dichtem Dorngestrüpp versteckt liegenden, schwarzen, niedrigen Zelte der nomadisierenden Beduinen.

Sogar Bodenkulturen trafen wir in diesem scheinbar unfruchtbaren Gebiete an, welche, je weiter wir nach Norden vordrangen, an Umfang zunahmen, bis wir uns, in der Nähe von Dar El Bey angelangt, inmitten eines unübersehbaren

wärtig dürfte der gesamte Staßenzug Tunis-Enfidaville-Sousse bereits vollendet sein.

Komplexes beackerten Landes befanden. Meine Vermutung, daß das ganze Küstengebiet von Sidi Bû 'Alî bis zur Höhe von Ḥammâmêt ödes, unfruchtbares Steppenland sein würde, hatte sich als irrig erwiesen. Wir befanden uns in dem ausgedehnten Territorium der Société franco-africaine, gewöhnlich Enfida-Compagnie genannt, welche diese ungeheueren Landstrecken für 2½ Millionen Franken erworben hat und deren Hauptsitz sich in Dar El Bey (von den Franzosen Enfidaville genannt) befand, das wir gegen Sonnenuntergang erreichten. Wie schon der Name besagt (Haus des Bey) befindet sich hier ein festes Haus der Beamten mit daranstoßendem Parke. Zur Seite des Schlosses, wenn man diesen Namen hier gebrauchen darf, erheben sich hohe, mehrstöckige Gebäude mit den Wohnungen für die Direktoren und andere europäische Angestellte der Gesellschaft. Auf dem Platze vor der parkartigen Gartenanlage fanden wir in Zelten, Strohhütten und Bretterbaracken die arabischen Handwerker des Ortes: Schmiede, Tischler, Schneider, Schuhmacher u. s. w., die wie gewöhnlich ihr Tagewerk auf der Erde sitzend verrichteten.

Eine Schule, Postanstalt mit provisorischem Telegraphen, Epicerie (Specerei-Handlung) und Bäckerei nebst Gasthaus befanden sich in mehreren Steingebäuden.

Die Société franco-africaine verfügt nach offizieller Angabe über etwa 120 000 Hektare mehr oder weniger fruchtbaren Landes. Ein großer Landkomplex ist von der Gesellschaft selbst unter den Pflug genommen worden. Die Hauptaufmerksamkeit hat natürlich die Gerste gefunden, welche außer Weizen allein von den Getreidearten in Tunis angebaut wird, doch sind auch die Versuche mit der Anlage von größeren Weinplantagen sehr günstig ausgefallen. Der Enfida-Wein, ein vino nero, wird an der Küste gern getrunken, und auch das aus den Trebern u. s. w. gewonnene Destillat, das Eau de

vie de Mare, ist ein bei den Franzosen sehr beliebtes Getränk.

Da es der Gesellschaft noch auf weite Jahre hinaus unmöglich sein wird, ihr gesamtes Gebiet selbst zu beackern oder auch nur als Weideland zu benutzen, so hat sie sich veranlaßt gesehen, für gewisse Frist und gegen Abgaben bestimmte Landstriche an die Beduinenstämme der Umgegend zu verpachten. Für Weideland haben dieselben jährlich 1 % von den Schafen und 5 % von den Lämmern abzugeben; wie sich die Pacht für Ackerland stellt, konnte ich nicht erfahren.*) Die Beduinenstämme dieser Gegend gehören sämtlich zum Amtsbezirk des Ḳäïd von Dar El Bey, eines gar gestrengen Herrn, den ich auf der Rückfahrt besuchte und von dem ich noch später sprechen will.

Die Sonne war inzwischen untergegangen, und da in diesen Breiten die Dunkelheit schon recht schnell hereinbricht, so mußten wir uns beeilen, um unser Nachtquartier, das noch einige Kilometer nördlich lag, zu erreichen. Die Pferde waren schon sehr ermüdet, und meist nur im Schritt kamen wir auf den schlechten Wegen vorwärts. Endlich schimmerte vor uns ein Licht, bald unterschieden wir die einzelnen Baracken einer Malteser-Ansiedelung, und die beiden Araber, welche wir auf einer Charette (zweiräderiger Lastkarren) mit Proviant und Munition einen Tag vorausgeschickt hatten, kamen uns entgegen.

Unser Gastfreund Jean Marie, ein Malteser, meist kurzweg Jem genannt, hieß uns in seiner kleinen Holzbaracke willkommen. Es war dies eine kleine, doch nicht zu niedrige Bude, die alle möglichen Viktualien, Alkoholika und sonstige Handelsartikel im buntesten Durcheinander barg. In dieses

*) Europäische Kolonisten bezahlen eine Pacht von 6 bis 10 Franken für den Hektar, je nach Lage und Bodenbeschaffenheit.



Tohuwabohu paßte unser Freund so recht hinein: stets in Hemdsärmeln, an den nackten Füßen arabische Pantoffeln, die rote Binde um den Leib, auf dem wettergebräunten, gutmütigen Gesicht einen noch mehr verwitterten Hut, war er so recht das Bild eines der letzten Vorposten europäischer Zivilisation am Rande der Wildnis.

Wir suchten es uns, soweit der Platz es uns erlaubte, bequem zu machen und streckten die vom langen Fahren steifgewordenen Glieder. Zu unserer großen Freude hatte Jem für ein warmes Abendessen Sorge getragen. Auf einem der niedrigen, transportabeln arabischen Herde inmitten der Baracke brodelte in einer großen Blechkasserolle eine kräftige Hühnersuppe. Jem gab sich alle erdenkliche Mühe, um sein selbst zubereitetes Mahl auf einer großen Kiste möglichst zivilisiert vorzusetzen, doch blieb der Erfolg ein recht zweifelhafter, denn Geschirr und Besteck ließen bedenklich an Sauberkeit zu wünschen übrig. Nun, über solche Kleinigkeiten sieht man hier leicht hinweg; unser Appetit war groß, und Huhn und Brühe vorzüglich. Nachdem wir noch unsern Kaffee geschlürft und die letzte Pfeife ausgeraucht hatten, sehnten wir uns alle nach Ruhe und rüsteten unser hartes Nachtlager her. Meinem deutschen Freunde und mir überließ Jem seine Holzpritsche, während die drei Romanen sich ihr Lager an der Erde bereiteten. Ich setzte mich in Gedanken zurück in die Zeit, wo ich als preußischer Einjähriger so manche Nacht auf harter Pritsche gelegen hatte, und war bald eingeschlafen.

Am nächsten Morgen brachen wir in aller Frühe auf. Lebensmittel für zwei Tage wurden auf die mit einem starken Maultier bespannte Charette geladen, die uns auf der ganzen Tour begleiten sollte, während die beiden Boroginos in El Khlé zurückblieben. Nach etwa einstündigem Marsch passierten wir das einsame Bordj El Khlé, und dann führte der Weg

geradezu nördlich durch Gestrüpp und Steppe an vereinzelten Landkulturen vorüber nach Sîdi 'Abd er Raḥmân, einer Vereinigung mehrerer Marâbuts. Von hier wandten wir uns nach NW und erreichten gegen 2 Uhr nachmittags den Ued Ramel.

Dieser Fluß entspringt nach der französ. Generalstabskarte als Ued Bagra auf dem Nordwestabhang des Djebel Zağuân, wird nach Aufnahme des Ued Sîdi Zîd in seinem Mittellaufe Ued Ramel genannt und fällt als Ued Khûkha (N) und Ued Çed (S) in den Golf von Ḥammâmêt.

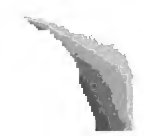
Das breite Thal, in das wir traten, wird im Norden vom Djebel Gakhmûs, der SW—NO streicht, eingesäumt, während den Südrand die niedrigen breiten Hügel der Ausläufer des Djebel Djerâdu und Djebel Akers bilden.

Dichtes Buschgestrüpp (wilder Rosmarin, Pistacien, Thymian, Sarib u. s. w.) bedeckt die Berghänge und zum großen Teile auch die Thalsohle. Die Wegespur verschwindet hier ganz, und obgleich auf der von der französischen Heeresverwaltung herausgegebenen Spezialkarte eine Fahrstraße eingezeichnet war, mußten wir uns doch ganz der Leitung eines eingeborenen Führers überlassen.

Auf unserer Jagdstreife, die wir den Ued Ramel, dessen klares Wasser uns oft erfrischte, aufwärts unternahmen, trafen wir besonders zahlreich das Stein- oder Klippenhuhn (Caccabis petrosa Gm.) an. Wir fanden es jetzt Anfang Januar bereits paarweis und nicht mehr in Völkern vor, da die Legezeit des Huhnes meist schon im Monat März beginnt.

Das Huhn ist größer und viel lebhafter und intensiver gezeichnet als das heimatliche Rebhuhn, besitzt aber nicht den pikanten Wildgeschmack, der das letztere auszeichnet.

Bei dem Durchpürschen des Thales und der südlichen Uferhänge trafen wir auf häufige Spuren römischer Ansiedelungen. Meist bedeckte das Trümmergeröll zerbröckelter



Mauern den von dichtem Gestrüpp überwucherten Boden, aber das suchende Auge entdeckte auch noch ganze Häuserfundamente, sogar zuweilen Säulenreste, doch letztere selten. Neben diesem historischen Belege für die Kulturfähigkeit des Bodens erhielten wir bald einen weiteren Beweis, indem wir auf nicht unbedeutende, von Beduinen bebaute Ackerflächen stießen, welche mit Weidegründen wechselten, auf denen stattliche Herden von Rindern, Schafen, Ziegen und Kamelen weideten. Hin und wieder sah man auch einen Trupp Pferde, die mit gekoppelten Vorderfüßen unbeholfene Sprünge auf dem Wiesenplane ausführten. Weiter im Hintergrunde versteckt mußten mehrere Duârs liegen, denn an verschiedenen Stellen stiegen Rauchsäulen senkrecht zum Himmel auf.

Während wir in dieser Gegend jagten, gesellten sich mehrere Araber zu uns, deren unglaublich lange Flinten wohl mehr dazu geeignet waren, harmlosen Wanderern Schrecken einzujagen, als wirklich Schaden anzurichten. Bald kam uns auch der Sheikh des nächsten Duârs entgegen und lud uns ein, bei ihm unser Nachtlager aufzuschlagen, indem er gleichzeitig einen Boten entsandte, um unsern Wagen herbeizurufen. Wir nahmen, zumal der Abend hereinbrach, das Anerbieten dankend an und begaben uns unter der Führung des Sheikh nach dessen Duâr.

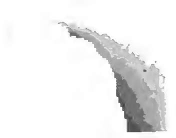
Dieser lag vom Thale aus ganz unsichtbar auf einer Berghalde zwischen dem Djebel Gakhmûs und dessen Vorbergen. Die sechs Feuerstätten des Duârs bestanden aus Hütten und Zelten. Erstere waren ziemlich umfangreich angelegt. Ein Gerüst von Olivenzweigen war mit Halfamatten und Dorngestrüpp belegt und zum Teil mit Erde beworfen worden. Die Zelte waren flach und bestanden aus langen, aneinandergenähten Decken, die aus Ziegenhaar gewoben werden und schwarz gefärbt sind. Die Stütze für das Zelt

im Innern bildeten einige knorrige, gebogene Äste des Olivenbaumes.

Das Zelt, das uns angewiesen wurde, war gerade nicht sehr groß, machte aber mit den sauberen Halfamatten (aus den Halmen der Stipa tenacissima geflochten) auf dem Fußboden einen recht hübschen Eindruck. Rings um das Zelt war ein dichter Wall von Dorngestrüpp aufgehäuft.

Inzwischen war auch unser Wagen herangekommen, und wir erfrischten unsern Körper aus den mitgebrachten Mundvorräten und durch einen tüchtigen Schluck Wein. Als wir uns auf dem harten Boden in unsere Decken gewickelt zur Ruhe ausstreckten, ließ uns erst der ziemlich zahlreich vertretene Pulex irritans keine Ruhe, endlich aber siegte doch die Mattigkeit. Wir mochten bis Mitternacht geruht haben, als wir plötzlich durch dumpfen Donner aus dem Schlafe geweckt wurden. Ein starkes Gewitter, wie ich es selten erlebt, war über uns heraufgezogen. In dichten Strömen rauschte der Gewitterregen hernieder, und bald stand das Wasser über Handhoch im Zelte. In mindestens fünf Sprachen wurde geflucht über diese unliebsame Störung; an ein Schlafen war trotz der Mattigkeit nicht mehr zu denken. Ich hatte mich auf eine große, hölzerne Milchschüssel, die wie ein Fels in der Flut ragte, gerettet und verbrachte auf ihr kauernd, zähneklappernd den Rest der Nacht.

Endlich brach der Morgen an, ein Feuer wurde angezündet, da der Regen aufgehört, und wir suchten uns zu wärmen und zu trocknen. Zu meinem größten Schrecken mußte ich wahrnehmen, daß meine langen Stiefel, die ich für die Nacht mit einem Paar leichterer Schuhe vertauscht hatte, bis über die Hälfte voll Wasser standen. Nur mit Mühe und unter Schmerzen vermochte ich meine Füße hineinzuzwängen, und doch stand uns gerade heute ein großer Marsch bevor.



Unter persönlicher Führung des Sheikh, begleitet von einer Anzahl mit Feuerstein- und Perkussionsgewehren bewaffneter Araber brach unsere Jagdgesellschaft, schon fast einer Afrikaexpedition gleichend, auf. Unsere Suche auf Steinhühner war von gutem Erfolge begleitet. Nach mehrstündiger Wanderung kamen wir in das Gebiet, wo Wildschweine hausen sollten. Die feinen Schrotpatronen wurden aus dem Lauf gezogen, und dafür die Flinten mit Kugeln und schweren Saurollern geladen. Doppelt vorsichtig ging es vorwärts. Kilometer auf Kilometer wurde auf den unwegsamen Pfaden zurückgelegt, doch nichts ließ sich sehen. Einige Araber als Pfadfinder voraus hatten wir nach Westen zu fast den ganzen Djebel Gakhmûs umschritten und befanden uns fast an den Südabhängen des Djebel Harbi, als plötzlich einer der als rechte Seitenpatrouille vorgeschickten Eclaireurs uns ein freudiges „ḥallûf ḥallûf" („Schwein") von einem Berggipfel zurief.

In atemloser Hast, brennend vor Jagdbegier erreichten wir, uns durch Dickicht und Steingeröll hindurchkämpfend, die Stelle. Der Rufer hatte eine Spur gefunden, die er für die eines Wildschweines ansprach, ein arabischer Skeptiker hielt dieselbe aber für die einer Ziege, und nun entspann sich unter den Gelehrten der Wildnis ein interessanter Streit pro et contra. Ich glaube, der Mann mit der Ziege hatte recht, insh Allah!

Besonders fiel mir auf, daß unsere guten Jagdhunde die Spur nicht annehmen wollten, sondern sich völlig teilnahmslos verhielten.

Unser forcierter Rückmarsch quer durch das Gebirge nach dem Duâr war ein überaus anstrengender in der heißen Sonne. Oft schöpften wir uns mit der hohlen Hand Regenwasser, das vom Gewitter der vorigen Nacht in den Wegvertiefungen stehen geblieben war. Über manche interessante Pflanze mußte der Fuß leider achtlos fortschreiten.

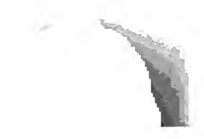
Eine Thuja und dann eine Kiefernart bildeten auf der Höhe förmliche Waldparzellen, auch war eine hohe, strauchartige Erica bemerkenswert. In der fünften Abendstunde langten wir wieder im Duâr an, nachdem wir ohne einen Bissen zu genießen ungefähr 40 Kilometer auf den schwierigsten Wegen zurückgelegt hatten.

Obgleich wir jetzt sehr stark ermüdet waren, konnten wir auch in dieser Nacht nicht schlafen, da die Kälte nach dem Gewitter und die Feuchtigkeit, die allen Decken anhaftete, uns viel zu schaffen machte. Dazu hörte man während der ganzen Nacht das Schreien, Blöken und Meckern der innerhalb des Duârs zusammengetriebenen Herden, daß man kaum ein Auge schließen konnte.

Da unsere Lebensmittel zur Neige gingen (wir hatten eine dreitägige Abwesenheit von El Khlé nicht vorhergesehen), mußten wir uns am nächsten Morgen einen Imbiß aus Ziegenmilch und Beduinenbrot gefallen lassen. Erstere machte in dem nicht sehr sauberen Blechgefäß und mit den darin schwimmenden Haaren gerade keinen einladenden Eindruck, und wir konnten dieselbe erst genießen, nachdem wir sie durch ein reines Tuch geseit hatten. Die frischgebackenen Brote hatten ungefähr ½ m im Durchmesser, waren nicht über Fingerdicke stark und schmeckten wie kalter Kartoffelpuffer. Leider machten sich recht viele Sandkörner im Teige bemerkbar.

Inzwischen war unser Maultier angespannt, die Charette beladen worden, wir nahmen Abschied vom Sheikh und seinen Beduinen und schenkten ihnen zum Abschied einiges Pulver und entbehrlichen Tabak, höchst willkommene Gaben.

Der durch die Gewitterregen stark angeschwollene Ued Ramel konnte mit dem Wagen nur unter großen Schwierigkeiten überwunden werden. Auch weiterhin war der Boden durch den Regen stark aufgeweicht worden, und fast nur im



Schritt konnten wir vorwärts kommen. Unterwegs trafen wir noch mehrere Beduinenfrauen, denen meine Brille mächtig imponierte; sie mochten wohl solch ein Instrument noch nie gesehen haben, denn sie folgten fast eine Viertelstunde lang dem Wagen im Laufschritt unter lauten Kundgebungen ihres Staunens.

Eine große Strecke des Rückmarsches legten wir zu Fuß zurück und schossen unterwegs noch mehrere Steinhühner wie auch Kiebitze, deren letzteren Zahl, jemehr wir uns der Sebkha Djiriba näherten, zunahm. Am Spätnachmittage trafen wir endlich wieder in der Malteser-Kolonie bei El Khlé ein.

Während meine Gefährten gegen Abend noch eine Streife auf Kiebitze am Rande der Sebkha unternahmen, benutzte ich die kurze Zeit bis zum Sonnenuntergang, um den in der Nähe befindlichen Ruinen der römischen Colonia Uppenua einen Besuch abzustatten. Von den Profanbauten war wenig mehr zu schauen; ein wüstes Chaos über den Boden weit verstreuter Mauerreste kennzeichnete die ehemalige Kulturstätte, die sich vom Ufer nach einer sanften Berglehne emporzog. Am besten erhalten war noch ein Teil der gewölbten, städtischen Wasserwerke.

Doch während in der Ebene fast alle Spuren vernichtet, und gewissermaßen nicht ein Stein auf dem andern geblieben war, ragte oben auf dem langgestreckten Höhenzuge noch ein Denkmal ehemaliger Pracht, das fanatischer Vernichtungswut und verderblicher Witterung trotzig die Stirn geboten: die Ruinen eines römischen Tempels, den man sich im Geiste sehr wohl rekonstruieren konnte. Die starken, 1½—2 m dicken, aus petrefaktenreichem Kalkgestein aufgeführten Mauern waren nach außen mit starken Quadern verblendet gewesen. Zu der von zwei hohen, turmartigen Gebäuden flankierten Front hatte

jedenfalls eine breite Freitreppe zum Tempelhofe emporgeführt, in dessen Innern man noch eine tiefe Nische, in der das Götterbild gestanden, wahrnehmen konnte. Es muß von hier im hellen Sonnenschein ein herrlicher Blick über die Dächer der Stadt hinweg zum fernen tiefblauen Meere gewesen sein, während jetzt in hereinbrechender Dämmerung das Auge nur über traurige Trümmerstätten zum sumpfigen Gestade der Sebkha glitt.

Als ich zum Blockhause zurückkehrte, wurde das Abendessen angerichtet, eine kräftige Suppe aus sechs Steinhühnern, die erste warme Speise seit mehr denn 70 Stunden.

Die Rückfahrt über Dar El Bey und Sîdi Bû 'Alî nach Sousse am andern Tage war äußerst ermüdend und anstrengend. Oft mußten wir absteigen, da die Pferde den Wagen in dem aufgeweichten Boden nicht vorwärts zu bringen vermochten. In Dar El Bey machten wir eine kurze Rast und statteten dem Ḳâïd, der mit einem Jagdgefährten bekannt war, einen Besuch ab. Der Ḳâïd Sîdi Aḥmed Ben Othman ist türkischer Herkunft und hat eine richtige Despotenphysiognomie. Er soll gar wenig sanft mit seinen Untergebenen verfahren und erfreut sich eines ganz gewaltigen Respektes. Oderint, dum metuant! Er ist ein enragierter Franzosenfreund, wenngleich er deren Sprache wenig spricht, und in seinem Audienzzimmer hängen die Bilder Carnots und Boulangers, des ehemaligen Oberkommandierenden in Tunis. Er bewirtete uns mit starkgewürztem Thee, und setzte uns dann auch Cognac vor, von dem er jedoch nicht genoß. Angelegentlich erkundigte er sich danach, ob uns die Nomaden auch freundlich aufgenommen hätten, sonst wären sie der Bastonade gewiß gewesen.



Kapitel IX.

In den Zelten der Ulâd Sa'îd.

Wenn die langen Winterregen verrauscht sind, die Sonne wieder goldig strahlt und funkelt, und die graubraune, von der Sommerhitze verdorrte und versengte Landschaft einen smaragdgrünen, prächtig prangenden und duftenden Mantel umgeworfen hat, dann überkommt den nordischen Siedler an afrikanischen Gestaden die uralte, germanische Wanderlust mit überwältigender Macht, und ein unnennbares Sehnen zieht ihn aus der Mauern engem Gefängnis, in das ihn des argen Winters Sturm und Regenschauer gebannt, hinaus in die lachende, grünende Freiheit.

Die schönen Tage der goldenen Ostara nahten, und so hatten wir denn dem lockenden Rufe nicht länger zu widerstehen vermocht, hatten gepackt und gesattelt und waren dann von Monastîr aus, wo ich eine längere Zeit hindurch meinen Wohnsitz genommen hatte, zu dritt nordwärts geritten, den fernen blauen Bergen zu, die das zackige Haupt des Djebel Zaġuân überragt.

In Enfidaville, der kleinen, aufblühenden Kolonie im

nördlichen Teile der reichen, fruchtbaren Enfida-Ebene, hatten wir die erste Nachtrast gemacht und waren von unserm alten Freunde, dem Kâïd der Ulâd Sa'îd, Ahmed Ben Othmân gastfreundlich aufgenommen worden. Wir teilten dem liebenswürdigen Beamten unser Programm des Jagd- und Streifzuges, den wir in dem seinem Szepter unterstellten Gebiete in den kommenden Tagen zu unternehmen beabsichtigten, mit und erhielten von dem alten Herrn außer vielen guten Winken und Ratschlägen auch Empfehlungsschreiben an zwei der angesehensten Scheikhs des Distriktes, in deren Duârs wir während der Nacht Schutz und Unterkunft suchen wollten.

Unsere Absicht, am frühen Morgen aufzubrechen, wurde durch die orientalische Behäbigkeit unseres Wirtes und die seltene Freude, unter dem Dach seiner provisorisch errichteten Baracke Europäer, und zwar sogar zwei Brussiani und einen Inglis, zu beherbergen, durchkreuzt. Der alte Mann wollte uns gar nicht wieder fortlassen, wir schlürften eine Schale Mokka nach der anderen, der Qualm der Friedenspfeifen erfüllte das kleine Gemach, und Sîdi Ahmed suchte durch tausend Fragen, die er in ununterbrochener Folge an uns richtete, die tiefsten Geheimnisse der gegenwärtigen europäischen Politik zu ergründen.

Aus dem kleinen, arabisch gedruckten Wochenblatte „Raid El-Tunsi“, dem offiziellen tunesischen Staatsanzeiger, hatte er eine Menge politischer Neuigkeiten eingesogen, die sich in seinem Hirn zu einem unentwirrbaren Wust zusammengeballt hatten, und wir mußten ihm nun erzählen und berichten von Bismarck, den auch er hoch verehrte, und Carnot, Crispi und Giers und anderen Sternen des diplomatischen Himmels. So hohe Meinung er nun auch von den abendländischen Staaten und ihren Lenkern hatte, so blickte stets aus seinen Reden die unerschütterliche Meinung durch, daß all die abend-

ländische Macht doch eigentlich ein kleines Nichts gegen die Herrlichkeit des „Großen Sultans“ in Stambul sei. Wir hatten, da Sîdi Aḥmed nicht unserem Wahlkreise angehörte, keine Veranlassung, seiner partikularistischen Auffassung entgegenzutreten, und die entente internationale blieb ungetrübt.

Endlich gelang es uns doch, diese unfreiwillige Kongreßsitzung zur Sicherung des europäischen Friedens, in der wir die Lösung der verwickelten Orientfrage durch rückhaltlose Anerkennung der Erhabenheit des Sultans nicht unwesentlich gefördert zu haben glauben, aufzulösen und begleitet von den Segenswünschen des Ḳâïd unsere Straße zu ziehen.

Wenn ich hier den Ausdruck „Straße“ gebrauche, so ist derselbe mehr ornamental als typisch zu verstehen; denn der Weg, auf dem wir nun dahin trabten, zwang uns nach Indianerweise einer hinter dem andern zu reiten. Unsere Reisegesellschaft bestand jetzt aus fünf Gewehren. Wir drei Europäer auf eigenen Pferden, trefflichen, ausdauernden Berberhengsten, 'Alî, unser Koch, Kammerdiener und Mundschenk, zwischen zwei mächtigen, mit Proviant gefüllten Packkörben thronend auf einem in Enfidaville gemieteten Pferde, und schließlich als fünfter Ḥadj Ḥamda, ein Repräsentant der mit subäthiopischem Blut gemischten Berberrasse, unser Führer und Leibjäger, auf seinem kleinen unermüdlichen Esel.

Wie uns der Ḳâïd, der uns den Mann empfohlen hatte, mitteilte, hatte Ḥadj Ḥamda eine recht interessante Vergangenheit hinter sich. In seiner Jugend war er là bas, eine unnachahmliche Geste begleitete das Wort, d. h. in den fehdereichen Gebieten an der tripolitanischen Grenze ein vielgenannter Held gewesen, und das Blut manches Opfers seiner Raublust hatte den gelben Wüstensand gerötet. Jetzt war er aber ruhig und vernünftig geworden, hatte sein Zelt in der Nähe von Enfidaville aufgeschlagen und suchte hier für seine einzige,

bildschöne Tochter einen stattlichen, reichen Mann. Trotz dieses für europäische Verhältnisse recht bedenklichen Vorlebens hat, wie ich gleich vorgreifen will, Ḥadj Ḥamda auf der Reise gewissenhaft seine Pflicht gethan und unser ihm geschenktes Vertrauen in jeder Hinsicht gerechtfertigt.

Die Gegend, die wir jetzt in nordnordöstlicher Richtung durcheilten, bot wenig des Interessanten; niedrige, flache Hügelwellen, die, je weiter wir vordrangen, kürzer und steiler wurden, Kaktushecken und Steingeröll, dazwischen vereinzelte Gerstefelder, die eine reiche Ernte versprachen.

Gegen Mittag erreichten wir 'Aïn Ḥallûf (die Quelle der Schweine), die schon zur Römerzeit mit mächtigen Quadern eingefaßt war. In ihr wuschen mehrere Beduinenfrauen eines nahe gelegenen Duârs, dessen kleine, schwarze Zelte hinter den Felsen hervorlugten, ihre blauen Obergewänder. Da nun aber der Garderobenschatz dieser Damen der Steppe ein recht bescheidener ist und meist in dem Spruche des alten Bias von Priene gipfelt, so müssen sie, wenn sie einmal das Bedürfnis nach reiner Wäsche empfinden, so lange in tiefem Negligee am Waschplatze verharren, bis die Gewänder getrocknet sind. In dieser Lage trafen wir auch hier die Nymphen der Quelle, die uns einen Erfrischungstrunk boten. Trotz unseres großen Durstes vermochten wir dennoch nicht von dem Wasser zu trinken; denn die Spuren früherer Waschthätigkeit, Haare und Stofffasern, die in dem Becher herumschwammen, nahmen auch dem Kühnsten unter uns den Mut, davon zu schlürfen.

In dem Bett des flachen Ued Khalifa, den wir bald durchritten, war das Wasser klarer, aber von der Sonne so stark angewärmt, daß es kaum den Gaumen zu erfrischen vermochte. Von hier aus wendeten wir uns mehr nordwestlich und umgingen in weitem Bogen die Felsenmasse des Djebel Akers. Am Nordrande dieses Berges sollen die Ruinen

eines sehr schönen Venustempels aus römischer Kaiserzeit (Venaria aphrodisum) liegen, doch leider verhinderte uns die vorgerückte Stunde, dieser jedenfalls recht interessanten Stätte einen Besuch zu widmen.

Jenseits des Flußbettes hatte sich die Scenerie etwas geändert. Die Gerstefelder, die wir noch hin und wieder angetroffen, waren ganz verschwunden, und ein lichter Wald von hohen Thujastämmen, die manchmal einen dünnen Schatten spendeten, nahm uns auf. Der Ausblick auf das tiefblaue Meer gen Osten, den wir bisher fast ununterbrochen genossen hatten, wurde immer seltener, bis wir uns endlich ganz der Führung unseres Ḥadj anvertrauen mußten. In gleichmäßigem Tempo ging es vorwärts über Berge und durch Thäler auf bald steinigem, bald sandigem Wege, der sich wie ein schmales Band, kaum dem Auge erkennbar, durch das dornige Gestrüpp des Unterholzes zog.

Auf der Höhe eines Bergrückens hielt uns der Führer an und deutete mit der Hand in das Thal, aus dem mehrere feine Rauchsäulen aufstiegen; es war unser heutiges Reiseziel, der Duâr des Sheikh Dhâb. Nach mühseligem Abstieg durch dichte Buschvegetation langten wir auf der Sohle der Thalmulde an und sahen dann auch die Zelte des Duârs auf einer sanft geneigten, grünen Halde vor uns liegen.

Der Sheikh und mit ihm die Männer des Duârs waren zur Feldarbeit ausgezogen, nur einige Frauen und Kinder waren anwesend, hielten sich aber in scheuer Entfernung von den fremden Reitern. Wir saßen inzwischen ab, ließen unsere Pferde mit gekoppelten Beinen grasen und erwarteten im Schatten eines Baumes die Ankunft des Oberhauptes des Stammes.

Dieser ließ nicht lange auf sich warten; denn einer seiner Söhne, ein hübscher, halbwüchsiger Bursche mit blitzenden,

dunklen Augen in dem tiefgebräunten Antlitz war sogleich fortgeeilt, um den Vater von unserer Ankunft zu unterrichten. Scheikh Dhâb ließ seine ländliche Beschäftigung im Stich und eilte sofort herbei, um seine Gäste mit großer Herzlichkeit zu begrüßen. Nun wurde ihm feierlichst das Empfehlungsschreiben des Ḳâïd überreicht, aber o Jammer! Herr Dhâb hatte in der Abgeschiedenheit seines Bergthales nicht Gelegenheit gefunden, sich jenen Grad von Bildung zu erwerben, der heutigen Tags selbst von dem Schulzen der kleinsten Dorfgemeinde verlangt wird — er konnte nicht lesen!

Da trat denn unser braver Ḥadj Ḥamda an die Stelle des geschriebenen toten Buchstabens, nahm eine würdevolle Pose ein und hielt dem staunenden Gemeindevorsteher eine Rede, deren sich Cicero in seiner glanzvollsten Epoche nicht hätte zu schämen brauchen. In der schönen, bilderreichen Sprache des Orients verkündete er dem Scheikh im Brusttone der Ueberzeugung, welche hohe Ehre ihm und seinem Duâr durch unsern Besuch zu teil würde, wir seien hohe, angesehene Fremde und ganz besondere Freunde des Ḳâïd, der den strengsten Befehl erteilt hätte, uns während dieser Reise bestens aufzunehmen und unser Unternehmen nach Kräften zu fördern.

Der Wortschwall unseres Führers hatte auf die Beduinen, die wie alle in der Einsamkeit lebenden Menschen etwas wortkarg zu sein pflegen, einen ersichtlichen Eindruck gemacht, und mit großem Eifer suchten sie uns den Aufenthalt zu einem möglichst angenehmen zu schaffen. Sofort wurde an einer geschützten Stelle ein Zelt für uns aufgeschlagen und der Boden desselben mit sauberen Binsenmatten belegt.

Unser neues Obdach war eines jener kleinen, schwarzen Beduinenzelte, die man bei den wandernden Horden in der ganzen Regentschaft antrifft. Das Zelttuch war etwa 6 m



Albert phot.

Arabischer Sheikh.

lang und 3 m breit und bestand aus mehreren aneinander genähten Stücken eines festen Gewebes aus schwarzen Ziegenhaaren, die mit dunkelbrauner Schafwolle gemischt waren. Die Herrichtung des Zeltes war Sache der Frauen, die unverschleiert, mit geschickten Händen sich der Arbeit unterzogen. Das Zelttuch wurde auf der Erde ausgebreitet, Holzpflöcke auf einer Längs- und den beiden Schmalseiten eingeschlagen und das Tuch mit Halfastricken an diese befestigt. Dann wurde die freie Längsseite in der Mitte aufgehoben, durch zwei krumme, gabelförmige Olivenzweige gestützt, und unser primitives Haus stand fertig. Auf ihren Wanderungen führen die Beduinen Zelt, Stricke, Pflöcke und Stangen, zu denen sie mit besonderer Vorliebe das zähe Holz des Olivenbaumes verwenden, stets mit sich und sind so jederzeit in der Lage, im eigenen Heim zu rasten.

Während wir mit dem Sheikh behaglich auf einer Matte lagen und dem rührigen Treiben der schlanken, braunen Schönen zuschauten, hörten wir aus einem weiter entfernten, größeren Zelte das dumpfe Summen und Knirschen einer Mahlmühle, ein Beweis, daß uns zu Ehren auch frisches Brot gebacken werden sollte. Dasselbe gehört nicht zu den gewöhnlichen Nahrungsmitteln der Wanderhirten, sondern wird nur bei besonderen Veranlassungen angerichtet. Der ohne Sauerteig, nur mit Wasser und Salz angeknetete Mehlteig wird in große, flache Fladen geformt und in einem aus Felsstücken und Lehm hergestellten, kleinen Ofen gebacken.

Inzwischen war ein Mann des Duârs zu den Herden hinausgeeilt und kehrte mit einem stattlichen Schaf auf den Schultern zu unserer Lagerstätte zurück. Wenn bei uns Kulturmenschen die löbliche Satzung gilt, den Gast unmittelbar an die gedeckte Tafel und nicht durch die Speisendünste der Küche zu führen, so stehen wir mit den Bräuchen der nordafrika-

nischen Nomaden im Widerspruch. Hier läßt man den ganzen Entwickelungsprozeß, wie sich ein lustig auf der Weide umherspringendes Schäflein in ein duftendes Fleischgericht umwandelt, sich unter den Augen des Gastes vollziehen und glaubt durch dieses appetitreizende Verfahren die Erwartung des Gastes auf die ihm bevorstehenden kulinarischen Genüsse künstlich zu steigern. So geschah es auch uns.

Das Schaf wurde fünf Schritte von uns auf den Rasen niedergelegt, nach mosleminischem Ritus gen Osten gerichtet und ihm mit scharfem Messer die Kehle durchschnitten. Während das Tier noch zuckte, wurde es schon aufgeblasen, abgehäutet und ausgenommen. Mit gewandter Messerführung zerlegte der Vorschneider den Körper, die stärkeren Knochen wurden auf einer Zeltstange, die als Hackeklotz dienen mußte, mit einer Feldhacke durchschlagen und die Abfälle den zottigen Hunden des Duârs, die mit gierigen Augen die Schlachtstelle umlagerten, zugeworfen. Das in Würfel zerschnittene Fleisch wurde dann in einer großen Holzschüssel sauber gewaschen und in zwei großen Thontöpfen mit Butter über einem schwachen Feuer angesetzt.

Die lange Zwischenpause bis zum Beginn des leckeren Schmauses wurde durch die Fingerfertigkeit unseres englischen Reisegenossen, der während eines längeren Pariser Aufenthaltes den Taschenspielern so manchen reizenden und überraschenden Tric abgelauscht hatte, ausgefüllt. Ein aufmerksameres und dankbareres Publikum hat wohl selten ein berühmter Prestidigitateur in Europa gehabt, als es hier Mister John unter den Beduinen fand.

Dichtgeschart in stummer Scheu und angstvoller Spannung in den staunenden Augen umringten Männer und Knaben den großen Zauberer, und in begreiflicher Neugier suchten auch die Weiber über die Schultern ihrer Gebieter hinweg

einen Blick auf die seltenen Wunder zu werfen. Dann wurde die Vorstellung unterbrochen, blökend und meckernd kamen in langen Zügen die Viehherden des Stammes, Schafe, Ziegen, Rinder und Dromedare, von der Weide in den Duâr zurück und mußten nun in die mit hohem Dorngestrüpp umgebenen Viehkraale getrieben werden.

Inzwischen war die Sonne hinter der Berglehne untergegangen, breite dunkle Schatten lagerten sich in dem kleinen Thal, und bald herrschte völlige Finsternis. Da klang denn der Ruf: „Das Essen steht bereit!" wie eine Erlösung aus den Fängen dunkler Mächte; denn es giebt wirklich kaum etwas Ungemütlicheres, als nach einem langen Ritte mit leerem Magen auf den brodelnden Suppentopf zu starren und immer wieder zu hören, daß das Fleisch immer noch nicht gar werden will. Ja, wenn die Hoffnung nicht wär'! Das hatte uns auch diesmal getröstet; endlich hatte sie sich erfüllt.

Unsere Tafel, d. h. unsere Matte, denn wir aßen nach gut orientalischem Brauch am Boden hockend, war recht gut besetzt; als Entree wurde uns eine Schüssel Honig und Butter mit frischem Weizenbrot vorgesetzt, dann folgte das aus griesartigen Mehlkügelchen bestehende Nationalgericht aller Moslemîn von Marokko bis Ägypten, der Küskussû, in einer großen Holzschale und auf ihn der beregte Hammel, der den perfiden Geruch seiner Abstammung nicht verleugnen konnte, dazu — Wasser à discretion. Da gewöhnlich weder Gabel noch Löffel zur Ausstattung eines Beduinenhaushaltes gehören, so aßen wir, was ja das Einfachste und Natürlichste, mit den Fingern. Das Fleisch zerschnitten wir mit unsern Jagdmessern, obwohl es nach strenger Zeltetikette nur mit Hilfe von Fingern und Zähnen zerrissen werden durfte — aber einem Fremden sieht man ja glücklicherweise manchen Verstoß gegen gute Sitte nach

— und aus dem Kûskussû formten wir mit der Hand kleine Klöschen, die sich dann recht bequem zum Munde führen ließen.

Nachdem wir abgespeist, wurden die Schüsseln der vor unserm Zelt versammelten Dorfgemeinde zugereicht, welche die recht ansehnlichen Reste der Mahlzeit in unglaublich kurzer Zeit verschwinden ließ. Unser Diner 'Alî, der, in der Stadt aufgewachsen, wo man mit großer Ruhe und Bedacht zu speisen pflegt, an eine derartige Eß-Steeplechase nicht gewöhnt war, kam denn auch, wie er uns wehmütig mitteilte, heute Abend sehr zu kurz.

Dieses unangenehme Mißgeschick hielt ihn aber doch nicht ab, sich den einfachen Naturkindern gegenüber als feingebildeter Städter zu zeigen. Bis tief in die Nacht hinein erzählte er den atemlos lauschenden Beduinen aus dem reichen Schatze der schönen Märchen der Tausend und einen Nacht. Während wir schon längst in unsere Decken gehüllt, still nebeneinander lagen, hörten wir noch immer 'Alîs Stimme, der seinen Vortrag nur durch die oft wiederholte Frage: „Habt ihr es auch verstanden?“ unterbrach, worauf ihm stets ein zustimmendes Grunzen der Versammlung antwortete. Er schien zu der Auffassungsgabe seiner Zuhörer kein rechtes Zutrauen zu besitzen.

Ob unsere Gastgeber so gut geschlafen haben wie wir? Ich möchte es fast bezweifeln. Erst hatte unser unvermutetes Eintreffen die ländliche Ruhe gestört, dann der Zauberer mit seinen unheimlichen Künsten ihren einfachen Sinn verwirrt, und nun der Blick, den sie in die Wunderwelt der sinnberückenden Märchen gethan — das war zu viel, viel zu viel für einen beschränkten Bauernschädel!

Am nächsten Tage wurde es schon mit Tagesgrauen im Lager lebendig. Der Auszug der Herden vollzog sich mit gleichem Vokalkonzert, wie am Abend zuvor, und stolz zogen

die gehörnten Häupter an uns vorüber. Ein recht erstauntes Gesicht machten unsere biederen Gastfreunde, als sie sahen, daß wir als gute Kavalleristen unsere Pferde selbst putzten; so etwas war ihnen doch noch nicht vorgekommen; denn die Beduinenpferde reinigen sich selbst durch Wälzen am Boden.

Zum Abschied erhielten wir noch einen Steigbügeltrunk, eine große Holzschale Ziegenmilch. Dann schwangen wir uns in den Sattel und ritten in den prächtigen, tauglitzernden Morgen hinaus. Zu Fünf waren wir eingezogen und in vervierfachter Anzahl hielten wir unsern stattlichen Auszug; denn der Sheikh und seine mit Schrotgewehren und Kugelbüchsen bewehrten Mannen gaben uns das Ehrengeleit.

Ein schmaler Pfad führte uns in stundenlanger Wanderung gen Westen über das mit dichter, der Mediterranflora eigener Buschvegetation bestandene Gebirgsland. Die Sonne war hinter uns aufgegangen und übergoß die steil aufragenden Schroffen der Zaġuânwand mit goldroten Lichtern, daß die zerrissenen Felsmassen wie eitel Gold zu glühen schienen, und ein leichter Wind wehte mit würzigem Odem über die aromatischen Kräuter der Berghänge.

Die dichte Vegetation führte mich in Gedanken in die deutsche Heimat, in die rauschenden Buchen- und Eichenwälder und die dichten, ernsten Kiefernforste, die Tummelplätze meiner Jugend, zurück, und ganz unwillkürlich stimmte ich das weihevolle Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald“ an, in das mein Landsmann sofort kräftig zu lustigem Chorus einfiel. Andachtsvoll lauschten die Araber, sie mochten es wohl für einen Sang halten, den ein Ungläubiger vor Beginn einer Jagd anzuheben pflegt.

Oft schlugen die Zweige über dem Pfade zusammen und man mußte achtgeben, daß man nicht unversehens vom Pferde gestreift wurde. Aber es war doch ein köstlicher Ritt, der

schönsten einer, die ich in tunesischen Landen gethan habe. Der mächtige Geist der Freiheit und Ursprünglichkeit, der in diesen weltabgelegenen Thälern herrscht, greift mit so packender Gewalt an das Herz des Sterblichen, den die Überkultur unserer Zeit noch nicht für den Genuß der Natur abgestumpft hat, streift leicht die Sorgen vom Gemüt und stimmt so heiter und froh, daß Brust und Seele sich weiten und kostbare Frische und Freiheit in langen, durstigen Zügen einatmen.

In einem reizvollen kleinen Thale, dessen dichten Rasenteppich ein glücklicher Frühling mit den schönsten Gaben seines reichen Füllhorns geschmückt hatte und welches von dunklen, träumerischen Lebensbäumen auf den Höhen umschlossen wurde, machten wir Halt und stiegen ab. Wie uns der Sheikh mitteilte, lag jenseits des nächsten Höhenzuges ein sumpfiger Thalkessel, in dem Wildschweine zu liegen pflegten und kürzlich auch noch darin bestätigt worden waren. Der Sheikh als „Master" der Jagd erteilte seine Befehle, und lautlos verschwanden die Beduinen im Dickicht, um den Kessel zu umstellen. Wir selbst folgten dem Sheikh durch die Thalsenkung aufwärts, erklommen auf steinigem Pfade die Berghöhe und sahen dann eine breite Schlucht, die auf ihrer Sohle dicht mit Oleanderbüschen bestanden war, vor uns liegen.

Ein stummes Zeichen unseres Führers hieß uns stehen bleiben. Sein spähendes Auge überschaute prüfend die Ränder des Thals, aus dessen Dickicht hier und dort ein Flintenlauf in der strahlenden Sonne aufblitzte. Dann schallte der scharfe Schrei eines Falken von der anderen Seite der Schlucht zu uns herüber, ein Zeichen, daß die Aufstellung beendet, und vorsichtig und geräuschlos begannen wir den Abstieg. Mein Landsmann wurde am Waldrande aufgestellt, während der Engländer und ich dem Sheikh ins Dickicht folgten.

Es war ein mühevolles Werk, sich ohne einen Laut, wie

die Indianer auf dem Kriegspfade, durch die dichten Oleander-büsche hindurchzuwinden; die Flinte vorschiebend, mußten wir uns Fuß um Fuß durch das enge Pflanzengewirr kämpfen. Wir hofften die Schwarzkittel in der Mittagssiesta zu überraschen und einen Schuß aus nächster Nähe auf sie abgeben zu können. So recht gemütlich und harmlos war unsere Situation eigentlich nicht, man konnte kaum bis auf 2 oder 3 m vor sich sehen, und die üppige Vegetation hinderte jede freie Bewegung derartig, daß wir oft gar nicht einmal hätten das Gewehr an die Backe bringen können.

Plötzlich stößt der Sheikh einen gurgelnden Laut aus und weist vor sich auf den Boden. Wir schleichen uns zu ihm heran, um den Grund seines Stutzens zu erfahren. „Dhebâ', dhebâ', — eine Hyäne!" flüstert er uns mit triumphierendem Leuchten in den Augen zu und deutet wieder zur Erde nieder, wo sich in dem feuchten, weichen Sumpfboden die Spur dieses Raubtieres tief und deutlich eingeprägt zeigt.

Der unverhoffte Anblick der Fährte läßt unser Jägerherz höher schlagen, vielleicht gelingt es uns, den tückischen Nachtwandler zu erlegen. O, St. Hubertus, gewähre uns unsere Bitte! Mit neugestähltem Mute ringen wir uns hoffnungsfreudig vorwärts, durch Schlamm und Gestrüpp kriechen wir weiter, scharfe Dornen zerkratzen Gesicht und Hände. Wir achten ihrer nicht. Zu der ersten Spur gesellen sich Schwarzwildfährten, die den Busch nach allen Richtungen durchkreuzen. Hier sind die Schlinggewächse niedergerissen und ein tiefes Loch ist in den Schlamm gewühlt, da hat sich ein Eber gewälzt, dort noch einer, ein dritter — unsere Spannung wächst, mit schußfertigem Gewehr spähen wir aus — da knacken Zweige vor uns, der Sheikh hebt abwehrend die Hand und ruft den Falkenschrei. Aus unmittelbarer Nähe ertönt die gleiche Antwort, und bald taucht hinter dem Blattgewirr der weiße Burnus

eines Beduinen auf. Wir waren mit der uns gegenüberstehenden Schützenkette zusammengetroffen — der Kessel war leer!

Voll Unlust über unser Mißgeschick kehrten wir, dem Waldessaume folgend, zu unserem Gefährten zurück. Der saß ganz ruhig, die Flinte zwischen den Knieen, auf einem großen Stein; er hatte sich, da ihm das Treiben zu lange gedauert, gemütlich eine Pfeife gestopft und schaute nun, wie Jupiter Pluvius von dichten Tabakwolken umhüllt, spöttisch lächelnd von seinem erhabenen Sitze auf uns arme, schweißüberströmte Menschlein herab.

Ein heiterer Anblick verscheuchte auch bald den Ärger über unsere verlorene Mühe, als wir unsere Pferde aufsuchten, die oben auf der Berglehne standen. Hoch zu Roß hielt hier 'Alî, unser Diener, und starrte mit bleichem Antlitz und angstvollem Blick, einen Revolver, den er aus der Satteltasche genommen hatte, mit der Rechten umkrampfend, in das Thal zu seinen Füßen. Er hatte sich auf das beste Pferd gesetzt, um sofort, wenn etwa ein Eber nach dieser Richtung durchbrechen sollte, Fersengeld geben zu können. Nur mit Mühe vermochten wir den tapferen Helden, der sonst ein ganz guter Junge war, zu überzeugen, daß — leider — keine ḥallûf in der Nähe wären, und endlich löste sich die schmerzliche Spannung in seinen Zügen.

Nach einem kurzen Frühstück im Waldschatten verabschiedete sich Sheikh Dhâb von uns und kehrte mit seinen Kriegern zum heimatlichen Wigwam zurück. Nur fünf seiner jüngeren Leute blieben bei uns und führten uns durch das Bergland in das Thal des Ued Ḥammâm hinab, wo wir das Zeltlager des Sheikh Jkhmâïs finden sollten.

In der Nähe der Ruinen einer römischen Siedelung, deren antiken Namen ich jedoch nicht zu ermitteln vermochte, machten wir an einem Brunnen eine zweite Rast und entsandten einen

Boten zum Scheikh Ikhmâïs, um diesem unseren Besuch anzumelden. Den Pferden nahmen wir das Zaumzeug ab und ließen sie frei grasen, wobei uns ein Pferd in froher Frühlingslaune durchging und nur mit großer Mühe wieder eingefangen werden konnte.

Das Wasser des Brunnens, an dem wir lagerten, war sehr kühl und erfrischend; wir schöpften es in einem Trinkbecher, den wir an eine lange Schnur gebunden hatten, denn der Brunnen war ziemlich tief, und hatten sämtlich bereits unsern Durst gelöscht, als plötzlich ein Beduinenjüngling einen Schreckensschrei ausstieß. Er hatte in dem Brunnen eine tote Djerbôa (Springmaus) entdeckt und teilte nun seinen Landsleuten die entsetzliche Kunde mit. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich unserer mosleminischen Gefährten; denn der Genuß von Wasser, in dem ein totes Tier gelegen, war ein arger Verstoß gegen die Satzungen des Ḳorâns. Ich weiß nicht, welchen Sühneversuch sie unternommen haben, um sich von der schweren Schuld zu reinigen, aber Moḥammed müßte geradezu ein steinernes Herz im Busen gehabt haben, wenn er nicht von der Armensündermiene der „Verbrecher wider Willen" innig gerührt worden wäre.

Da unser Gesandter etwas lange ausblieb, so sattelten wir inzwischen und ritten ihm entgegen. Als wir die niedrigen Höhenzüge erreicht hatten, die das breite Thal des Ued Ḥammâm im Süden umsäumen, trafen wir den Boten und in seiner Begleitung mehrere ehrwürdige Greise in einfacher Beduinentracht, die uns den Willkommengruß des Scheikh Ikhmâïs überbrachten. Unter ihrer Führung näherten wir uns dem Duâr, der, wie meist die Zeltlager der Wanderhirten, auf einem sanft aufsteigenden Wiesenplan in einem kleinen Seitenthal ziemlich versteckt lag.

Am Eingang zum Thal trat uns der Sheikh entgegen, eine stolze, stattliche Gestalt in der Vollkraft des besten Mannesalters. Er schüttelte uns kräftig die Hand und bat uns, im Schatten eines großen Johannisbrotbaumes zu ruhen, bis das Zelt zu unserm Empfange hergerichtet sei. Diesmal fand Ḥadj Ḥamda keine Gelegenheit, seine oratorischen Talente glänzen zu lassen, denn Sheikh Ikhmâïs konnte lesen. Er las das Empfehlungsschreiben des Ḳâïd geläufig halblaut vor und versicherte, es hätte eines solchen gar nicht bedurft, um uns als liebe Gäste willkommen zu heißen.

Das Zelt, in das uns nun der Sheikh führte, war nicht eins der kleinen Fremdenzelte, welche für Logierbesuch erst aufgeschlagen werden, sondern seine eigene Wohnung. Dasselbe zeichnete sich durch seine ungewöhnlichen Größenverhältnisse — es war etwa 4 m hoch und maß über 5 m im Durchmesser — vor den umliegenden Beduinenzelten aus und ließ auf eine große Wohlhabenheit des Besitzers schließen. Die Lagerstätte befand sich hier nicht auf Matten am Erdboden, sondern auf zwei bettartigen Gestellen von Olivenzweigen, die mit Flechtwerk bedeckt waren und den größten Teil des Zeltes einnahmen.

Der Typus unserer neuen Gastfreunde glich völlig dem der Bewohner des Duârs, der uns in der vorhergehenden Nacht beherbergt hatte; beide gehörten dem großen Stamme der arabischen Ulâd Sa'îd an, die das von den östlichen Ausläufern des Atlas gebildete Bergland zwischen der Enfîda-Ebene und dem Thale des Ued Ḥâmmâm oder Ued Ramel mit ihren Herden durchstreifen. Die Männer waren meist große, sehnige Gestalten, von Luft und Sonne tief gebräunt. Außer einem kurzen, baumwollenen Hemde trugen viele nur ein einziges Gewand, den wollenen, weißgrauen Ḥâïk, ein großes, viereckiges Umschlagetuch, in das Haupt und Körper



Albert phot.

Typus einer Araberin.

gehüllt wird. Nur wenige Wohlhabendere erfreuten sich des kostbaren Schmuckes weiter, faltiger Beinkleider. Die Bewaffnung bestand in alten Feuersteingewehren und doppelläufigen Perkussionsflinten, oder bei jüngeren Leuten, denen besonders die Bewachung der Herden obliegt, in einer Keule aus zähem Olivenholz.

Die Frauen und Mädchen waren von kleiner, zierlicher Figur, braun und hager — die berüchtigte orientalische Fettleibigkeit ist ein Privileg der Städterinnen, die darin oft ganz Erstaunliches leisten. Die jungen Mädchen im Alter von 12 bis 15 Jahren sind manchmal von einer wilden, wahrhaft packenden Schönheit, verlieren als Frauen, unter dem Druck der schweren, ihnen obliegenden Arbeiten und ein frühzeitiges Kindbett ihre anziehenden Reize jedoch sehr schnell, werden welk und schlaff und bilden im vorgerückten Alter, triefäugig, krumm und runzlig, wahre Mustervorlagen für eine Illustrierung der Brockenszene im „Faust".

Über dem unentbehrlichsten baumwollenen Untergewande tragen sie ein je nach dem Geschmack blaues oder rotes Oberkleid, das auf der Brust mit silbernen oder stählernen Spangen befestigt wird und die Arme und die rechte Brustseite frei läßt. Um die Hüfte schlingen sie dann gewöhnlich noch ein zweites Tuch von blauer Farbe, das den Unterkörper wie ein Rock umschließt, und bergen das reiche, pechschwarze Haar unter einen bunten Kopftuche, das im Nacken geknotet wird. Als Schmuck dienen große Ohrgehänge, silberne, massive Spangen um Arm und Bein und ein Halsband, an dem allerlei Talismane, kleine Tierfiguren, Zähne und durchlöcherte Gold- und Silbermünzen lustig aneinanderklingen.

Es wäre irrig, zu glauben, daß die Beduinen sich beständig wie die Zigeuner auf der Wanderschaft befänden. Da dieselben nicht nur Viehzucht, sondern auch Ackerbau treiben,

so sind sie schon durch diesen Umstand gezwungen, wenigstens von der Aussaat bis zur Ernte des Getreides an einer Stelle zu verharren. Geschieht es zwar noch manchmal, daß die Beduinen während der heißesten Jahreszeit nach der Ernte mit ihren Herden aus der trockenen, wasserarmen Ebene in das quellenreichere Bergland ziehen, so bleiben doch viele Stämme und Familien auf dem einmal gewählten Platze, der ihnen Wasser, Weide und Ackerland bietet, Jahre hindurch sitzen. Auf Rodearbeiten lassen sich die Beduinen bei der Feldbestellung meist nicht viel ein, sondern pflügen um die auf ihrem Acker stehenden Büsche und Dornsträucher herum. Den Ertrag ihrer Herden und Felder bringen die Ulâd Sa'îd, soweit sie denselben nicht für das eigene Bedürfnis gebrauchen, nach Enfidaville auf den Wochenmarkt, die Wintervorräte dagegen bergen sie in 2 bis 3 m tiefen Erdgruben (arab. matmûra), die mit Stroh ausgekleidet und mit Strauchwerk und Erde wieder geschlossen werden.

Wie wohl den Beduinen die klingende Münze recht gut bekannt ist, so bilden doch immer noch die Viehherden den Schätzungswert ihres Vermögens. Wenn man sich die Flinten und den Tabak, den Mann und Frau leidenschaftlich schnupfen, wegdenken würde, so könnte man sich leicht in die Zeit Abrahams und seiner Nomaden zurückversetzt wähnen, — so ursprünglich, einfach und schlicht ist alles bei diesen Kindern der Natur, Kleidung und Gerät, Lebensweise und Brauch. Ein Beispiel wird genügen, um zu zeigen, auf welcher Stufe kultureller Entwickelung unsere Freunde noch heute stehen, wenn ich die Art der Butterbereitung schildere. Die zu butternde Milch, halb Kuh-, halb Ziegenmilch, wurde in einen großen Schlauch von Ziegenleder gefüllt und an zwei Schnüren in eine aus drei Zeltstangen gebildete Pyramide gehängt. Hier wurde der Behälter durch eine Frau in Schwingung ge-

bracht und diese Schaukelbewegung stundenlang fortgesetzt, bis die Butter sich abgeschieden hatte. Bei dieser die Arme sehr ermüdenden Thätigkeit, die mich an das auf dem Kasernenhofe oft geübte Gewehrstrecken erinnerte, lösten sich die Frauen des Zeltes nach einander ab, bis sich der primitive Scheidungsprozeß vollzog.

Die Gipfel des nahen Zaġuân umhüllten schwere Wolkenmassen, und als wir uns zum Abendessen setzten, das diesmal mit einer kräftigen Suppe aus selbstgeschossenen Steinhühnern begonnen wurde, rauschte ein dichter Regen hernieder, der aber glücklicherweise in der Nacht aufhörte.

Als wir am folgenden Morgen zum Aufbruch rüsteten, schwangen sich auch Sheikh Jkhmâïs und mehrere seiner Angehörigen in den Sattel, während andere uns zu Fuß begleiteten. Pfadlos, nur der sicheren Führung des kundigen Sheikhs folgend, ritten wir in langgezogener „Kolonne zu einem" über die mit dichter, fast undurchdringlicher Strauchvegetation bedeckten Hänge. Oft klapperten die Hufe auf Steingeröll, dann ging es in schlankem Trabe über die schwellende Rasendecke grünender Wiesen oder wir durchwateten einen Wasserlauf, dessen ausgewaschene Ränder steil zur Sohle abfielen. Es war ein flottes, fröhliches Reiten im Gelände, das recht die Sicherheit und Gewandheit der Berberpferde zeigte, die, obwohl sie selten zum Springen dressiert sind, sich durch die schwierigsten Hindernisse mit seltener Ausdauer zu arbeiten wissen.

Bei dem Durchreiten eines fast wasserlosen Flußbettes, das wir, da der gegenüberliegende Uferrand zu steil war, eine Strecke lang in seinem Laufe verfolgen mußten, versank das Pferd des vor mir reitenden Sheikhs plötzlich bis an die Brust im Triebsande, und auch ich fühlte, wie mein Tier allmählich einsank. Der Sheikh stieß einen schrillen Warnungsruf aus,

riß seinen Hengst mit der grausam scharfen arabischen Kandare empor und steuerte ihn mit starkem Schenkeldruck zum flachen Ufer. In instinktiver Erkenntnis der drohenden Gefahr folgten wir dem Beispiele unseres Führers und stoben wie ein aufgestörter Schwarm Wildtauben zum sicheren Uferrande. Hochaufatmend schauten wir auf die tückische Sandfläche zurück, die nicht einmal die Spur eines Huftritts bewahrt hatte. Es war ein großes Glück für uns, daß wir diese gefährliche Stelle am frühen Morgen mit frischen Pferden passierten; wären wir in sinkender Nacht mit müden Tieren in den Triebsand geraten, so hätten wir wohl alle einen unrühmlichen Erstickungstod gefunden.

In südlicher Richtung weiterziehend erreichten wir den Djebel Faûâra, der von Südwest nach Nordost streichend mit dem von Südost nach Nordwest ziehenden Djebel Bû-Çafra zusammenstößt. An dieser Stelle führt ein schmaler, steiler Pfad über den Paß und senkt sich dann in das kleine Thal von Djerâdu. Auf der Höhe des Kammes stiegen wir von den Pferden und nahmen feierlichen Abschied vom Sheikh und seinen Reitern. In sengender Mittagsonne, deren Strahlen stark von dem anstehenden Kalkgestein zurückglühten, begannen wir den mühsamen Abstieg in das fruchtbare Thal, in welches sich die mit einer Dorfsiedelung gekrönte Felsmasse des Djebel Djerâdu wie ein Bollwerk vorschiebt, und zogen die gleitenden und rutschenden Pferde am Zügel hinter uns her.

Das idyllische Thal war schon zur Römerzeit besiedelt gewesen, wie die zahlreichen Ruinen, die aus dem Blättergewirr des Buschwaldes hervorleuchteten, bewiesen. Eine dieser Trümmerstätten, auf der ehrwürdige, knorrige Olivenstämme wurzelten, suchten wir uns als Raststätte aus. Ein noch wohlerhaltenes Wasserbassin befand sich in unmittelbarer Nähe, doch

das Wasser war ganz intensiv indigoblau, wie eine stark gesättigte Kupfervitriollösung. Wir verzweifelten schon daran, einen erfrischenden Trunk zu finden, doch Ḥadj Ḥamda wußte Rat; er kannte eine gute Quelle im Thal und brachte uns auch bald einige Flaschen des köstlichen Naß, dessen Wert als Getränk man erst auf Reisen schätzen lernt, bei denen nicht in jeder Stunde dem durstigen Wanderer ein Wirtshaus winkt.

Die heutigen Herren der Felder und Olivenhaine im Thal sind hoch oben auf der Felsplatte ansässig geworden. Sie sind Berber und Nachkommen der erbeingesessenen Urbevölkerung, die von der eindringenden Flut arabischer Reiterhorden aus den Thälern in die Berge zurückgedrängt worden ist. Im Gebiete der arabischen Sa'îd finden wir außer Djerâdu noch zwei andere Berbersitze: Zriba und Takrûna, die gleich dem ersten wie Adlerhorste auf schroffen, schwer zugänglichen Felskuppen thronen und auch im Typus ihrer Bewohner eine große Ähnlichkeit unter einander zeigen.

Außer in diesen drei Dörfern lebt auch noch in den entlegenen Felsthälern des Djebel Battarîa, Djebel Çaûaf u. a. eine Anzahl kleinerer, zersprengter Berberfamilien; dieselben wohnen in schilfgedeckten Steinhütten und beschäftigen sich außer mit Ackerbau und Viehzucht auch mit Gartenkultur, Bienenzucht und dem gewerbmäßigen Flechten von Matten und Körben.

Den sich gen Süden verflachenden Djebel Djerâdu umritten wir im Westen und zogen dann, dem Oberlaufe des Ued El-Brik folgend, in südlicher Richtung durch das wellige, buschbewaldete Hügelland auf Enfidaville, unseren Ausgangspunkt, in das wir im herrlichsten Mondschein einritten.

Hier hatten wir noch eine scherzhafte Scene mit dem spaßigen Ḥadj Ḥamda, der für seine Führerdienste abgelohnt

werden mußte. Neckend fragten wir ihn, ob er denn überhaupt Geld annehme, da er doch ein so reicher Mann sei.

„Ich soll ein reicher Mann sein?“ rief er entsetzt. „O Allah! Ein armer Schlucker bin ich!“

„Du sollst aber so viel Vieh haben, hat der Ḳâïd gesagt,“ stichelten wir nun weiter, uns an der ungerechten Entrüstung des Alten weidend.

„Vieh? Hm!“ grunzte er in tiefem Gutturallaut. „Ich habe einen Esel, zwei Ziegen, davon ist eine lahm, vier Schafe, zehn Hühner und — bergûta beseff, Flöhe massenhaft!“ und dazu gestikulierte er heftig mit beiden Händen.

War das erstere auch recht unwahrscheinlich, so war doch der Nachsatz um so glaubwürdiger, und lachend legte nun mein Freund, der die gemeinsame Reisekasse führte, auf vier Finger der Hand, die der Ḥadj ihm ausgespreizt entgegenhielt, je einen Franken.

„Nanu, aber hier?“ meinte der Ḥadj und deutete auf den leeren Daumen, der die Harmonie störte.

Da wurde auch dieser noch mit einem Silberstück geschmückt und ihm überdies noch ein Franken in den Handteller gelegt. Freudestrahlend sprang nun Ḥadj Ḥamda auf, überschüttete uns mit den besten Segenswünschen für ein ferneres Wohlergehen und schwang sich auf sein kleines Grautier, auf dem er lachend dem heimischen Duâr zutrabte.





Kapitel X.

Nach der Ostküste Dákhelas.

Zwischen der tunesischen Landschaft Sahel und der Halbinsel Dákhela findet ein sehr unregelmäßiger Verkehr statt, welcher durch arabische Segelfahrzeuge von 25 bis 30 Tonnen Inhalt vermittelt wird. Täglich erwartete man in Monastîr das Eintreffen zweier Schiffe mit Ladung von Kelîbia, von denen ich das eine sofort für die gleiche Reise chartern wollte. Tag für Tag sandte ich meinen Diener nach der Marine, um nach den Seglern auszuschauen, doch immer kehrte er achselzuckend mit der stereotypen Redensart: „Ma fîsch árfi!" zurück, bis er endlich eines Abends den Kapitän eines Bootes selbst mitbrachte. Doch auch jetzt noch sollte ich auf Schwierigkeiten stoßen; denn der Râïs (Kapitän) wollte sich nicht dazu entschließen, wenige Tage vor dem 'Aïd El Kebîr, dem mohammedanischen Osterfeste, noch eine Reise anzutreten, und erklärte sich nur bereit, sofort nach dem viertägigen Feste, also in acht Tagen fahren zu wollen. So lange konnte ich aber nicht warten, und fast hätte ich das Projekt überhaupt fallen lassen, wenn nicht im letzten Augenblicke noch

durch die gewichtige Einsprache des Ḳâïd El Marsa, des tunesischen Hafen-Gouverneurs, mit dem ich sehr gut bekannt war, eine Einigung herbeigeführt worden wäre.

Ich ließ sofort mein Gepäck auf das Schiff bringen und begab mich am gleichen Abend mit meinem Diener Moḥammed an Bord. Die Anker wurden aufgenommen, die mächtig langen Rahen an den beiden Masten hoch gehißt, und bald schwellte ein günstiger Südost die großen Segel. Es war ein herrlicher Abend, im südlichen Glanze schimmerten die Sterne am Firmament, und ihre Strahlen leuchteten im prächtigen Reflexe aus dem tiefdunklen Meere auf. Gespensterhaft vergrößert hoben sich die Umrisse einiger auf der Reede liegender Schiffe aus der Dunkelheit ab. Vom Strande blinkte die grüne Signallaterne der Marine und das rote Licht des Bordj El Kebîr, im Osten aber strahlte mit weißem Feuer der Leuchtturm auf den öden Ḳûriât-Inseln.

Wir umsegelten zunächst in nordöstlicher Fahrt den Landvorsprung von Monastîr und nahmen dann unseren Kurs direkt gegen Norden. Das Meer war fast spiegelglatt, das Schiff machte nur mäßige Schwankungen, und doch litt mein Diener bald Tantalusqualen. Obwohl am Meeresufer aufgewachsen, war dies seine erste größere Seefahrt, und die launische Dame Meer ließ ihn nicht ungestraft über ihre Fluten dahinfahren.

„Wann können wir in Ḳelibia sein, wenn der Wind anhält?“ fragte ich den Râïs vor dem Schlafengehen.

„Ródua çebah, insh Allah“ (Morgen früh, wenn Allah will), erwiderte dieser verbindlich lächelnd, und ich begab mich beruhigt unter Deck.

Als ich am andern Morgen aufwachte, merkte ich aus den Bewegungen des Schiffes, daß wir noch Fahrt hatten. Ich vollendete schnell meine Toilette, setzte mich mit einem kräf-



tigen Armaufschwung an Deck und sah — Meer ringsum. Auf meine Anfragen erfuhr ich nun, daß der Wind aus Südost nach Nordwest umgesprungen war, und wir jetzt in der Höhe von Hergla kreuzten. Mit dem Fernglase konnte ich nun auch letztere Stadt, die völlig in den Morgendunst, der an der Küste lagerte, gehüllt war, undeutlich erkennen. Etwas schärfer zeichnete sich der zackige Doppelgipfel des etwa 40 km landeinwärts liegenden Djebel Zag̃uân vom Horizonte ab. Das Wetter war herrlich, die See warf leichte Wellen, meine Lage dagegen fand ich wenig trostreich. Wenn wir diesen widrigen Nordwest behielten, dann konnten wir drei bis fünf Tage hier in diesen Gewässern herumkreuzen, ehe wir unser Reiseziel erreichten. „Zu Mittag wird der Wind umspringen, insh Allah!" meinte der Kapitän. Aber Allah wollte nicht. Ich streckte mich unter einem Sonnensegel, das über das Hinterdeck gespannt war, auf meiner Matratze aus und las zum 101. Male den Scheffelschen „Ekkehard", das einzige Stück deutscher Litteratur, das ich nach Afrika gerettet hatte.

Mit der Zeit brachte uns unser Lavieren doch von der Stelle, wir durchquerten den Golf von Ḥammâmêt, dessen weiße Häuser am Fuße des gleichnamigen Höhenzuges man mit dem Fernglase bei der guten Beleuchtung und klaren Luft deutlich erkennen konnte, und fuhren nun, nachdem wir Nâbil passiert hatten, an der Küste Dákhelas entlang.

Während dieser langen Stunden fand ich hinreichend Muße, mir das Fahrzeug, an dessen Bord ich mich befand, näher zu betrachten. Die Schebake „Mabrôk" hatte etwa 25 Tonnen Inhalt, war völlig gedeckt und besaß zwei nicht sehr hohe Masten. Die Segelausrüstung bestand in je einem großen, dreieckigen Segel, das an sehr langer, schiefgestellter Rahe an jedem Maste aufgehißt wurde. Bei günstigem Winde wurde

noch ein kleines Segel auf der Takelung des sehr kurzen, an seiner Spitze mit einem kleinen Halbmond geschmückten Bugspriets aufgesetzt. Am Heck war ein eigentümlicher Ausbau von schwachen Balken angebracht, der das Schiff um etwa 1½ m künstlich verlängerte und einen kleinen Mast trug, auf welchem, je nach Bedarf, ein weiteres kleines, viereckiges Segel gesetzt werden konnte. Zwei große, verdeckbare Luken eröffneten den Eingang in den Laderaum, den ich während der ganzen Reise gut trocken gefunden habe. Auf dem erhöhten Hinterdeck stand das Kompaßhäuschen mit zwei in Bordeaux gearbeiteten Bussolen, davor befand sich der Eingang in die Kapitäns-Kajüte, einen kleinen, dunklen Raum, der nur zur Aufbewahrung von Kleidern, Wäsche u. s. w. diente, da sowohl der Räïs wie die Mannschaft stets auf Deck schlafen. Auf der Backbordseite war die kleine primitive Küche eingerichtet, deren Feuerstätte durch einen niederen, hölzernen Überbau gegen Wind und Wetter geschützt war, und an der Steuerseite, mehr nach dem Bug zu, lag ein kräftiges Ruderboot, die Flucke, welche an einfachem Flaschenzuge, der am Mast befestigt war, ins Wasser hinabgelassen werden konnte.

Der Heimatshafen dieses wie auch der meisten anderen, die nördlichen Gewässer befahrenden Schebaken waren die Kerkena-Inseln, die das weitaus größte Kontingent zur tunesischen Küstenschiffahrt stellen. Der karge Ertrag ihrer felsigen und sandigen Heimat treibt die junge Mannschaft hinaus auf das weite Meer, und wie ihre Väter als kecke Piraten im ganzen Mittelmeerbecken gehaßt und gefürchtet waren, so sind sie heute als brave, arbeitsame Matrosen beliebt und geachtet.

Der Räïs und seine fünf Matrosen, kräftige Männer im Alter von 20 bis 30 Jahren, waren engere Landsleute und kannten sich von Jugend auf. Es waren untersetzte, kräftige Gestalten, die eine außerordentliche Biegsamkeit und Gelenkig-

keit besaßen. Wie Katzen sprangen die braunen Gestalten über das Deck und kletterten an den Masten empor, wenn die Segel umgestellt oder ein anderes Manöver ausgeführt werden mußte. Außerordentlich hat mir an diesen einfachen Leuten die große Gefälligkeit und Bescheidenheit, die sie während der ganzen Reise mir gegenüber beobachteten, gefallen. Nie wurden sie irgendwie zudringlich oder forderten mich durch anzügliche Redensarten, wie das unsere Arbeiter so meisterhaft verstehen, zur Gewährung irgend eines Geschenkes auf. Ihre Kleidung war dunkel und ernst. Die kurze, an den Hüften von einem breiten, mehrfach um den Leib gewundenen Gürtel umschlossene Jacke und die weiten Kniehosen waren von schwarzblauer Farbe, der weiche Wollenstoff von den ḳerḳanesischen Frauen selbst gewebt. Die Füße bleiben an Bord stets unbekleidet, und nur wenn die Matrosen ans Land gehen, tragen sie einfache, derbe Lederschuhe, haben dieselben aber auch dann oft mehr in der Hand als an den Füßen.

Gegen 4 Uhr nachmittags kam endlich die Burg von Ḳelîbia, ein tafelförmiger Berg, der sich im Norden fern am Horizonte abzeichnete, in Sicht. Noch konnte man selbst mit dem Fernglase nichts Deutliches erkennen; in mattem Blau hob sich der Fels wie eine Insel aus der salzigen Flut. Während wir in den folgenden Stunden unser mühseliges Lavieren gegen den widrigen Wind, der sehr an Stärke abgenommen hatte, fortsetzten, wurde ich auf eine große Schar von Enten, Tauchern und anderen Wasservögeln aufmerksam, die meist paarweise oder zu drei und vier, aus dem südlichen Teile des Golfes von Ḥammâmêt kommend, in Zwischenräumen von 30 bis 50 Metern in nordöstlicher Richtung dicht über das Meer strichen. Leider bot die Entfernung, in der sie am Schiffe vorüberzogen, weder Gelegenheit zum Schusse noch zur näheren Bestimmung. Jedenfalls hatten diese Vögel tags-

über in der großen Sebkha Djiriba, nördlich von Hergla, gefischt und suchten nun vor Einbruch der Nacht ihre Niststätten in der Nähe des Kap Bon auf.

Nach Sonnenuntergang verflaute der Wind ganz, die Segel hingen schlaff von den Rahen hernieder, und kein leises Lüftchen regte sich. Da wir uns gerade in der Nähe der Küste befanden und absolut keine Fahrt mehr hatten, so ließ der Râïs einen Anker werfen und die Leinwand einnehmen.

Die Küste war hier überall flach, mit leichten Sanddünen, 200 bis 300 Meter landeinwärts lief ein niedriger Höhenzug der Küste parallel, und im Hintergrunde schloß der massige Djebel Sîdi 'Abd-Er-Raḥmân die Landschaft ab.

Die Schiffsmannschaft benutzte die freie Zeit, um ihre Abendmahlzeit, den Kûskussû, das tägliche Gericht der Nordafrikaner, das aus einem griesartig geriebenen, groben Weizenmehl hergestellt und mit einer pikanten, stark papricierten Sauce aufgetragen wird, einzunehmen. Der Einladung, am Schmause teilzunehmen, folgte ich im Hinblick auf meinen zusammengeschrumpften Mundvorrat gern und setzte mich mit verschränkten Beinen auf Deck in den Kreis meiner Gastgeber. Eine große hölzerne Schüssel wurde in unsere Mitte gesetzt, kleine Holzlöffel, sauber gewaschen, steckten im Kûskussû, und nun wurde tüchtig Bresche in den hohen Berg geschlagen. Ich habe dem Gericht alle Ehre angethan. Seeluft schafft Hunger, und dann habe ich selten auf dem Lande einen von Frauen so gut zubereiteten Kûskussû gegessen, als ihn hier der Schiffskoch hergestellt hatte. Selbst mein Diener konnte seine Anerkennung nicht versagen, und das will etwas bedeuten; denn erstens war er connaisseur, und dann besitzen die Mauren einen gewaltigen Lokalpatriotismus, der sie alles Nichtheimatliche kritisieren und bemäkeln läßt.

Nach diesem unfreiwilligen Aufenthalte von fast einer

Stunde sprang eine leichte Brise auf, der Wind war um etwa 90 Grad nach Osten abgefallen und blies jetzt aus Nordost, also relativ günstiger für uns. Wir nahmen daher den Anker auf und gingen wieder unter Segel. Die Nacht war nun völlig hereingebrochen, vom Bordj (der Burg) zu Ḳelîbia grüßte das Signallicht herüber, der Himmel strahlte in heller Sternenpracht, und rauschend durchschnitt der Kiel die schwarzen Wellen.

Rasselnd und klirrend weckte mich am anderen Morgen früh die Ankerwinde; Ḥamdullah! (Gelobt sei Gott!) rief ich mit den Matrosen freudig aufspringend und eilte an Deck. Es war noch dunkel. Wir lagen in einer Bucht mit flachem Strande, welche im Osten durch einen hohen Hügel, den vorerwähnten Burgberg, abgeschlossen wurde. Am Strande erkannte man undeutlich einige Steinhäuser. Im Osten wurde es jetzt lichter, eine feine Röte zeichnete sich am Horizonte ab, dann schossen rosige Strahlen aus dem Meere auf, und bald flammte und wogte es auf dem breiten, glatten Meeresspiegel, ein goldigrotes Gefunkel und Geflimmer.

Der Ort Ḳelîbia selbst liegt etwa 1½ Kilometer vom Meere entfernt in einer fruchtbaren Ebene, welche durch den von Südwest nach Nordost streichenden, niedrigen Djebel Lessûd einerseits und das Meer anderseits eingeschlossen wird. Der Weg, der vom Landungsplatze nach der Stadt führt, befindet sich in recht ursprünglichem Zustande und ist für Fuhrwerke, die hier in der ganzen Umgegend auch unbekannt sind, völlig unpassierbar. Wir schritten durch üppige Kulturen von Mais und Mohrenhirse (Drô'), deren schwere Kolben im frischen Morgenwinde nickten, und gelangten dann zu den Obst- und Fruchtgärten, die wie ein grüner Gürtel die Stadt umschlingen und deren lebende Umzäunung von 2 bis 3 Meter hohem Opuntienkaktus jedem unbefugten Eindringen wehrt.

Die Landschaft war trotz der frühen Morgenstunde recht belebt; überall in den Feldern hörte man die großen Holzräder knirschen und ächzen, durch welche das Wasser aus den oft tiefen Brunnen emporgezogen wird, um die Felder möglichst vor Sonnenaufgang zu bewässern. Auf unserer Straße wechselte tiefer Sand mit hartem, zackigem Gestein, welches hier, wie fast an der ganzen Ostküste als grober Kalkstein ansteht. Der Regen hat den weicheren Kalk herausgewaschen, und scharf schneiden die harten Gänge des rauhen Spates in den Fuß.

Die Ḳelîbienser haben ihre Stadt auf diesen Fels gebaut, der sich in allmählicher Neigung an den Djebel Leṣṣûd heranzieht. Mit ihren unebenen, winkeligen Gassen und ihren niedrigen, kleinen Häusern macht Ḳelîbia den Eindruck eines großen Dorfes, zumal es auch der für die tunesischen Städte charakteristischen Ringmauer entbehrt.

Die Bevölkerung der Stadt und ihrer näheren Umgebung wird auf etwa 6350 Einwohner geschätzt, unter denen sich 70 bis 80 maltesische und italienische Kolonisten befinden, welche letztere meist von der benachbarten Insel Pantellarîa stammen. Ansässige Juden habe ich hier nicht beobachtet. Die mohammedanische Bevölkerung gehört fast ausnahmslos dem malekitischen Ritus an und steht in Verbindung mit den geistlichen Orden der 'Aïssaua, Kadrya und Sellamya. Die Hauptbeschäftigung der Ḳelîbienser ist Ackerbau, und reiche Kulturen von Gerste, Weizen, Mais, Saubohnen, sowie der verschiedensten Sämereien als: Fenchel, Kümmel, Bockshornsamen, Mohrenhirse u. s. w. umgeben im weiten Umkreise die Stadt. Das Stadtgebiet zählt etwa 16000 Olivenstämme, welche aber eine sehr unregelmäßige Ernte geben. Man rechnet im Norden der Regentschaft ungefähr alle fünf Jahre auf einen normalen Ertrag. Das aus diesen Oliven ge-

wonnene Öl hat einen bitterlichen Geschmack und erreicht bei weitem nicht die im Sahel gewonnenen Qualitäten.

Der Bestand an Haustieren wird auf etwa 500 Pferde, 6 Maultiere, 800 Esel, 140 Dromedare, 4320 Rinder, 3700 Schafe und 6150 Ziegen geschätzt. Pferde, Maultiere und Esel werden nur als Reit- und Lasttiere benutzt, da der schauerliche Zustand aller Wege ein Befahren derselben ganz unmöglich macht. Die Esel sind meist größer und stärker als im Sahel; gewöhnlich von grauer Farbe, zeigen sie besonders schön die bekannte, dunkle Kreuzzeichnung auf dem Widerrist. Auch die Rinder fand ich hier größer, schöner und stattlicher als im Süden. Besonders viel trägt zu diesem Umstande wohl bei, daß die Tiere infolge der verhältnismäßig großen Landkulturen und des Überflusses an Futterstroh, das seines Volumens wegen fast nie zur Ausfuhr kommt, selten solche lange Perioden von Not und Entbehrungen durchzumachen haben als dort.

Geschäftlich tritt Ḳelîbia mit der Außenwelt fast nur während der Erntezeit in Verbindung, dann treffen sich auf den Märkten von Ḳelîbia, Menzel Temîm und Ḳurba Händler und Aufkäufer aus allen Gauen der Regentschaft; aus Tunis, Sousse, Monastîr, Sfax, Gabes und selbst von der fernen Djerba-Insel kommen sie herbei, während in dem kleinen Hafen Schiffe aller Größe von der ungedeckten kleinen arabischen Schebake bis zum stattlichen Dreimaster ihrer Ladung harren. Nach der Ernte tritt eine kleine Ruhepause in der Hafenfrequenz ein, bis der Golf von Ḥammâmêt und die Gewässer des Kap Bon im Herbste wieder von der nicht unbedeutenden Flotille sicilischer, italienischer und maltesischer Sardinenfischer belebt werden. In den Gewässern von Ḳelîbia kreuzen dann 100 bis 150 Barken, deren jede außer ihrem Führer mit etwa fünf Matrosen bemannt ist. Der Fang wird

am Strande eingesalzen, und die Fischer zahlen für jedes Barril eine Gebühr von 12 Kharruben (etwa ½ Franken) an den Staat.

Ist auch der Sardinenzug beendet, dann stockt der Handelsverkehr nach diesem entlegenen Stückchen Erde fast ganz. Nur selten liegt ein kleines arabisches Handelsschiff in der verödeten Bai. Die Winterstürme machen die Schiffahrt an der Küste zu einer sehr gefahrvollen, und den gleichen Ursachen wie der Pontos Euxinos, verdankt das schon im Altertum dem Hermes gnädigst empfohlene Kap Bon seinen Namen.

Mein erster Besuch in der Stadt galt dem Khalifa, einem alten, würdigen Manne mit weißem Vollbarte, der mich freundlich empfing, den üblichen Begrüßungskaffee kredenzen ließ und mir dann einen Kawassen als Führer durch die ganze Stadt mitgab. Viel Bemerkenswertes gab es, wie eingangs schon erwähnt, nicht zu sehen, und bald schmerzten mir die Füße von der Wanderung über den scharfzackigen, sonnendurchglühten Felsboden, der die Gemeinde von der Sorge für eine zukünftige Pflasterung befreit. Mein letzter Gang an diesem Tage führte mich zu dem einflußreichsten Manne der Stadt, einem geborenen Italiener, Signor Conversano, der in seiner Person fast alle Würden und Ämter, die in einer so kleinen Stadt nur vergeben werden konnten, vereinte. Er war Konsular-Agent von Frankreich und England, receveur de la douane und Hafenchef, sowie agent sanitaire. Sollte ich noch eine weitere Funktion übersehen haben, so ist dies unwissentlich geschehen.

Ich lernte in Herrn Conversano einen liebenswürdigen alten Herrn kennen, der mit Bereitwilligkeit über alles Wissenswerte Aufschluß gab, und in dessen Gesellschaft ich im Laufe der nächsten Tage manche angenehme Plauderstunde genoß.

El-Kunsul, wie er meist von den Eingeborenen genannt wurde, war schon im zarten Alter mit seinen Eltern von Italien nach Ḳelîbia eingewandert. Obgleich er diesen Ort während 50 Jahren selten und die Regentschaft wohl überhaupt nie verlassen hatte, so war es um so beachtenswerter, daß es ihm in diesem abgeschiedenen Winkel gelungen war, sich durch Selbststudien und vieles Lesen eine gewisse universelle Bildung anzueignen, welche den Umgang mit ihm zu einem angenehmen machte.

Die nächstfolgenden Tage benutzte ich zur Anknüpfung von Verbindungen und Einkäufen. Am frühen Morgen ging ich mit dem Kapitän und meinem Diener in die Stadt, wo in oder vor dem maurischen Kaffeehause am Marktplatze alle Geschäfte abgeschlossen wurden. Gegen Abend kehrte ich an Bord meines Fahrzeuges zurück.

Einige Tage später, am neunten Tage des mohammedanischen Monats Hidjé, begannen die Vorbereitungen zum 'Aïd el Kebir, auch Kurban Baïram genannt, jedoch nicht zu verwechseln mit dem Baïramfeste am Schluß des Ramadhân. Das Fest entspricht der jüdischen Passahfeier, und der alttestamentarische Hammel aus dem 2. Buch Moses, Kap. 12, wird auch hier in jeder Familie geschlachtet.

Am andern Morgen wehten rote und grünrote Banner von den drei Moscheen (Djêmma') der Stadt, die Straßen waren gekehrt, und jedermann trug ein festlich Gewand. Trafen sich Bekannte, so boten sie einander den feierlichen Gruß durch einen Kuß auf die linke Schulter; Verwandte und Kinder wurden auf den Mund geküßt. Frauen waren an diesem Tage ganz unsichtbar. Überrascht war ich, buntgefärbte Ostereier zum Verkauf ausgeboten zu sehen.

Am zweiten Festtage unternahm ich eine Besteigung des vom Strande steil aufsteigenden Schloßberges. Vom Schiffe

aus ließ ich mich in unserer kleinen Flucke quer durch die Bai nach Râs*) Muçtafa rudern. Auf diesem Landvorsprunge liegt unterhalb eines Marâbuts**) eine verlassene, kreisrunde Batterie, welche in Gemeinschaft mit einer kleineren Verschanzung auf der anderen Seite der Bai, am heutigen Zollhause, den Hafen vor jedem Überfall sichert.

Ich umging den Burgberg von Süden nach Norden, allmählich an ihm emporkletternd. Die ganze Ost- und Südseite, von der Berglehne bis zum Meeresstrande hinab, war mit Mauertrümmern und Steingeröll bedeckt. Ich stand auf der Stadtstelle des Agathokleischen Aspis, von den Römern auch Clypea genannt. Innerhalb der Bai, nordwestlich von der spanischen Batterie, hatte der römische Hafen gelegen. Nordöstlich von Râs Muçtafa wurde das Gestade sandig.

Mühsam kletterte ich über das scharfzackige Steingeröll den steilen Berg hinan. Auf einem Felsplateau unterhalb des Kastells, nach Norden zu, wo der Berg sanfter abfällt, lagen zwei Heiligengräber. Der Eingang zum Kastell wurde durch eine Vormauer geschützt. Nachdem das Thor derselben durchschritten, führte der gedeckte Weg zwischen den beiden mit Zinnen gekrönten Mauern zu dem Hauptthore der Befestigung. Schwere, mit großen eisernen Kopfnägeln beschlagene Thorflügel hingen lebensmüde in ihren Angeln.

Der Innenraum des Bordj ist mit Ruinen bedeckt; zur rechten Hand, hart an der Mauer, steht ein kleines Gebäude in europäischem Stile, die Wohnung des Leuchtfeuerwächters. Eine alte, halbtaube Frau trat mir aus dem Hause entgegen und erklärte mir, nachdem ich ihr mit vieler Mühe meinen Wunsch, das Bordj zu besichtigen, mitgeteilt hatte, daß ihr

*) Râs = Haupt, Kopf, geogr. Kap.

**) Marâbut ist die Kapelle oder das Grabdenkmal eines Heiligen, der bei Lebzeiten Marâbut genannt wird.

Sohn, der Wächter, abwesend sei; ich möchte mir inzwischen nur ruhig alles ansehen.

Auf einer gemauerten Treppe stieg ich zur Mauerkrönung empor, um zunächst einen allgemeinen Überblick zu gewinnen. Eine herrliche Fernsicht that sich dort oben auf. Im Süden, Osten sowie auch im Norden, über das sandige Vorgebirge Râs El Melaḥ hinaus, ging der Blick auf das intensiv blaue Meer. Im Westen, zu Füßen des Berges lag, von Olivenhainen und Fruchtgärten umschlossen, die Stadt Ḳelîbia. Jenseits derselben wurde das Terrain wellig und zog sich zu dem Hauptgebirgsrücken und der Wasserscheide der Halbinsel, dem Djebel Sîdi 'Abd-Er-Raḥmân empor. Fern im Norden ragten die Felsenklippen von Râs Addâr oder Kap Bon, und aus dem Meere weit im Osten am Horizonte erhob sich eine dunkle Masse. Die Morgensonne blendete, und undeutlich verschwammen die Umrißlinien im scharfen Lichte. Es war die kleine, italienische Insel Pantellarîa, das Cossyra der Alten, und noch heute von den Arabern Kósra genannt. Ein wunderliches Spiel, daß die Söhne der alten Römer den historischen Namen verloren, derselbe dagegen im semitischen Sprachstamm erhalten geblieben ist!

Das Bordj (Kastell) von Ḳelîbia ist ein regelmäßiges Pentagon und in seiner Umfassungsmauer heute noch gut erhalten. Seine Erbauung datiert gleich der der meisten Befestigungen der Regentschaft aus der Zeit spanischer Besetzung im 16. Jahrhundert. Um die Mauern, welche zum Teil kreneliert sind, laufen Verteidigungs-Galerien. Die ausspringenden Winkel sind besonders stark gebaut, kasemattiert und auf ihrer Plattform mit Geschützständen versehen. Drei stark verrostete 24-Pfünder, in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts gegossen, lagen noch auf halbvermoderten, plumpen Holzlafetten und reckten den ehernen Mund über die Brüstung.

Die neueren Befestigungen umschlossen außer den in Trümmern zusammengefallenen Kasernements der Besatzung und anderen Dienstgebäuden die Ruinen des altrömischen Kastells, das vordem den Berg gekrönt. Was wir vor uns sahen, ein massiger, viereckiger Quaderbau, scheint nur der Kernpunkt, die Citadelle, der römischen Befestigung gewesen zu sein, und sind jedenfalls die Außenmauern, den Konturen des Bergplateaus folgend, dort gelaufen, wo wir heute die spanische Fortifikation erblicken.

Das Kastell, das schon in punischer Zeit bestand, und die Hafenstadt zu seinen Füßen haben eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte Nordafrikas gespielt. Hier war es, wo der unglückliche Regulus 256 v. Chr. zuerst festen Fuß auf dem für ihn so verhängnisvollen afrikanischen Boden faßte. Im Jahre 148 wurde die Feste während des dritten punischen Krieges vergeblich berannt. Unter den Kaisern eine freie Stadt, wurde Clypea in christlicher Zeit zum Bischofssitz erhoben, und als im 27. Jahre der Hedschra die Horden des Sidi 'Abdallah-Ibn-Sâd-Ibn-'Alî-Sahr von Süden her ins Land brachen, da war sie der letzte Schirm und Hort des unter den grimmigen Schwerthieben der Moslemîn verblutenden Christentums in Nordafrika.

Über die Etymologie der Namen Ḳelîbia, Clypea und Aspis habe ich von Franzosen viel herumdeuteln gehört. Aspis wurde mit Aspasia in Verbindung gebracht, und bei Clypea schreckte man in einem Anfluge von Patriotismus selbst nicht vor einem Sprunge auf Gallipolis zurück. Doch wer einmal die Gegend selbst geschaut, der wird den Ursprung des griechischen wie des lateinischen Namens in der Örtlichkeit suchen. Die ganze Küste ist hier eben und flach, und nur an einer einzigen Stelle hebt sich wie der Buckel eines mächtigen Riesenschildes der steile Burgberg aus der Niederung und der diese um-

rauschenden See. Aspis und Clypea bedeuten „die Schildförmige“ — „die Schirmende“. Das Kastell ist der seiner Zeit militärisch wichtigste Punkt im Nordosten Dâkhelas gewesen, der zu gleicher Zeit Land, Hafen und Meer beherrschte.

Inzwischen war der Leuchtfeuerwächter zurückgekehrt; derselbe, ein einfacher Mann, wußte nicht viel von seiner interessanten Wohnstätte zu berichten und zeigte mir nur die 8 m tiefe und von den Römern in den Felsen gearbeitete, angeblich 600 qm große Cisterne, deren Dach von fast 100 Monolithen getragen wird. Dieselbe bildete wohl das Hauptreservoir für die Stadt in Kriegszeiten oder trockenen Jahren. Das Wasser, was ich kostete, war ausgezeichnet klar und frisch. Dann führte er mich in die Kasematten der nach Süden gelegenen Bastion, wo sich in drei an einander stoßenden Kammern je ein wohlgepflegtes arabisches Grab befand. Ich glaubte in ihnen die Grabstätten tapferer Festungskommandanten zu sehen, die auf dieser Bastion im Kampfe gefallen waren, mußte aber dann zu meiner Enttäuschung hören, das es drei Frauen-Marâbuts waren, d. h. die Beisetzungsstellen von Frauen, welche sich während ihres irdischen Lebenswandels durch Frömmigkeit ausgezeichnet hatten und deswegen nach ihrem Tode heilig gesprochen worden waren.

Das freundliche Anerbieten des französischen Wächters, mir noch das Signallicht, das erst seit einigen Jahren an dieser für die Schiffahrt gefährlichen Stelle eingerichtet ist, zu zeigen, lehnte ich dankend ab, folgte aber gern seiner Einladung zu einer Tasse Kaffee und weidete mich vor meinem Abschiede noch an dem verdutzten Gesichte des Mannes, als er auf seine Anfrage, ich sei wohl aus einem der Norddepartements, hören mußte, daß er einen Prussien vor sich sah.

Am letzten Festtage unternahm ich in Begleitung meines Dieners einen kleinen Rekognoszierungsritt in südwestlicher

Richtung. Das Pferdematerial hier im äußersten Norden der Regentschaft ist im allgemeinen kein gutes, da als Beförderungsmittel in dem zerschnittenen Gelände meist Esel, schöne starke Tiere, vorgezogen werden. Auf einem Esel zu sitzen ist kinderleicht, das Auf- und Absitzen sehr bequem, aber man muß eine große Routine besitzen, um den Esel in einer flotten Gangart halten zu können. Das Tier wird gewöhnlich ohne Zügel geritten, ein leichter Schlag mit dem kurzen Stock aus festem Olivenholz, dessen man sich bei den Eseln an Stelle einer Reitpeitsche bedient, auf die eine oder andere Halsseite genügt, um dasselbe nach rechts oder links abbiegen zu lassen. Um aber flott von der Stelle zu kommen, dazu genügt der Stock nicht allein. Der Eselreiter muß beständig mit den Beinen baumeln und dem Tiere bei jedem Schritt abwechselnd einen Absatz um den anderen in die Weichen stoßen, dann aber besonders muß er das reichhaltige Vokabular der Araber an aufmunternden Schnalzlauten beherrschen. Diese nachzuahmen ist für den Europäer nicht leicht; bei großer Hitze und trockenem Gaumen verliert er überdies sehr leicht die Lust an dieser Übung. Ich bedauere meine Unfähigkeit, an dieser Stelle einige Beispiele aus dem reichen Schatze an Kehl-, Gaumen- und Schnalzlauten, deren sich der Araber bei der Behandlung seiner Haustiere bedient, geben zu können. Jedes Tier wird besonders angerufen. Besonders leicht lenksam durch die Stimme sind die ungefügen Dromedare. Oft sieht man einen kleinen Jungen von fünf bis sechs Jahren eins dieser großen Tiere führen. Auf einen gewissen, tiefen Kehllaut legt sich das Tier nieder, um auf ein anderes, ebenso kurzes Kommando wieder aufzustehen.

Da ich noch nicht die erforderliche Virtuosität in der Hervorbringung aller dieser unartikulierten Laute erlangt hatte, so zog ich auch hier wieder das anstrengendere Reiten auf

einem Pferde vor, während mein Diener es sich auf einem Grautiere wohl sein ließ. Das Pferd, das mir gebracht wurde, war ein ganz hübsches Tier, aber die Aufzäumung desselben hätte jeden ehrlichen Kavalleristen mit Entrüstung erfüllt. Es gab weder Trense noch Kandare, das ganze Kopfzeug bestand aus einem einfachen Strickhalfter ohne Gebiß, die Stelle der Zügel vertrat ein einziger, dicker, aus Ḥalfa geflochtener Strick. Der Sattel war ein gewöhnlicher Eselsattel, der wie ein runder Sack auf dem Pferderücken lag. Die Steigbügel waren nicht am Sattel festgeschnallt, sondern hingen zu beiden Seiten eines ledernen Riemens, den man lose über den Sattel legte. Beim Aufsitzen konnte man sich daher der Bügel nicht bedienen, und ich habe mich erst mit der Zeit an das unangenehme Hin- und Hergleiten derselben gewöhnen können.

Wir trabten munter durch die kleinen Olivenhaine hinter der Stadt und ritten dann über Gerstenstoppeln querfeldein, dem Zuge des Djebel Lessûd in einiger Entfernung folgend. Nach einigen Kilometern wurde das Gelände hügelig, die Getreidefelder wichen dichtem, niedrigem Buschwerk, welches fast in der ganzen Regentschaft die Stelle ehemaliger Waldungen eingenommen hat. Diese immergrüne Buschvegetation besteht aus Myrten-, Pistazien-, Rosmarin-, Akazien- und Judendornsträuchern, unter welche sich hohe Erikaformen mischen. Wir überschritten einen flachen Höhenzug, der vom Djebel Lessûd nach der Küste strich. Der Boden bestand aus lockerem Steingeröll, und ich mußte vorsichtig reiten, was bei der mangelhaften Aufzäumung doppelte Aufmerksamkeit erforderte. Aber der Fuchs, den ich ritt, war ein kluges Tier und mit derartigem Gelände wohl vertraut. Vorsichtig setzte er Fuß bei Fuß und strauchelte nicht ein einziges Mal.

Nachdem wir eine Strecke in diesem schwierigen Gelände

weiter geritten waren, bogen wir vor einem Thaleinschnitte gen Osten ab, um auf dem kürzesten Wege das Meer zu erreichen. Die Vegetation wurde spärlicher, das dichte Gestrüpp wich hartstengeligen Gräsern, Binsen und vereinzelten Zwergpalmen. Das Steingeröll wechselte mit leichtem Triebsande. In kleinen Tümpeln diesseits der niedrigen Düne sahen wir kleine Krabben, die bei unserer Annäherung in hurtigem Seitenlaufe flüchteten, während schwerfällige Schildkröten sich träge über den schlammigen Grund schleppten.

Die Sonne stand hoch am Himmel, aber eine leichte Brise, die über das Meer her wehte, milderte die Glut ihrer Strahlen. Möwen und Seeschwalben stiegen mit kreischendem Schrei vor uns auf und umflatterten neugierig den Fremdling. Das Meer zu unserer Rechten lag glatt und glänzend in der afrikanischen Sonne, wie ein silberner Schild.

Unsere Tiere trabten munter vorwärts. Jetzt tauchten hinter der Düne die Mastspitzen der vor Ḳelîbia ankernden Schebaken auf. Noch ein kurzer Marsch durch knietiefen Sand, und wir waren wieder am Landungsplatze angelangt.

Von besonderer Wichtigkeit für die hiesige Gegend ist der Sûk (Wochenmarkt) von Menzel Temîm, einem etwa 15 km südwestlich von Ḳelîbia gelegenen Marktflecken, welcher durch hohe Sanddünen und den heiligen, mit einem großen Marâbut gekrönten Hügel des Sîdi Salem vom Meere getrennt wird. Der Dienstagsmarkt dieses Platzes ist bei weitem bedeutender, als der Freitagsmarkt von Ḳelîbia, und vielleicht würde ersterer Ort den ganzen Handel der Gegend an sich gezogen haben, wenn er einen Hafen besäße. Dieses Vorzuges erfreut sich aber Ḳelîbia allein und bewahrt so eine gewisse Superiorität.

Am Dienstag früh vor Sonnenaufgang brach ich mit einer kleinen Karawane vom Ḳelîbienser Strande auf. Es waren

mehrere arabische Händler aus Sfax und Djerba, die der Getreideeinkäufe wegen nach dem Osterfeste zu Schiff eingetroffen waren, dann einige Schiffskapitäne und Matrosen, welche oft eine günstige Gelegenheit zu einem kleinen Geschäft auf eigene Rechnung benutzen. Das Pferd, welches mir an diesem Tage gebracht wurde, war noch schlechter gesattelt, als letzthin. Die Steigbügel fehlten ganz, und der Sattel war hart und zerrissen.

Die bei den europäischen Seeleuten so oft beschriebene und belächelte Passion für kavalleristische Übungen, sobald sie den Fuß an Land setzen und einen Mietgaul auftreiben können, konnte ich auch hier wieder beobachten. Besonders war ein Râïs, der mit hochgezogenen Knieen und krummem Rücken auf seinem Rößlein thronte, nicht wenig stolz auf seine Reitkunst und brüstete sich sehr. Als er gerade in kurzem Galopp vor mir hertänzelte, da konnte ich es mir nicht versagen, mein Pferd an seine Seite zu bringen und die Kadenz allmählich zu verschärfen, bis wir schließlich im sausenden Galopp durch das Riedgras dahinstäubten. Da sank dem guten Manne das Herz, angstvoll umklammerten seine Arme den Pferdehals, und in herzbrechenden Lauten flehte er mich an, mein Pferd zu halten.

Der Weg von Ḳelibia nach Menzel Temîm führte neben der Düne am Meere entlang. Einige kleine Lachen, sebkhaartige Lagunen, die im Winter mit See- oder Regenwasser angefüllt sind, haben sich hier gebildet. Die Sommersonne hatte das Wasser verdunstet, und eine Kruste blinkender, weißer Salzkristalle überzog den Boden.

Nachdem wir den Ued El Adjörd und den Ued Tafakid überschritten hatten, welche in ihrem Bette nur noch wenig stagnierendes Wasser zeigten, an der Mündung aber ganz versandet waren, wurde das Gelände hügelig, und die Pferde-

hufe klapperten wieder auf Steingeröll. Noch lag Menzel Temîm hinter einer Hügelreihe versteckt, aber die Getreidefelder und die von hohen Kaktushecken umgebenen Fruchtgärten, durch welche wir jetzt ritten, bewiesen uns die Nähe einer Siedelung. Bald erblickten wir auch den viereckigen Gebetturm des Ortes und die weißen Dächer seiner Gebäude. Dichte Olivenplantagen schlossen uns nun auf beiden Seiten ein, bis wir nach einer Wegbiegung die ersten Häuser des Fleckens vor uns sahen.

Das Leben und Treiben auf dem Markte war trotz der frühen Morgenstunde schon ein recht lebhaftes, und von allen Seiten trafen noch kleine Trupps hochbeladener Kamele, Pferde und Esel ein, welche von dunkelfarbigen Beduinen geführt wurden.

Vor der Râḥba, der Getreidebörse, waren Säcke mit Gerste und Weizen in langen Reihen aufgestapelt; an einer anderen Stelle der „kleinen Râḥba“ sammelten sich die Verkäufer und Käufer der übrigen Feldfrüchte, deren Anbau in dieser Gegend betrieben wird: Saubohnen (fûl), Kümmel (karuîya), Fenchel (bisbes), Koriander (tâbel), Mohrenhirse (drô'), Bockshornsamen (hélba) u. s. w. Die Mitte des Marktplatzes nahmen frische Gemüse ein, unter denen die roten Pfefferschoten (fellfell aḥmar) die Hauptrolle spielten. Daneben hatten jüdische Kleinkramhändler aus Tunis ihre leichten Zelte aufgeschlagen, in denen sie billige Baumwollenzeuge aus Manchester, schlechte Messer, Gewürze, Färbemittel und allerlei Flitterwerk feil hielten. Der Viehmarkt befand sich außerhalb der Stadt. Besonders fiel mir auf, daß, während im Saḥel und im Süden der Regentschaft fast nur Hengste auf den Markt gebracht werden, hier fast ausschließlich Stuten zum Verkauf angeboten wurden. Der Pferdeschlag der Halbinsel Dákhela ist ein durchgängig kleiner,

von der Größe eines Doppelpony. Die Tiere sind aber sehr ausdauernd und abgehärtet und können große Märsche und Strapazen sehr wohl ertragen. Wie bei allen Berberpferden ist auch bei ihnen Kopf, Mähne und Schweif das schönste; denn der Hals ist meist zu kurz aufgesetzt, und der Huf zu lang und schaufelförmig, wie der Fuß einer Kuh. Die ausgestellten Rinder befanden sich in verhältnismäßig gutem Zustande, doch war das Euter der Kühe sehr klein. Kühe hiesiger Rassen geben selten mehr als zwei bis drei Liter Milch am Tage. Schafe und Ziegen waren sehr spärlich vertreten.

In den maurischen Kaffee-Häusern am Markte herrschte ein reger Verkehr. Man schlürfte Kaffee, Rosata — eine süßliche Mandelmilch, die mit Wasser verdünnt wird — und Palmenwein (lagmi). Alte Bekannte trafen hier einander, man schüttelte sich die Hand und plauderte, nachdem die endlosen Höflichkeitsfragen nach dem Befinden der Familie, Haus, Hof und Habe überstanden waren, von Geschäften, von der Ernte und vom Vieh und von allen den Dingen, die einen Landmann interessieren.

In den ersten Stunden kam auf dem Getreidemarkte nicht ein einziges Geschäft zu stande. Man sondierte erst, handelte und feilschte ohne Ergebnis. Gegen 10 Uhr endlich begann sich das Geschäft zu beleben, und fast in einer Stunde war das gesamte auf den Markt gebrachte Getreide verkauft. Auf dem Platze vor einem Kaffeehause wurde nun von einem staatlich angestellten Beamten das Getreide gegen Erlegung einer Gebühr gemessen, während ein eingeborener Notar Menge und Preis, Käufer und Verkäufer aufschrieb. Endlich war die Arbeit nach vielem Schreien und Gestikulieren beendet; die Gerste war gemessen, in Säcke geschüttet und auf Kamelen verladen, die diese nach dem Hafen von Ḳelîbia bringen sollten.

Jetzt nahm ich mein karges Mittagsmahl ein, das aus einem Stück Maisbrot, Weintrauben und Feigen bestand, trank schnell noch eine Tasse Kaffee und schwang mich wieder in den Sattel. Ein mir befreundeter arabischer Händler aus dem Saḥel Sîdi Moḥammed Bû Bakr hatte noch von einigen Beduinen, die weiter landeinwärts wohnten, einen größeren Posten Gerste gekauft und mußte sich an Ort und Stelle begeben, um das Getreide zu besichtigen und zu messen. Auf diesem Ausfluge wollte ich ihn begleiten, um auch das Innere der Halbinsel etwas näher kennen zu lernen.

Unter der Führung eines Beduinen verließ ich mit Sîdi Moḥammed und meinem Diener Menzel Temîm in südwestlicher Richtung. Das Gelände war wellig und bot, weil nur mit niedriger Strauchvegetation bestanden, einen einförmigen Anblick. Einzelne trockene Flußbetten durchschnitten das sich zum Meere abdachende Land von West nach Ost. Der bedeutendste Flußlauf, den wir auf unserem Marsche antrafen, war der Ued Lûbau. Ein schmaler, gewundener Pfad führte vom hohen Uferhange zu seiner Sohle hinab. Wehe dem Reiter, dessen Tier hier stolpert oder fehltritt! Ich mußte die Zähne aufeinanderbeißen, wie ich hinabblickte; aber der Abstieg ging wieder Erwarten gut von statten. Das rechte Ufer war auch steil, aber nicht so hoch, und überdies gehen Pferde und Esel auch sicherer bergauf als bergab.

Die Sonne war inzwischen hinter dem hohen Djebel Sîdi 'Abd-Er-Raḥmân untergegangen, das Reiseziel aber glücklicherweise nicht mehr fern. Auf dem Gipfel eines Hügels erhob sich ein stattliches Bordj, an zwei Seiten von prächtig grünenden Gärten umgeben. Durch hohe Weizenstoppeln — man trennt hier mit gezähnter Sichel nur die Ähren vom Halm und läßt das Stroh zur Viehweide auf dem Felde stehn — ritten wir zum Bordj Mangûb bergan, wo uns der

Herr des Hauses den Salâm bot. Er war eine hohe, stattliche Erscheinung mit stolzen, selbstbewußten Zügen, einem Patriarchen des Alten Testamentes nicht unähnlich.

Ein Trunk kühlen Wassers erfrischte uns nach der Hitze des Rittes, dann brachte man das Nachtmahl. Eine Schale mit Honig und Olivenöl, dazu frischgebackenes, noch warmes Gerstenbrot, große, runde Fladen, ohne Sauerteig, wie es die Juden in der Wüste bereiteten. Während wir in dem Gastzimmer speisten, nahm unser Wirt in Gesellschaft seines ältesten Knechtes vor der Thür an der Erde sitzend seine Mahlzeit ein. Die Frauen des Hauses, unser Wirt war zwiefacher Ehemann und beabsichtigte in Kürze eine dritte legitime Gattin zu ehelichen, blieben unsichtbar.

Am andern Morgen bei Sonnenaufgang ließ Sîdi Moḥammed die gekaufte Gerste einmessen. Diese lag in einem großen Haufen in der Nähe des Hauses unter freiem Himmel, in der guten Zuversicht, daß es inzwischen nicht regnen würde. Daneben türmte sich ein anderer, größerer Haufen, der noch nicht ausgedroschenen Weizen enthielt. Die Pferde des Besitzers, schöne, starke Tiere, standen bis an die Kniegelenke in der Gerste und fraßen davon nach Herzenslust.

Gegen Mittag war die Arbeit beendet, ein größerer Transport war bereits auf Kamelen, Pferden und Eseln unter Leitung des Sohnes meines Wirtes nach Ḳelîbia abgegangen, der Rest sollte in den nächsten Tagen nachfolgen. Inzwischen war schon ein Bote eingetroffen, der uns zum nächsten Gehöft, wo ein anderer Geschäftsfreund Moḥammeds wohnte, führen wollte. Schnell nahmen wir noch einen frugalen Imbiß aus Brot, Honig und Butter ein und saßen dann auf. Immer weiter nach Süden führte uns der schmale Pfad; auch hier änderte sich die eintönige Physiognomie des Landes nicht, die wir schon gestern beobachtet. Es war die gleiche wellige

Strauchsteppe, nur hier und dort durch die Anbauversuche nomadisierender Beduinen, deren Duârs wir in der Ferne sahen, unterbrochen.

Nach ungefähr zweistündigem Ritte trafen wir in unserem Bestimmungsorte Belïes, einem kleinen Dorfe, dessen Gehöfte weit in der Thalniederung des gleichnamigen Flusses verstreut liegen, ein. Römische Ruinen, an denen wir vorüber ritten, deuten auf eine alte Kulturstätte hin.

Als wir in das Haus des neuen arabischen Freundes traten, bot sich mir eine unverhoffte Gelegenheit, während eines kurzen Augenblickes seine junge Frau, welche wir bei der Zubereitung des nationalen Küskussû überraschten, zu sehen. Es war ein schönes, schlankes Weib von prächtigen Formen und glänzenden, dunkeln Augen in dem ovalen, leichtgebräunten Antlitz. Was mir aber besonders interessant erschien, das war die herrliche, dunkelblaue Tätowierung, welche die Unterschenkel der Frau bedeckte. Wie ein feindurchbrochenes Gewebe umschloß die zierliche Arbeit das schöngeformte Bein.

Auf schmalem Pfade ritten wir von Belïes in nordöstlicher Richtung, den deutlich sichtbaren Djebel Sîdi 'Abd-Er-Raḥmân als Landmarke zur Linken. Die Landschaft war die gleiche wie gestern: flache Höhenzüge mit niedriger Strauchvegetation, welche hier und dort Trümmerreste römischer Bauten bedeckte. Gegen Sonnenuntergang trafen wir in Menzel Temîm ein und setzten nach kurzer Rast unseren Weg nach Ḳelibia fort.

Auf den Feldern, welche noch mit Mohrenhirse und Mais bestellt waren, sahen wir jetzt in den kühleren Abendstunden die Besitzer in reger Thätigkeit ihren Acker bewässern. Da eine natürliche Berieselung des Landes infolge des außerordentlichen Mangels an fließendem Wasser fast ganz ausgeschlossen ist, so hat man sich durch Bohren von Brunnen zu helfen gesucht, aus welchen das kostbare Naß auf sehr

originelle, wenn auch nicht sehr praktische Weise gehoben wird.

Über dem Rande des Brunnens erhebt sich ein zwei bis drei Meter hohes Gerüst aus rohen Olivenzweigen, zwischen denen in der Mitte ein großes hölzernes Rad befestigt ist. Ein kleineres Rad befindet sich dicht über dem Erdboden. Über die obere Rolle läuft ein starker Strick, an dem ein weiter Ledersack hängt, der, sich nach unten verjüngend, in einen dünnen Schlauch ausläuft. Das Ende desselben ist an einen dünneren Strick geschlossen, der durch eine kleinere Rolle gezogen wird. Beide Stricke sind am Joche der Stiere befestigt. Werden die Tiere vom Brunnen fortgetrieben, so hebt sich der mit Wasser gefüllte Lederbeutel, während der etwas kürzere dünne Strick das enge Schlauchende hochhält und so ein vorzeitiges Auslaufen des Wassers verhindert. Ist der große Wasserbeutel an der oberen Rolle angekommen, so befindet sich sein Niveau über dem des dünnen Schlauches, und das Wasser strömt in ein vor dem Brunnen befindliches Becken, aus dem es dann in vielen kleinen Rinnen und Kanälchen über den zu berieselnden Garten oder das Feld geleitet wird. Diese Manipulation ist äußerst primitiv und zeitraubend, aber die tunesischen Fellah gehören noch zu den glücklichen Geschöpfen, für welche Zeit keinen Wert hat.

Vor Sonnenaufgang und gegen Abend hört man überall in den Feldern die plumpen Holzräder ächzen und knirschen, und das köstliche Naß strömt in belebenden Fluten über den Acker. Es war schon ganz finster geworden, als wir endlich in Kelîbia einritten, wo uns der Schiffskoch einen leckeren Küskussû hergerichtet hatte, dem wir dann auch alle Ehre anthaten.

In den nächsten Tagen vervollständigte ich noch die Ladung durch einige kleinere Einkäufe für den eigenen Be-

darf, dann wurden die Zollpapiere ausgefertigt, ich schüttelte dem alten, freundlichen Conversano die Hand, und als die sternenklare Nacht hereinbrach, und das Signallicht auf der Burg Ḳelîbia hell aufleuchtete, da segelten wir hinaus in den dunkelblauen Pontos, begleitet von den Salem-Rufen der Schiffsvölker, die so lange mit uns Bord an Bord in der kleinen Bai geankert hatten.

Waren wir auch mit günstigem Winde ausgesegelt, so sollten wir doch auch diesmal die Unbeständigkeit der Küstenwinde kennen lernen; denn erst nach vierzigstündiger, mühevoller Seefahrt konnte ich endlich wieder meinen Fuß an das felsige Gestade des zinnengekrönten Monastîr setzen.





Kapitel XI.

Im Sattel durch Frikkia und Dákhela.

Der Nordosten der Regentschaft Tunis, das Land Frikkia (arabisiert aus Afrika) wird von den Ausläufern der südlichen großen Atlaskette durchzogen, deren letzte bedeutende Erhebung der 1340 m hohe Djebel Zaġuân ist. Von diesem Gebirgsstocke aus läuft ein vielgliedriges Bergsystem gen Osten und Nordosten ins Land, das drei, durch breite Flußthäler von einander getrennte Gebirgsgruppen bildet: 1. die südliche Gruppe zwischen der großen Enfida-Ebene und dem Thale des Ued El Ḥammâm oder Ued Bagra, mit den Erhebungen des Djebel Zriba, Djebel Faûâra, Djebel Djerâdu a. a.; 2. die centrale Gruppe zwischen letztgenanntem Thale im Süden und der Mornaḳebene und dem Belad Dzîra, der breiten Tiefebene von Solimân im Norden, als deren bedeutendste, zwischen 750 und 1050 m schwankende Höhen der Djebel Zîd, Djebel Ḥarbi, Djebel Bû Khûtha, Djebel Bû-Ḳornîn und Djebel Reçâç zu nennen sind, und schließlich 3. die nordöstliche Gruppe, das Gebirgsland der Halbinsel Dákhela, mit dem langgestreckten Zuge des Djebel Hofra,

Djebel Sîdi 'Abd-Er-Rahmân und Djebel Hamîd, dem dieser Linie parallel laufenden Djebel Gurbes und der 400 m hohen Felsmasse von Râs Addâr oder Kap Bon im äußersten Norden.

Hatte ich schon während eines mehrjährigen Aufenthaltes in der Regentschaft einen großen Teil dieser Landstriche auf wiederholten Reisen und Streifzügen kennen gelernt, so drängte es mich, einmal das gesamte Gebiet östlich des Zaġuân in ununterbrochener Folge zu durchwandern, um einen vollständigen Überblick über diese entwickelungsfähigen Distrikte der Regentschaft zu gewinnen.

Persönliche Verhältnisse machten überdies meine Anwesenheit in der Nähe von Kap Bon erforderlich, und so trat ich denn am 11. Juni 1890 von der Küstenstadt Monastîr aus meine Reise nach dem Norden an.

Meine Ausrüstung hatte ich, um nicht die erforderliche Bewegungsfähigkeit zu verlieren, auf die nötigste Wäsche, Munition, einige Konserven und Kochgeschirr beschränkt, und als Begleitung nur einen halbwüchsigen Araberburschen, Sâlah genannt, den ich in Monastîr engagiert hatte, mitgenommen, welcher samt dem in zwei großen, aus Ḥalfa geflochtenen Satteltaschen (sembîl) untergebrachten Gepäck von einem kräftigen, großen Esel getragen wurde. Ich selbst ritt meinen vierjährigen Berberhengst, ein kurzgebautes, aber starkes Tier, das ich schon auf früheren Reisen erprobt hatte.

Der Marsch des ersten Tages führte uns nur zu dem ca. 24 Kilometer entfernten Sousse, wo ich meine Reiseausrüstung noch vervollständigen wollte. Nach kurzer Nachtruhe saß ich bei Sonnenaufgang wieder im Sattel und traf nach einer längeren Mittagsrast in Sîdi Bû-'Alî, gegen Abend in Dar-El Bey oder Enfidaville ein.

Hier herrschte gegenwärtig während der Erntezeit ein reges Leben. Diese kleine, bis jetzt nur aus wenigen Stein-

häusern und einigen Holzbaracken bestehende Zukunftsstadt besitzt den einzigen Wochenmarkt in dem weiten, von den Ulâd Sa'îd bewohnten Gebiete zwischen dem Djebel Zaġuân und dem Golfe von Ḥammâmêt. Der Ort ist heute erst in der Entwickelung begriffen und wird wesentlich an Bedeutung gewinnen, wenn die Bahnverbindung mit Tunis und Sousse hergestellt sein wird. Der größte Teil des ungeheuren Landbesitzes der „Compagnie Franco-Africaine“ ist fruchtbar, aber es fehlt noch an Arbeitskräften, um diese weiten Länderstriche zu einer wahren Kornkammer machen zu können, wie sie es zur Zeit der Römer gewesen sind. Der Ḳâïd dieser Region, Aḥmed Ben Othmân, mein alter Freund, begrüßte mich auf das herzlichste, bewirtete mich nach orientalischer Sitte mit Kaffee und war etwas erstaunt, als er hörte, daß ich ohne Führer, nur in Begleitung meines halbwüchsigen Dieners, durch die Berge nach Tunis reiten wollte. Die gewöhnliche Heerstraße von Sousse nach Tunis führt von Dar El Bey längs des Meeres am Fuße des Berglandes über Belad Bû-Fisha, Turki und Grumbâlia nordwärts und ist so belebt, daß ein Verirren fast zu den Unmöglichkeiten gehört; der Weg durch das Bergland nach Zaġuân dagegen ist meist nur ein schmaler Pfad, der durch ein stark zerschnittenes und schwieriges Gelände läuft, das die volle Aufmerksamkeit selbst eines mit den nordafrikanischen Wegen wohl vertrauten Reisenden in Anspruch nimmt. Mir kam hierbei sehr zu statten, daß ich die schwierigste Strecke von Dar El Bey bis Henshir Battarîa, ungefähr 25 Kilometer, bereits vor einigen Wochen auf einer Jagdtour durchreist hatte und ein ziemlich gutes Ortsgedächtnis besitze, das mich einmal begangene Wege nicht so leicht vergessen läßt.

Mein jugendlicher Begleiter machte am anderen Morgen denn auch ein recht verzagtes Gesicht, als er mich von der breiten Landstraße auf einen schmalen Pfad abbiegen sah,

der uns in nordwestlicher Richtung über einen breiten Hügelrücken hinweg, östlich des auf hoher, steiler Felskuppe wie ein Adlerhorst thronenden Berberdorfes Takrûna, ins Land führte.

Die im Frühjahr hier so üppig grünende Vegetation war von der glühenden Sommersonne versengt, nur der hohe Opuntienkaktus mit seinen fleischigen, mattgrünen Blättern und der aromatische Lentiscus schlossen den steinigten Weg ein.

Nachdem wir noch einige Terrainwellen passiert hatten, traten wir in ein breites Thal, welches, von Nordwest nach Südost ziehend, im Osten von den flachen Ausläufern des niedrigen Djebel Mangûb und im Westen durch eine Reihe einzelner Hügelkuppen begrenzt wird, die dem Djebel Biada vorgelagert sind, und deren südlichste Kuppe das vorerwähnte Dorf Takrûna auf ihrem Gipfel trägt.

Der Ued El Brik, der auf den südlichen Hängen des Djebel Djerâdu und Djebel Bû Çafra entspringt, durchschneidet dieses Thal in seinem mittleren Laufe und verliert sich dann östlich von Dar El Bey in den sumpfigen Niederungen der Sebkha Djiriba.

Jenseits auf dem rechten Ufer des Flusses sah ich am Fuße der Takrûna-Kette, welche unterhalb des Dorfes in rosenrotem, sehr hartem Kalkstein miocänen Alters ansteht, mehrere Duârs, deren Bewohner das Gelände zu beiden Seiten des Flusses mit Gerste und Weizen bestellt hatten.

Gegenwärtig waren die Nomaden mit dem Schnitt der Gerste beschäftigt, und ich traf längs des Weges häufig auf kleine Trupps von Männern und Frauen, die den fremden Reisenden neugierig anstarrten. Der Schnitt mit der Sense ist unbekannt, man bedient sich dagegen einer gezähnten Sichel, mit der das Ährenbüschel, das die linke Hand erfaßt hat, in halber Halmhöhe durchrissen wird. Es geht auf diese

Weise sehr viel Stroh verloren, da dieses aber in den entlegenen Gegenden des schwierigen Transportes wegen fast wertlos ist, so hat man keine Veranlassung gefunden, diese alttestamentarische Ernteweise aufzugeben. Das auf den Feldern zurückgelassene Stroh dient teils zur Weide für das Vieh, teils zur Düngung des Ackers.

Während wir bis jetzt auf dem linken Flußufer dahingeritten waren, näherte sich nun der Weg mehr dem Ued El Brik, der nach Art der nordafrikanischen Wasserläufe sich ein tiefes Bett in den weichen Boden gegraben hatte. Die Sohle des Flußbettes bedeckte Kies und grobes Geröll, durch welches sich dünne Wasseradern zogen, hier und dort an einer tiefer ausgespülten Stelle einen kleinen Tümpel bildend. Die Uferränder umsäumten dichte Oleandergebüsche, über und über mit farbenprächtigen, aber duftlosen Blüten bedeckt.

Die großen Windungen des Flusses schnitt der Weg meist ab, und wir mußten wiederholt die steilen Uferränder mühsam hinunter- und wieder hinaufklettern. An einer besonders schwierigen Stelle verweigerte der Esel den Dienst, und wir konnten nur mit größter Mühe, nachdem das Gepäck abgeladen und von Sâlah auf das andere Ufer geschleppt worden war, den Marsch fortsetzen. Dann ging es eine Strecke im Flußbett vorwärts, die Wegspur verlor sich im Wasser, das hier reichlicher floß, und ich mußte scharf auf jedes Zeichen achten, um nicht an dem durch Gebüsch halb verdeckten Aufstiege vorüber zu reiten. Endlich hatte ich diesen gefunden und konnte erleichtert aufatmen. Der Weg lief nun hart auf dem rechten Ufer entlang, zur linken Hand hohe Felsen, zur rechten das senkrecht abschüssige Flußufer — der reine Wildpfad! Mein Hengst stutzte einige Male an besonders gefährlichen Punkten, doch war er ein zu vernünftiges Tier, um auf so engem Raume eine Fantasía aufführen zu wollen. Nach

ungefähr halbstündigem Marsche verließen wir an einer Biegung des Weges, von wo derselbe längs des Flusses in nördlicher Richtung nach dem Dorfe Djerâdu weiter führte, das Thal und ritten durch Waldungen von Thuja und niedrigen Kiefernarten in nordwestlicher Richtung weiter, den auf einem Hügel gelegenen, deutlich sichtbaren Marâbut des Sîdi Moḥammed Ben Deruḥêd als untrügliche Landmarke stets vor Augen.

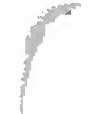
Ein weiterer halbstündiger Ritt brachte uns auf die etwas besser markierte und bequemere Straße, die von Ḳairuân über Zaġuân nach Tunis führt. Der Boden bestand aus grünlichem Thon, den die Sonne ausgedörrt hatte, sodaß breite Risse und Sprünge über den Weg liefen. Zur Linken zogen als Verlängerung der eingangs erwähnten Biadakette der Djebel Mdêcker und Djebel Battarîa, welchen letzteren ich schon in den Pfingsttagen des vorigen Jahres auf der Adlerjagd durchstreift hatte. Zu seinen Füßen liegt die Trümmerstadt des römischen Oppidum Battrianense, welcher Berg und Land den Namen verdankt, in wasserreicher und fruchtbarer Gegend.

Im Osten wurde die Landschaft durch den langgestreckten, zweigipfeligen Djebel Bû Ḉafra abgeschlossen, welchem nach Norden der Djebel Faûâra folgte.

Gegen 8½ Uhr machte ich in der Höhe von Henshir Battarîa an einer schattigen Stelle die erste Rast und ließ die Tiere füttern. Die Sonne stand hoch am Himmel und strahlte mit intensiver Kraft, aber weit und breit war kein Tropfen Wasser zu finden. Nach dreiviertelstündiger Pause sattelten wir wieder und setzten dann unsern Marsch in nördlicher Richtung fort. Die Landschaft zeigte fast die gleiche Physiognomie wie bisher, nur traf ich hier noch längs des Weges eine größere Anzahl stark verwitterter römischer Ruinen, die von der dichten Strauchvegetation überwuchert waren.

Nach einundeinhalbstündigem Ritte stiegen wir zu dem breiten und vielbesiedelten Thale des Ued El Ḥammâm herab. Hier in dieser Gegend war ich schon früher, von Osten kommend, auf der Wildschweinpürsche umhergestreift und hatte die Gastfreundschaft des angesehenen und reichen Sheikh Ikhmâïs genossen. Gern hätte ich diesem biederen Nomadenführer wieder einmal die Hand geschüttelt, wenn es mir gelingen konnte, einen Führer nach dem Duâr zu finden, der in einem kleinen Thale versteckt lag. Mein Wunsch schien in Erfüllung zu gehen; denn bei der nächsten Wegbiegung trafen wir auf Herden der starken Fettschwanzschafe und erblickten dann auch seit mehreren Stunden wieder die ersten Menschen. Es waren dies ein alter, zerlumpter Araber und sein Sohn, welche, im Schatten eines Johannisbrotbaumes ruhend, die Aufsicht über die weidenden Schafherden übten. Ich ritt trotz Sâlahs Abmahnung, der sich hier in der Wildnis, weit ab seiner Vaterstadt, höchst ungemütlich und unsicher fühlte, an den Alten heran und begann, nachdem die ersten Begrüßungsformeln erledigt waren, mich mit der unter den Nomaden üblichen Umständlichkeit nach Sheikh Ikhmâïs zu erkundigen, mußte nun aber hören, daß der Duâr desselben noch fast eine Stunde weiter östlich gelegen war. Das war mir denn doch ein zu weiter Abstecher bei der herrschenden hohen Temperatur, und ich zog es vor, des Alten Einladung zu folgen und ein wenig im Baumschatten zu rasten. Der junge Beduine brachte frisches Stroh als Futter für Pferd und Esel und geleitete dann meinen Diener zu einer nahegelegenen Quelle, der 'Aïn Sfâïa, um mir im Kochgeschirr einen Erfrischungstrank zu schaffen.

Auf meine Frage, ob das Wasser auch gut und süß sei — man darf auf Reisen in Nordafrika nie unterlassen, sich nach letzterer Eigenschaft zu erkundigen, denn von den Arabern als



„salzig" (melah) bezeichnetes Wasser enthält gewöhnlich eine starke Beimischung von Magnesium, dessen Genuß bekanntlich eine Reihe der übelsten Folgen für den Reisenden herbeiführt — hatte mir der Alte versichert, das Wasser sei alkîf, ganz ausgezeichnet. Wie mir aber der Kessel gebracht wurde, da gruselte mich doch etwas; denn das Wasser glich in der Farbe dem aus einer Blumenvase, welches seit 8 Tagen nicht gewechselt worden war. Ich schöpfte mir einen Becher voll, goß einige Tropfen Absinth hinein und schlürfte das Gemisch in stummer Resignation.

Als wir aufbrachen, gab uns der Alte, den ich mit etwas Tabak regaliert hatte, noch eine Strecke Weges das Geleit. Wir umritten in weitem Bogen den felsigen Djebel Zrîba und ließen die kleine, auf den Nordosthängen des Gebirges gelegene Ortschaft Ḥammâm Zrîba, eine der interessanten berberischen Enklaven im Gebiete der arabischen Uläd Sa'îd, welche durch die dort dem Boden entspringenden warmen Schwefelquellen bekannt geworden ist, links liegen.

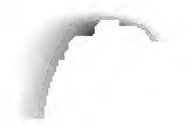
Der Ued Bagra und mehrere kleine Zuflüsse desselben, welche wir durchwateten, führten noch überraschend große Mengen Wasser für die doch schon recht vorgeschrittene Jahreszeit mit sich.

Die scharfgezackte, hohe, steile Wand des Djebel Zaġuân lag jetzt dicht vor uns, aber immer noch endlos dehnte sich der Weg. Eine fast erdrückende Temperatur herrschte in den von dichter Strauchvegetation umrahmten Thälern, und der durchglühte Kalkfelsboden reflektierte die heißen Sonnenstrahlen in erhöhter Intensität. Die Tiere waren matt, und nur langsam kamen wir von der Stelle.

Endlich gegen zwei Uhr tauchte vor uns am Nordrande des Zaġuân-Gebirges ein Turm auf; es mußte unser Reiseziel sein. In freudiger Zuversicht strebten wir jetzt vorwärts,

Albert phot.

Römerthor in Zaguân.



aber gerade die letzte Wegstrecke bot noch der Schwierigkeiten viel. Das Gelände wurde immer zerschnittener, je mehr wir uns der Stadt näherten. Tiefe Erd- und Felsspalten, die Betten jäher Gießbäche in regenreicher Winterzeit, kreuzten den Weg, und mühsam kletterten die Tiere die steilen Hänge hinan. Oft mußte ich absteigen und mein Pferd am Zügel führen.

Große, wohlgepflegte Gärten, von hoher Mauer umhegt, kündeten die Nähe der Stadt, und dann lag auch diese vor uns. Auf einem Felsplateau, über dem die mächtigen, wild zerklüfteten Kalkmassen des Djebel Zaġuân fast senkrecht zum blauen Äther aufstiegen, lagerte ein buntes Gewirr niedriger Häuser, aus denen hier und dort die breite, flache Kuppel einer Moschee oder einer Zaniya sich hervorhob. Nach allen Seiten jäh abfallend, muß diese Felsplatte in früheren Zeiten geradezu uneinnehmbar gewesen sein. Selbst in der jüngsten Revolution von 1881 hat die Stadt eine nicht ganz unbedeutende Rolle gespielt, und sind hier die französischen Truppen auf einen überaus verzweifelten und hartnäckigen Widerstand gestoßen. Erst nach langem Kampfe und unter nicht geringen Verlusten gelang es diesen, die unter dem Oberbefehl 'Alî Ben Khalifas von fanatischen Sheikhs geführten Araberhorden mit dem Bajonett aus dieser günstigen Position zu werfen.

Der Weg, welcher zur Stadt emporführt, steigt steil aus der Hochebene auf, läuft an einem alten, mit dem Widderkopf des Baal Ammon gezierten Römerthor vorüber und verliert sich dann in einem dichten Gewirr enger und holperiger Gassen. Nach vielem Nachfragen und endlosem Umherirren gelang es mir endlich, die Lokanda, das sogen. „Hôtel" ausfindig zu machen. Diesen vielversprechenden Namen nahm ein kleines, im maurischen Stile erbautes Häuschen, das ganz versteckt am Ende einer Sackgasse lag, für sich in Anspruch. Der Besitzer der

Herberge war seit einigen Tagen verreist, und ich mußte mich mit der Gesellschaft zweier Araber begnügen, von denen der eine das wichtige Amt eines Kochs, der andere das eines Hausverwalters inne zu haben schien.

Nachdem ich mich etwas erfrischt, gewaschen und vom Staube gereinigt hatte, suchte ich das Postamt auf, um eine Depesche zu befördern. Ich fand dasselbe nicht in der Stadt selbst, sondern mußte zu dem über der Stadt an einer Berglehne sich emporziehenden, französischen Militär-Barackenlager hinauswandern. Dieser Lagerplatz ist sehr glücklich gewählt; denn er beherrscht die Wasserleitung, die Stadt, wie die Hochebene im Westen derselben und gewährt überdies einen herrlichen Blick auf den dicht vorgelagerten Berg, dessen höchste Kuppen ein leichter Nebelflor verschleierte.

In Rücksicht auf den überaus anstrengenden Marsch, den ich heute zurückgelegt hatte, und die hohe Lufttemperatur war ich dem Gedanken einer Bergbesteigung überhaupt gar nicht näher getreten, doch als ich jetzt unmittelbar am Fuße der Felsmasse stand und die frische Bergluft meine Schläfe kühlte, da wurde in mir der alte Wunsch rege, den höchsten Gipfel des nordosttunesischen Berglandes, den ich so oft von Monastir aus in sehnsüchtigem Sinnen am fernen Horizonte in tiefblauen Tinten verschwimmend geschaut hatte und dessen Besuch mir auch gelegentlich meines ersten, nur kurzen Aufenthaltes in Zaguân nicht möglich gewesen war, zu ersteigen.

Ich erkundigte mich bei einem Zuaven der Garnison nach dem Wege und begann trotz der vorgerückten Stunde, es war schon 4 Uhr nachmittags, den Aufstieg. An einem von hoher Umfassungsmauer umgebenen Wasserreservoir, in dem eine der Zaguânquellen für die tunesische Wasserleitung aufgefangen wird, vorüber ging es in allmählicher Schlangenwindung, einen dem Hauptfelsen vorgelagerten, mit dichter Strauchvegetation

bedeckten Berg hinan. Auf der westlichen Lehne desselben wendete sich der Weg zu einer zwischen zwei mächtigen Felsmauern fast senkrecht aufsteigenden und mit Steingeröll bedeckten Nische, in welcher der schmale, von den französischen Truppen künstlich angelegte Pfad in scharfen, kurzen Zickzackwendungen emporführte. Mühsam kletterte ich aufwärts, ich war, wie ich vom Pferde gestiegen, mit Stiefel und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand, in einem wenig zum Bergsteigen geeigneten Anzuge. Je höher ich stieg, desto steiler wurde der Pfad, und fast hätte ich die ganze Kletterpartie aufgegeben.

Das hohe Strauchwerk wich in halber Berghöhe niederen, hartstengeligen und aromatischen Kräutern, zwischen denen zierliche Eidechsen munter dahinschossen. Aus den Höhlen der zerklüfteten Felswand zur Linken tönten die girrenden Lockrufe der Turteltaube, und hoch in der Luft kreiste mit ruhigem Flügelschlag ein weißköpfiger Geier, welche auch auf den unzugänglichen Schroffen des Berges nisten sollen. Es ist dies durchaus wahrscheinlich, da der weißköpfige und der Aasgeier von mir im centraltunesischen Berglande oft beobachtete Raubvögel sind, von denen ich auch Horste angetroffen habe, und denen der Djebel Zaġuân alle Bedingungen zum Nisten bietet. Auch das schön gezeichnete Klippenhuhn (Caccabis petrosa Gm.), ein über das ganze tunesische Bergland verbreiteter Vogel, hat sich die Spalten und bewachsenen Hänge des Berges zur Niststätte erkoren.

Dicht vor mir am Wege sah ich plötzlich einen grauen Körper in einen großen Busch verschwinden, ohne daß ich das Tier zu erkennen vermochte. Ich stöberte mit meiner Peitsche im Gestrüpp umher, als plötzlich eine alte Henne der genannten Art mit schwirrendem Flügelschlage vor mir aufstand. Dieselbe strich nicht nach Hühnerart sofort in

großem Bogen weit ab, sondern fiel zu meiner Überraschung in kaum sechs Schritt Entfernung auf einer Felsplatte wieder ein und begann nun in herzbrechenden Tönen zu locken. Es war eine Mutter, die ich hier mit ihrem Gelege überrascht hatte. Die Kleinen wagten sich trotz des ängstlichen Schreiens der Alten nicht aus dem sicheren Versteck heraus, in dem sie sich so gut verborgen hatten, daß ich auch nicht eine Feder entdecken konnte. Auf eine drohende Geberde meinerseits flatterte die Alte einige Schritte weiter und begann dort ihr Jammer-Konzert von neuem. Um ein liebendes Mutterherz nicht länger zu peinigen, setzte ich meinen Aufstieg fort und sah dann auch bald zu meiner Genugthuung die Henne zu ihren Kleinen in den Busch zurückkehren.

Nach einundeinhalbstündiger, mühseliger Wanderung stand ich endlich auf der ersten Plattform des Felsens und sah auf einer Anhöhe das von den Franzosen festungsartig erbaute Wachgebäude vor mir. Nach weiteren 15 Minuten erreichte ich dieses selbst. Kein Posten vor Gewehr rief mich an, nur ein großer, zottiger Hund kam mir zähnefletschend entgegen, und erst auf dessen wütendes Gebell traten zwei Soldaten aus dem Gebäude, welche mich auf mein Verlangen zu dem das kleine Wachkommando befehligenden Unteroffizier führten. Dieser, ein Sergeant-Major vom Geniekorps, hieß mich in seinem mit militärischer Dürftigkeit eingerichteten Bureau willkommen und setzte mir, meinen erschöpften Zustand bemerkend, das Einzige, was er besaß, zu Essig gewordenen Rotwein und frisches Wasser vor.

Meine Lebensgeister waren schnell wieder geweckt, und sobald ich etwas abgekühlt war, trat ich auf die Galerie vor dem Hause, um die herrliche Rundschau, welche sich hier eröffnete, zu genießen.

In prächtiger Abendbeleuchtung erblickte man von hier

aus den weißgrauen Häuserkomplex von Tunis, seitwärts desselben die Sebkha Es-Seldjumi, die breite Bahîra und dahinter den großen, tiefblauen Golf von Tunis. Im Osten sah man den seichten Strand des sanft geschweiften Golfes von Ḥammâmêt und in diesen einmündend das breite, fruchtbare Thal des Ued Ḥammâm oder Bagra, in seinem Unterlaufe Ued Ramel genannt, das ich heute Morgen in seinem oberen Teile durchschritten hatte. Zu beiden Seiten desselben das vielverästete Bergland, dessen langgestreckte Höhenzüge und isolierten Erhebungen vom Stocke des 1340 m hohen Zaġuân zum Meere herniedersteigen. Nackte, starre Felskuppen, auf den Hängen dunkele Strauch- und Thujawaldungen, in den Thälern wogende Getreidefelder und über das Ganze verstreut die kleinen, schwarzen Zelte der Nomaden, aus denen der Rauch der Abendfeuer fast senkrecht emporstieg.

Südlich des Wachgebäudes erhob sich über dem Kamme des Gebirges eine nackte, graue, fast unzugängliche Felsmasse, der 1170 und 1340 m hohe Doppelgipfel des Berges. Jenseits desselben blinkte der breite Spiegel der Sebkha Sîdi El Ḥâni und des kleineren Kelbîasees aus der sich in einförmiger Öde zwischen Dar El Bey und Ḳairuân hinziehenden weiten Ebene. Das Gebirgsland gen Westen verschwamm in verwischten, violetten Umrissen undeutlich in den Strahlen der niedergehenden Sonne.

In der Besorgnis von der schnell hereinbrechenden Dunkelheit auf dem steilen, beim Abstieg geradezu gefährlichen Bergpfade überrascht zu werden, verabschiedete ich mich von dem freundlichen Krieger, der hier in der hehren Bergeinsamkeit ein beschauliches Dasein führte, und kam nach fünfviertelstündigem Stolpern und Rutschen über loses Steingeröll und tückische Wurzeln endlich mit brechenden Knieen aber doch wohlbehalten in der Stadt an. Nach genossener

Abendmahlzeit, an welcher noch mehrere französische Beamte, die in Zaġuân angestellt waren, teilnahmen, wurde ein Bett in dem Wohnzimmer des abwesenden Wirtes hergerichtet und bald lag ich nach den Strapazen des Tages in einem totenähnlichen Schlummer.

Gegen 6 Uhr des nächsten Morgens ritt ich den steilen Stadtberg wieder hinab und bog dann an einer zum Detail-Exerzieren auseinander gezogenen Zuavenkompagnie vorüber nach Westen ab. In diesem fruchtbaren Gebiete haben sich mehrere europäische Farmer angesiedelt, auch hat hier der französische Oberst a. D. de Faucamberge recht bedeutende Weinkulturen angelegt, die, eine seltene Erscheinung in der Regentschaft, sehr sauber mit Draht eingefenzt waren. Nach ungefähr einstündigem Marsche erreichten wir die neue Wasserleitung, die auf dieser Strecke überirdisch gebaut ist und neben der die Straße eine Zeitlang herlief. Nachdem wir das trockene Bett des Ued Turki überschritten hatten, zog sich der Weg in der Nähe des Marâbut Sîdi 'Abd Azîz nördlich und lief dann über den breiten Höhenrücken des kalkigen Djebel Tella, östlich des gegen 400 m hohen, doppelgipfeligen Djebel Ust, welcher seit einiger Zeit auf Quecksilber abgebaut wird.

Nach fast vierstündigem Ritte senkte sich die Straße zu einer großen, unbebauten Ebene hinab, in der ich große Herden von Hausschweinen weiden sah. Ihr Besitzer, ein Italiener, klagte mir, daß er in diesem Jahre durch eine ansteckende Krankheit außerordentlich große Verluste in seinen Herden erlitten habe.

Jenseits der Wasserleitung, in der Nähe der Zauiya Kedîma lag dicht an der Straße ein aus Brettern erbauter Fondûk, welcher von einem alten freundlichen Sicilianer und seiner Frau verwaltet wurde. Hier stellte ich Pferd und Esel unter und ließ mir einige Eier kochen, die mit Brot und

etwas Schinken, den ich in der Satteltasche mitführte, mein Mittagmahl bildeten.

Auf dem Schenktisch stand roh ausgestopft eine der in der ganzen Regentschaft vereinzelt vorkommenden Zibetkatzen, eine Jagdbeute, die mir der Besitzer wohlgefällig zeigte. Obgleich das Tier vor mehreren Wochen geschossen war, so haftete dem Balge doch noch der intensive Moschusgeruch an, der von den Orientalen und besonders deren Frauen so sehr geliebt und begehrt wird.

Nachdem unsere Reittiere gefüttert und getränkt waren, setzten wir nach mehrstündiger Ruhepause unsern Marsch in nördlicher Richtung fort. Wir kamen jetzt wieder in bebaute Gegenden und zwar in die Besitzungen französischer und italienischer Kolonisten, wie die vervollkommneten Pflüge und andere landwirtschaftliche Geräte auf den Äckern andeuteten. Die Landstraße wandelte sich hier in eine Chaussee, welche wie die meisten Kunststraßen in unmittelbarer Umgebung der Hauptstadt auf das sorgfältigste unterhalten wurde.

Zur Rechten ließen wir Bordj Bakûsh, wohl eine frühere Besitzung des aus dem verflossenen Regime berüchtigten Generals gleichen Namens, und ritten dann durch das vom Ued Miliân durchströmte Mornakthal längs der alten, prächtigen, römischen Wasserleitung nach Mohammedia, der einst glänzenden, jetzt aber zu Trümmern verfallenen Palaststadt. Hier bog ich von der Chaussee auf einem Fußwege, welcher durch hohe Hecken von Opuntienkaktus führte, nach rechts ab und ritt auf sanft abfallender Böschung in die weite Ebene des Mornakthales hinab. Nach zweistündigem Marsche durch dieses von europäischen Kolonisten rationell bewirtschaftete fruchtbare Gebiet erreichte ich gegen Sonnenuntergang den Ued Miliân, welchen ich, da die neue Eisenbrücke, welche hier konstruiert wurde, noch nicht vollendet war, durchwaten mußte. Wenige

Minuten später hielt ich auf der Farm eines mir befreundeten Schweizers, die, hart am Flußufer gelegen, mir einen gastlichen Unterschlupf bot.

Die folgenden drei Tage verlebte ich in Tunis im Kreise der kleinen, aber liebenswürdigen deutschen Kolonie.

Die Arbeiten an dem großen Kanal zwischen Tunis und La Goulette wurden damals eifrig betrieben, große Dampfbagger hoben den zähen Schlamm aus der seichten Baḥîra auf, während am Ufer durch Ausfüllen von Schutt und Erde ein breites Terrain zur Anlage der Kais und Hafendämme gewonnen wurde. Bei einem so rüstigen Fortgange der Arbeiten werden wir in wenigen Jahren die großen Dampfer, welche heute weit draußen auf der Reede zwischen La Goulette und Rades ankern müssen, am Bollwerk vor der Stadt Tunis liegen sehen.*)

Am Abend des dritten Tages kehrte ich auf die Farm im Mornaḳthale zurück und ritt am nächsten Morgen querfeldein, am rechten Ufer des Ued Miliân entlang, bis ich die große Straße erreichte, welche von Tunis über Ḥammâm Linf nach Sousse führt. Ḥammâm Linf, das mit Tunis durch eine Eisenbahn verbunden ist, hat nur eine Bevölkerung von 70 bis 80 Seelen, besitzt aber einen doppelten Ruf durch das von den Tunesen viel besuchte Seebad und dann durch die Heilquellen, welche hier dem Boden entspringen. Dieselben sind stark sodiumchlorürhaltig, haben eine Temperatur von 46—49° C. und finden zu Trink- und Badekuren verschiedentliche Verwendung. Der Bey besitzt hier ein großes Schloß, in dem er sich während der Sommermonate gern aufzuhalten pflegt.

---

*) Der Kanal wurde am 28. Mai 1893 eingeweiht.

Gegen zwei Uhr verließ ich den kleinen Badeort und ritt am Fuße des von romantischen Schluchten durchzogenen, doppelgipfeligen Djebel Bû Kornîn auf der schönen Chaussee ostwärts. Das gesamte Land zwischen diesem Gebirgsstocke und dem Meere, ein junges Schwemmland, gehört zu der etwa 4000 Hektare großen Farm von Paul Potin in Paris; ungefähr der zehnte Teil dieser Besitzung ist mit Wein bepflanzt, und bis jetzt sind bereits die ausgezeichnetsten Erfolge in der Rebenkultur erzielt worden, sodaß sich der Besitzer veranlaßt gesehen hat, seine Weinpflanzungen successive von Jahr zu Jahr zu vergrößern. Während ich hier vorüberritt, waren Arbeiter damit beschäftigt, größere Strecken, welche von Buschwerk und Gestrüpp überwuchert waren, niederzubrennen und in Kulturboden zu verwandeln.

Dicht hinter Bir El Bey, einem einsamen Brunnen, verließ ich die Straße nach Sousse, welche hier nach Südost abbog und ritt in direkt östlicher Richtung auf Solimân, welcher Flecken inmitten der „Belad Dzira" genannten großen Tiefebene zwischen dem Djebel Bû Kornîn und dem Djebel Sidi 'Abd Er Rahmân am rechten Ufer des Ued Sfâ liegt. Der Ort, der erst im Jahre 1616 von aus Andalusien vertriebenen Mauren gegründet sein soll, hat eine Bevölkerung von über 3000 Köpfen, welche mit wenigen Ausnahmen dem melekitischen Ritus angehören. Dieselben treiben fleißig Ackerbau und besäen eine Grundfläche von ca. 5000 Hektaren mit Weizen und Gerste. Während des Winters werden in fünfzehn arabischen Oelmühlen die Früchte von ca. 420000 Olivenbäumen, welche östlich der Stadt einen großen Wald bilden, verarbeitet.

In dem Fondûk, in welchem ich eingekehrt war, sah ich einen Wärter, der mit seinem martialischen Schnurrbart ein sehr wenig arabisches Aussehen hatte, sodaß ich auf die Ver-

mutung kam, er müsse gewiß aus dem nur ungefähr 15 km entfernten Turki, einer ehemaligen türkischen Militärkolonie, stammen, deren Bewohner sich bis auf den heutigen Tag den ins Auge fallenden Typus bewahrt haben. Als ich diesem Manne bemerkte, er sei doch aus Turki, bejahte er und fragte mich, ob ich ihn denn schon früher dort gesehen hätte, er kenne mich nicht. Wie ich dies nun verneinte und ihm erklärte, ich läse dies aus seinem Gesicht, da machte er eine ganz verdutzte Miene, daß man einem Menschen an seiner Nase absehen könne, aus welcher Ortschaft er stamme.

Am anderen Ende des Fleckens hatten sich Köhler niedergelassen, welche aus Thuja-, Rosmarin-, Pistazien- und Myrtenzweigen Holzkohlen brannten, die in der orientalischen Küche eine allgemeine Verwendung finden.

Von Solimân ging es auf sehr sandigem Wege durch Olivenwaldungen nach Menzel Bû Zalfa, das wir nach zweistündigem Ritte in völliger Dunkelheit erreichten. Nachdem ich die Tiere in dem großen Fondûk gut versorgt hatte, begab ich mich auf die Suche nach einem Abendessen, da ich meinen knappen Mundvorrat für den langen Marsch, der mir am nächsten Tage bevorstand und der mich durch fast unbewohnte Gegenden führen sollte, aufsparen wollte. Ich fand das Gewünschte bei einem jüdischen Händler, der in seinem engen Kramladen auch ein wenig den Gastwirt spielte. Sehr sauber sah es nun bei Lalu gerade nicht aus, aber wer sich daran stoßen will, darf in Nordafrika überhaupt nicht reisen. In Gesellschaft von Arabern und Juden verzehrte ich meine Setzeier und Gurkensalat, der auf eine eigenartige Weise gewürzt war, und trank einen Schluck mit Wasser verdünnten Bucha oder Raki dazu, ein bei den tunesischen Juden sehr beliebtes Getränk, das durch Destillation aus reifen Feigen gewonnen wird.

Da sich in Menzel Bû Zalfa das Bedürfnis eines Hôtels bisher noch nicht herausgestellt hatte, so war ich genötigt, mit meinem Pferde zusammen im Fondûk zu übernachten, wo ich mir auf einem großen Getreidesack, mit meinem Sattel als Kopfkissen, ein Nachtlager improvisierte.

Der Morgenstern leuchtete noch hell, als ich am andern Morgen im Sattel saß. Von Menzel Bû Zalfa laufen zwei Wege gen Osten aus, von denen der eine, sich bald nach Norden wendend, zwischen dem Djebel Sidi 'Abd Er Rahmân und dem Djebel Gurbes nach Sidi Dâûd führt, und der andere in direkt östlicher Richtung über den Kamm des erstgenannten Gebirges hinweg nach Menzel Temîm an der Ostküste läuft.

Ich war aus Versehen auf den ersteren geraten, wurde meines Irrtums aber bald gewahr, als ich den Kompaß zu beobachten begann. Um nun nicht auf dem sandigen Wege in die Ortschaft zurückkehren zu müssen, versuchte ich auf gut Glück, quer durch die Olivenwaldungen hindurch, den richtigen Pfad zu erreichen. Dies gelang mir erst nach Überwindung vieler Schwierigkeiten; denn oft hemmten hohe Kaktushecken oder dichtes Gestrüpp den Weitermarsch.

Der Weg, den ich jetzt verfolgte, führte als ein ganz schmaler, öfters von hohem Riedgras überwucherter Pfad durch eine Strauchsteppe, welche sich allmählich zu den Hängen des Djebel Hofra emporzog. Der Weg wurde bald steinig und so steil, daß ich absteigen und das Pferd führen mußte. Über nackten Felsboden in vielen Schlangenwindungen ging es langsam aufwärts. Oben auf dem Kamme traf ich drei Araber mit mehreren Packtieren, die von Tunis kamen und mit mir das gleiche Reiseziel hatten. Der Älteste der kleinen Karawane war ein wohlhabender Kaufmann aus Kelîbia, die beiden anderen seine Diener.

reichten wir am 25. Juni gegen 7 Uhr Menzel Temîm und marschierten nun in geringer Entfernung vom Meere auf schmalem Pfade durch wüstes, unbebautes Land südwärts. Die Küste begleitete hier in einer Entfernung von etwa 3 km ein niedriger Höhenzug, ein Ausläufer des Djebel Sîdi 'Abd Er Raḥmân, hinter dem die kleinen Ortschaften Menzel Hörr und Belies versteckt lagen. An der Mündung des versandeten Ued Udiân erhoben sich in der Nähe des Marâbut Sîdi Othmân die Ruinen der alten Römerstadt Lebna. Auf der Siedelungsstelle am rechten Flußufer war außer wenigen, unzusammenhängenden Mauertrümmern wenig mehr zu schauen. Nur hart am Meeresgestade trotzte noch das Kastell, das dermaleinst Stadt und Straße geschirmt. Bildete auch das Innere einen wüsten Trümmerhaufen, so konnte man die Konturen der Außenseite doch noch deutlich verfolgen. In einer der erhalten gebliebenen Wölbungen hatte sich eine kleine Beduinenfamilie häuslich niedergelassen.

Das Gelände wurde hinter Lebna etwas steiniger, und ich beobachtete von hier bis in die Nähe von Mâ'amûra als anstehendes Gestein Pectunculus-Grobkalke, dessen Leitfossil in oft überraschender Fülle in den Felsen am Wege eingebettet lag.

Nachdem wir den Ued Othmân überschritten hatten, lief der Weg westlich der schmalen, aber langgestreckten Sebkha Shott Shergui entlang, in der eine Schar von Fisch- und Löffelreihern umherstelzte, und führte uns dann nach der auf einem Kalkhügel gelegenen kleinen Stadt Ḳurba, dem Curubis der Alten. Auf dieser Wegstrecke fand ich in regelmäßigen Zwischenräumen von einigen Kilometern Trümmer kleiner römischer Bauten, welche möglicher Weise Meilenzeiger oder kleine militärische Posten zur Sicherung der Straße gewesen sind.

Trotz seiner angeblichen Bevölkerung von 5500 Köpfen machte Ḳurba auf mich den Eindruck eines erbärmlichen arabischen Nestes. Ein Fondûḳ existierte hier nicht, und nur mit Mühe und Not gelang es mir, Futter für die Reittiere zu beschaffen. Es war gegen 1 Uhr nachmittags. Alle Welt schläft um diese Stunde in der heißen Jahreszeit, und so fand ich auch das kleine Kaffeehaus am Marktplatz, auf dem ich mein Pferd an einen Baum gebunden hatte, verschlossen. Das hielt mich aber nicht ab, den Biedermann aus dem Schlafe zu klopfen, der mir nun eine Tasse Kaffee brauen mußte. Die Aussichten, hier etwas Eßbares zu erhalten, waren sehr gering, und so beschied ich mich denn, ein Stück Chokolade, welche ich als eiserne Ration auf Reisen stets mit mir führte, zu essen.

Über einem Hause wehte an einer Holzlatte eine französische Fahne; als ich mich nach der Bedeutung derselben erkundigte, erfuhr ich, daß ein französischer Offizier seit einiger Zeit hier wohne, um in der Umgegend topographische Aufnahmen zu machen.

Die Südfront von Ḳurba fällt steil zum Ufer des gleichnamigen Flusses ab, der unterhalb der Stadt ins Meer mündet und dessen sandiges Bett wir trockenen Fußes durchschreiten konnten. Die Landschaft war sandig und mit hartstengeligen Riedgräsern bedeckt; weiter landeinwärts folgten auf flachen, niedrigen Hügeln kleine Olivenplantagen, aus denen die Kuppel des Marâbut Sîdi Ben Ḥaçan hervorleuchtet.

Das Land nach der Küste zu war sumpfig, auch sah ich mehrfach Sebkhabildungen, von denen die längliche Sebkha mta Tasarḳa, die ausgedehnte Linie dieser sich von Râs Addâr bis Râs Mâ'amûra hinziehenden Strandlagunen im Süden abschließt. Pectunculus=Grobkalke standen auch hier wieder



an und verloren sich erst, als wir unterhalb der auf einer Höhe liegenden Kubba des Sîdi Ben Zerbrûn in den tiefen Sand gerieten, der den ganzen Küstenstrich von Mâ'amûra bis Ḥammâmêt bedeckt.

Beni Khiar, in das wir gegen 5½ Uhr einritten, ist eine von fruchtbaren, blühenden Gärten umschlossene, saubere Stadt, gleich dem benachbarten Nâbil der Sommersitz vieler vornehmer Araber aus der Hauptstadt, welche hier Besitzungen haben. Mitten durch die Stadt zieht sich eine breite Allee von prächtigen, hohen Maulbeerbäumen, die einen breiten Schatten auf die mit zierlichen Fassaden geschmückten Kaffeehäuser zu beiden Seiten der Straße werfen.

Die vier Ortschaften Nâbil, Dar Shabân, Beni Khiar und Mâ'amûra formen eigentlich ein einheitliches Ganzes, dessen verbindendes Element die herrlichen, wohlgepflegten Gärten zwischen ihnen bilden. Werden erst einmal bessere Kommunikationsmittel vorhanden sein, so werden sicher diese vier Städte in ihrer gesunden Lage am Meere eine ganz besondere Anziehungskraft auf die Tunis besuchenden Reisenden und Kurgäste ausüben.

Im Schatten großer Fruchtbäume und hoher Hecken, aber auf tief sandigem Wege, ritten wir nach Nâbil weiter. Dieses ist nicht auf der Stadtstelle seiner römischen Vorgängerin, der Colonia Julia Neapolis, am Meeresstrande erbaut worden, sondern liegt etwa 1500 m weiter landeinwärts.

Es ist die bedeutendste Stadt der Halbinsel Dákhela und als solche der Sitz der Kantonalsbehörde und eines französischen Friedensgerichtes; sie besitzt ferner Post- und Telegraphen-Anstalt, eine französisch-arabische Schule, Arzt und Apotheke.

Trotz der vielen hier angestellten französischen Beamten hat Nâbil doch ganz die Physiognomie einer maurischen Stadt

bewahrt. Seine Bevölkerung von 8500 Seelen, unter denen sich etwa 1150 Juden befinden, beschäftigt sich mit dem Anbau und Handel von Weizen, Gerste und Sämereien, wie auch vornehmlich mit der Aufzucht und Pflege von Fruchtbäumen. Die Orangen und Zitronen, welche auf großen Kamelherden nach Tunis und Sousse gebracht werden, genießen einen Ruf in der ganzen Regentschaft. Daneben blüht eine bedeutende keramische Industrie, welche besonders die in südlichen Ländern so beliebten Ḥalbîa oder Gargoulettes in den überlieferten klassischen Formen des Altertums herstellt. Das am Meeresgestade hier üppig aufschießende Smarr, der im ganzen Mittelmeerbecken bekannte Juncus acutus (Lam), findet zum Flechten sehr dauerhafter Fußmatten eine vielfältige Verwendung.

Das kleine Hôtel, welches Nâbil besitzt, war bei meiner Ankunft verschlossen; da dessen Besitzer nach langem, langem Harren erst nach 9 Uhr von einem Ausfluge zurückkehrte, so vermochte ich nur erst in später Abendstunde meine erste und letzte Mahlzeit an diesem Tage einzunehmen.

Am nächsten Tage führte mich die vielbegangene, aber sehr schlechte Straße, auf der tiefer Sand mit hartem Felsboden wechselte, in südwestlicher Richtung nach der am Fuße des Djebel Ḥammâmêt gelegenen Stadt gleichen Namens. Nicht weniger wie zehn Flußläufe, jetzt im Sommer völlig ausgetrocknet, kreuzen die Straße und unterbrechen zur Regenzeit, mangels jeder Brücken, wohl oft gänzlich die Verbindung zwischen Nâbil und Ḥammâmêt.

Wenige Kilometer vor letzterer Stadt hatte der Ued Shebba eine dem Sandboden unterlagerte, grüne Thonschicht freigelegt, aus welcher ich einige flache, sehr dünnschalige Pecten aufnehmen konnte.

In Ḥammâmêt, dessen Altstadt, von hoher Festungsmauer



umschlossen, hart am Meere liegt, während die viel bedeutendere Neustadt mit ihren herrlichen Orangen- und Zitronengärten sich an den Hängen des Gebirges emporzieht, hielt ich mich diesmal nicht lange auf, da ich den Ort schon von früher her kannte.

Der Khalîfa, ein kleines, altes Männchen, den ich mir ohne seine Pfeife mit langem Weichselrohr gar nicht vorstellen kann, begrüßte mich mit großer Freude. Wir waren alte Freunde; denn ich hatte auf einer früheren Reise schon einmal an seinem Tische gegessen und unter seinem Dache geschlafen. Als er hörte, daß ich gleich wieder weiter reiten wollte, da wurde er unwillig. Das sei nicht recht von mir, ich müßte doch nun, da ich einmal wieder bei ihm sei, zum mindesten einige Tage sein Gast sein. Wie er nun sah, daß alles Zureden mich in meinem Entschlusse nicht wankend machen konnte, schüttelte er betrübt sein greises Haupt, küßte mich aber dann beim Abschiede zum Zeichen unserer ungetrübten Freundschaft herzlich auf beide Wangen und entließ mich.

Von Ḥammâmêt lief der Weg in geringer Entfernung vom Meere um die Einbuchtung des Golfes und traf kurz vor Bir Lubîta auf die große, eingangs erwähnte Straße, die von Tunis nach Sousse führt.

Bir Lubîta ist ein schöner, geräumiger Fondûḳ, der eine zahlreiche Karawane beherbergen kann, wohl einer der größten im Lande. Hier kehrte ich ein, um Pferd und Esel zu füttern und zu tränken, und begrüßte gleichzeitig noch den Schwiegersohn meines Freundes, des alten Khalîfa von Ḥammâmêt. Es war ein schöner, stattlicher Mann von gewinnendem Äußern, der später der Nachfolger seines Schwiegervaters im Amte werden sollte und schon jetzt den größten Teil der Geschäfte übernommen hatte. Er kehrte von einer Reise nach Sousse zurück und freute sich, schon hier durch mich gute Nach-

richten aus der nun nicht mehr fernen Heimat zu erhalten.

Bei Bir Lubita stand der an der Ostküste von Dâkhela am vorigen Tage beobachtete Pectunculus-Grobkalk wieder an, und ich konnte diese Formation bis an das linke Ufer des ca. 8½ km entfernten Ued Ḳenatîr (Fluß der Brücken) deutlich verfolgen. Die Ruinen Ḳaçr El Mnâra (Arabisch: Leuchtturm) eines riesigen, turmartigen Monumentes aus römischer Zeit, nach Shaw das Grabmal einer angesehenen, eingesessenen Patrizier-Familie, bestanden aus diesem Gestein.

Den wasserreichen Ued Ḳenâtîr überschritten wir auf einer großen, von den Arabern erbauten, steinernen Brücke, neben welcher die mächtigen, breiten Pfeiler einer zerfallenen römischen Brücke im Flußbett lagen.

Jenseits des Flusses war der Boden bestellt, große Felder von Gerste und Weizen dehnten sich vor uns aus; wir befanden uns jetzt im Thale des Ued El Ḥammâm, dessen Mündungsarme, den Ued Khûkha und Ued Çed, wir trockenen Fußes passieren konnten. Am rechten Ufer des letzteren erhob sich ein festes Haus, das Bordj Bû Fîsha. Der Bewohner des Hauses, ein junger Franzose, Beamter der Compagnie Franco-Africaine, zu deren Besitz das Belad Bû Fîsha gehört, nahm mich in liebenswürdigster Weise auf, und wir verplauderten in angeregter Unterhaltung bei einer Flasche Wein die heißen Mittagsstunden.

Um 3½ Uhr brach ich wieder auf und erreichte in der Niederung zwischen der Sebkha Djirîba und dem Berglande durch ausgedehnte Getreidekulturen hinreitend bald gegen 6 Uhr Dar El Bey.

Am nächsten Tage kehrte ich auf der gleichen Straße, auf der ich ausgeritten, nach Sousse zurück. Es war ein außerordentlich heißer Tag; seit dem frühen Morgen blies ein



Scirocco, von den Arabern Shilli genannt, der den Schweiß aus allen Poren trieb. Ein feiner, rostgelber Staub erfüllte die Atmosphäre, und wie die Luft aus einem überheizten Backofen wehte mir der Wind entgegen. Auch Bildungen zu kleinen Sandhosen durch Wirbelwinde zeigten sich. Eine derselben kam auf der Landstraße in rasender Geschwindigkeit direkt auf uns zu marschiert. Ich rief meinem Diener schnell eine Warnung zu, setzte mich fest in den Sattel und war dann auch schon von dem glücklicherweise nicht zu starken Wirbelwinde erfaßt. Ein mächtiges Sausen und Brausen umrauschte mich, kleine Steinchen klapperten wie Hagelschlag gegen meine Brillengläser, und ich hatte das Gefühl, als sollte ich aus dem Sattel gehoben werden. So schnell, wie die Erscheinung gekommen, war sie auch vorüber. Mein Pferd war währenddem angstvoll mit gespreizten Beinen stehen geblieben.

Nach einer längeren Mittagspause setzte ich, von einer frischen Meeresbrise, die den Shilli vertrieben, umweht, meine Reise gen Süden fort und sah beim Sinken der Sonne hinter einem Hügelrücken den Turm der Kaçba von Sousse, auf dem das drehbare Leuchtfeuer bereits angezündet war, auftauchen.





Kapitel XII.

Die Heiligenstadt Kạiruân.

Inmitten der weiten, vegetationsarmen und fast wasserlosen zentraltunesischen Steppen, die sich zwischen den östlichen Ausläufern des Atlas und dem fruchtbaren Küstensaum der Kleinen Syrte mit seinen reichen Olivenwaldungen ausbreiten, von Einöde und Wüstenei rings umgeben, erhebt sich die Heiligenstadt Kạiruân, der einstige Hort des Islâm im nordwestlichen Afrika. Eine strahlende Aureole heiliger Unnahbarkeit für jeden Ungläubigen, denen sonst alle tunesischen Plätze geöffnet waren, umgab bis in unsere Zeit die Stadt, und nur wenigen Reisenden gelang es, unter dem Schutze einer Verkleidung die geweihte Stätte zu betreten. So geschah es Sir Grenville Temple im Jahre 1833 und 21 Jahre später dem Baron von Maltzan; wiewohl der letztere einen Geleitbrief des Bey besaß, so mußte er es sich doch gefallen lassen, daß ihn der Kạïd von Kạiruân unter sicherer Eskorte die Stadt nur ganz flüchtig besichtigen ließ und ihn von allen Heiligtümern ängstlich fern hielt.

Eine einschneidende Veränderung in diesen Verhältnissen

brachte erst die französische Okkupation im Jahre 1881. — Als Hochburg des mosleminischen Glaubens in Nordafrika war Ḳairuân auch an den kriegerischen Vorgängen lebhaft beteiligt gewesen und in seinen Moscheen hatten fanatische Geistliche in zündender Rede der Gemeinde den Djiḥâd, den bewaffneten Aufstand gegen den Glaubensfeind, gepredigt. Um alle ferneren religiösen Verschwörungen im Keime zu ersticken, waren die französischen Truppen — merkwürdiger Weise ohne den geringsten Widerstand zu finden — am 26. Oktober 1881 durch das Bâb Djelladîn unter klingendem Spiel in Ḳairuân eingerückt, hatten die Moscheen geöffnet und diese von nun an dem Besuche der Europäer zugänglich gemacht. Eine militärische Besatzung verblieb in der Stadt, die französischen Beamten richteten ihre Bureaus in den entweihten Mauern ein, und bald folgten europäische und jüdische Händler und Gastwirte, die mit ihrer profanen Gegenwart die geheiligten Traditionen schnöde durchbrachen.

Die hohe strategische Bedeutung, die Ḳairuân als Kreuzungspunkt zahlreicher zentraltunesischer Straßen besitzt, veranlaßte die Heeresverwaltung zum Bau einer Pferdebahn, welche den Platz mit der nächstgelegenen Küstenstadt, dem 62 km entfernten Sousse in fast gerader Linie verbindet. Früher nur militärischen Zwecken dienend ging die Bahn in Rücksicht auf die stetige Steigerung des Personen- und Frachtverkehrs, der eine andere Organisation verlangte, in die Verwaltung der Eisenbahngesellschaft Bône-Guelma über. Gegenwärtig wird täglich ein Personenwagen von beiden Endpunkten abgelassen, der mit dreimaligem Pferdewechsel die Strecke in etwa fünf Stunden durchläuft.

Es war ein heißer, schwüler Augusttag, als ich in Begleitung eines deutschen Freundes, des Herrn Hugo Kliem aus Magdeburg, und eines in Sousse ansässigen Italieners

der heiligen Stadt entgegenfuhr. Glühend brannte die Sonne auf dem versengten, ausgedörrten Boden, dessen monotones Braun durch keinen grünen Halm unterbrochen wurde. Die Luft flimmerte in der heißen Glut, und die Augen schmerzten, denn sie fanden in weiter Breite nirgends einen Punkt in dem weiten, welligen Hügellande, auf dem sie zu ruhen vermochten. Ein trockener Wind wehte aus dem Süden und wälzte große Wolken feinen Staubes vor sich her, ein beängstigender Scirocco schien im Anzuge.

Am Halte El Onk trafen wir den von Kairuân kommenden Wagen, der gleich dem unserigen von Europäern und Juden bis auf den letzten Platz besetzt war, und hatten bald darauf in Sîdi El Ḥâni einen kleinen Aufenthalt, da hier die Pferde gewechselt wurden. In den ersten Zeiten der Okkupation war an diesem Platze zur Sicherung der Bahn ein militärischer Posten errichtet worden. Seit längerer Zeit wurde dieser aber als überflüssig zurückgezogen, die geräumigen Baracken stehen jetzt leer und werden nur im Sommer von einigen Batterien Artillerie, die an den öden Ufern der großen Sebkha Sîdi El Ḥâni ihre Schießübungen mit scharfer Munition abzuhalten pflegen, vorübergehend bezogen.

Am Fuße eines Hügels zeigten sich mehrere römische Ruinen, darunter aufrecht stehende Säulen, die einem Tempel anzugehören schienen, doch die kurze Frist, die den Reisenden hier gestattet wird, machte es unmöglich, dem Ruinenfelde einen Besuch abzustatten. Nur bei der Weiterfahrt konnte ich vom Wagen aus beobachten, daß die Trümmer eine ziemlich große Fläche bedeckten und auf das einstige Vorhandensein einer nicht unbedeutenden Siedelung schließen ließen.

Zur Linken tauchte die große kristallene Fläche der Sebkha Sîdi El Ḥâni in einer Mulde, die jetzt im Sommer an Stelle des

Wassers mit einer dichten Kruste von weißschimmernden Salzkristallen bedeckt war, auf. Eine Zeitlang fuhren wir noch in dem hügeligen Gelände weiter, dann wurde die Bremse angezogen, wir sausten ins Thal hinab, und vor uns lag die weite Ebene von Ḳairuân. Niederes Strauchwerk mit dunkelem Laub und aromatische Kräuter, deren Duft würzig die schwüle Luft durchwehte, starre, farblose Grasbüschel und hartstengelige Salsolaceen, eine kümmerliche, dürftige Vegetation, bedeckten den Boden, in dessen Vertiefungen sich häßliche Salzlachen gesammelt hatten. Ein schwermütiger Hauch von Verlassenheit und Öde ist über die trauernde Landschaft gebreitet, und der tiefblaue Himmel und der goldig strahlende Sonnenschein bilden einen um so fühlbareren Kontrast. In diese reizlose Weltabgeschiedenheit hinein haben die Araber die erste und vornehmste Zwingfeste ihres Glaubens in den Atlasländern gebaut, die Stadt, die in der Art ihrer Entstehung, ihrer Lage und ihrer Bedeutung charakteristisch für die Lehre des Propheten und deren Anhänger bleibt.

Wie ein breiter, horizontaler Pinselstrich, an den Rändern undeutlich verwischt, hebt sich in weiter Ferne die grauweiße Steinmasse der Stadt von dem gelblichbraunen Grunde der Steppe ab. Je mehr wir uns der Stadt nähern, desto eigenartiger und fesselnder wird das Bild vor uns. Über die hohe, krenelierte Mauer, die mit Türmen und Bastionen bewehrt, sich in blendender Weiße rings um die Stadt zieht, erheben sich die flachen Dächer der Häuser, die Kuppeln und Minarets der zahlreichen Moscheen, Zauîyas und anderer Gebethäuser, und alles überragt weithin sichtbar das gewaltigste Bauwerk Ḳairuâns, die „große Moschee“, die Djâma' Sidi 'Oḳba, mit ihrem hohen Turm, dem leuchtenden Wegweiser gläubiger Wallfahrer.

Der kleine Bahnhof, in den wir gegen Mittag einfuhren,

befindet sich am Ende der vor dem Bâb Djelladin gelegenen kleinen Vorstadt. In seiner Nähe ist eine Anzahl neuer Gebäude errichtet worden und in dieser Gegend besonders hat sich die junge europäische Kolonie angesiedelt. Das Offiziers-Kasino, die Post und das Hôtel de la Poste liegen hier dicht nebeneinander, im letzterem suchten wir Unterkunft, um während der glühend heißen Mittagstunden in dem schattigen und kühlen Patio zu verweilen. Erst in vorgerückter Nachmittagstunde wagten wir uns wieder ins Freie, um zunächst einen allgemeinen Überblick über die Stadt zu gewinnen.

Die Hauptstraße, die Zankat Tuîla, führt vom Bâb Djelladîn (Thor der Fellhändler) in südnördlicher Richtung quer durch die Stadt nach dem Bâb El Tûnis. Die Straße ist 12—15 m breit und für orientalische Verhältnisse sehr sauber zu nennen; an ihr liegen eine Anzahl bedeutender Gebäude, gleich zur linken Hand das Dar El Ferik, der einstige Sitz des Kommandierenden eines der vier alttunesischen Divisionsbezirke, jetzt Polizeibureau, weiter hinauf sehen wir die Djâma' El Bey und die Zauîya Sîdi Ben Salem, und diesen gegenüber befindet sich der Eingang in die Sûks oder Bazars, die ähnlich denen zu Tunis aus überwölbten Gängen mit kleinen Läden zu beiden Seiten bestehen und ein eigenes Stadtviertel für sich bilden. Auf der Straße herrschte jetzt in der kühleren Stunde gegen Sonnenuntergang ein reges Leben. Die Kaffeehäuser waren schon dicht gefüllt, vor dem Laden eines Barbiers, der im Orient großes Ansehen genießt, saß eine Gruppe wohlhabender und wohlbeleibter Bürger, die während des behaglichen Gesprächs die Kugeln des Rosenkranzes spielend durch die fetten Finger gleiten ließen, dazwischen wurden hochbeladene Kamele durch das Straßengewühl getrieben, von der anderen Seite kamen Reiter auf Pferden



oder Maultieren angetrabt; man mußte acht geben, daß man in diesem Gedränge nicht unversehens umgerissen wurde.

Das schöne, mit Inschriften gezierte Bâb El Tunis öffnet sich auf einen großen, freien Platz, den Sûḳ El Berrâni (den Markt der Fremden), auf dem täglich die Erzeugnisse des Bodenbaus und der Viehwirtschaft der Nomadenstämme aus der näheren und auch weiteren Umgebung der Stadt zum Verkauf ausgeboten werden. Zur Rechten springt die Bastion der Ḳaçba (Citadelle) weit vor, während sich nach links die Vorstadt der Djelâç — allgemein, aber weniger richtig, Zelâs geschrieben — nach einem der mächtigsten Stämme der Umgebung genannt, um die Stadt nach Westen herumzieht. Während die meisten Ortschaften in Tunesien aus Bruchsteinen und mit Hilfe römischer Ruinen erbaut sind, findet man in Ḳairuân fast ausschließlich Ziegelbauten und nur hin und wieder sieht man einen Quaderstein oder Säulenschaft an den Ecken oder neben dem Hauseingange eingemauert, Reste vorislamitischer Glanzzeiten, die von irgend einem Trümmerfelde nach hier verschleppt wurden.

Die meisten tunesischen Siedelungen der Gegenwart sind von den arabischen Eroberern unmittelbar auf oder wenigstens in der Nähe der eingeäscherten römischen Stadtstellen unter Benutzung des dort gebotenen Baumaterials angelegt worden. Eine der wenigen ganz selbständigen und unabhängigen Stadtgründungen der Araber ist Ḳairuân. In den arabischen Quellen des Mittelalters wird Sîdi 'Oḳba Ibn Nâfa', ein Feldherr des Khalifen Mo'awîya, als Erbauer der Stadt bezeichnet und die Zeit der Gründung etwas unsicher in den Raum zwischen 670 und 675 verlegt. Sîdi 'Oḳba erbaute die nach ihm genannte große Moschee, die aber von seinen Nachfolgern mehrfach umgebaut und vergrößert wurde und in ganz veränderter Gestalt der Nachwelt erhalten worden ist.

Als Grabstätte des Sîdi El Owaïb, des Waffengefährten des Propheten, zog Kairuân schon in früher Zeit große Pilgerscharen an sich und wurde zum Mittelpunkt geistigen und geistlichen Lebens in Nordafrika.

An den wechselvollen Vorgängen der ehemaligen römischen Provinz Afrika, zu deren politischen Hauptstadt Kairuân von den Arabern gemacht worden war, nahm es lebhaften Anteil. Seine Glanzperiode fällt unter die Herrschaft der Aglabiten, die mit regem Interesse für ihre Residenz sorgten und denen diese die Erbauung eines großen Teils der bedeutenderen öffentlichen Monumente verdankt. Kairuân muß in jener Zeit bedeutend volkreicher gewesen sein als in der Gegenwart, denn rings um die Stadt ziehen sich Schutthügel, die ihre jetzige Höhe allerdings wesentlich dem aus der Stadt abgefahrenen Unrat verdanken, und vor der Nordfront breitet sich ein großes Trümmerfeld aus, in dem man noch hier und dort Häuserfundamente unterscheiden kann. In der Überlieferung der Eingeborenen haben sich noch die Namen einer Anzahl heutigen Tages verschwundener Stadtviertel erhalten, so das Drâa' Et Temmar (Hügel der Dattelhändler), Drâa' El Uiba (Hügel der Getreidemesser), Drâa' El Karruîya (Hügel der Spezereihändler), Drâa' El Gatranïa (Hügel der Theerhändler) und Derb El Mesmâr (Viertel der Nagelschmiede). Eine weitere Unterstützung erhält die Vermutung durch den Umstand, daß die große Moschee heute im äußersten Nordostwinkel der Stadt liegt, und daß so wichtige Bauten, wie die Zauîya Sîdi Eç Çahâbi, das größte Heiligtum Kairuâns, und das Wasserbassin der Aglabiten heute weit außerhalb der Stadtmauern liegen, während man doch mit Fug und Recht annehmen darf, daß so hervorragende Bauwerke sich einst im Herzen der Stadt befunden haben.

Der vorletzte Fürst aus der Dynastie der Aglabiten Abû

Jshâd Jbrahim verlegte seine Residenz in die Nachbarschaft des alten Karthago nach Tunis, und Ḳairuân wurde so des weltlichen Glanzes als politische Hauptstadt entkleidet. Dennoch blieb es der Brennpunkt des islamitischen Lebens in den Atlasländern. Von allen Seiten strömten Schüler herbei, um die hier versammelten berühmten Gottesgelahrten und hervorragenden Rechtslehrer zu hören. Ein reicher Bücherschatz war in den verschiedenen Bibliotheken, die auch kostbare Manuskripte von heiliger Hand bargen, angehäuft worden, und ununterbrochen waren viele Hunderte von Schriftgelehrten damit beschäftigt, Abschriften des Ḳorâns herzustellen, deren sich der wahre Gläubige auch heutigen Tages noch ausschließlich bedient, da er die Vervielfältigung durch Druck, eine Erfindung der Christen, für eine Entweihung des heiligen Buches hält.

Für die Einführung des malekitischen Ritus, der schließlich in Nordwestafrika der herrschende geworden ist, war Ḳairuân von ganz besonderer Bedeutung. Die Veranlassung hierzu bot eine Streitigkeit politischer Natur. Im Jahre 1045 hatte sich El Moëzz, der zirîdische Gouverneur von Ḳairuân, mit dem Vezier des fatimidischen Khalifen El Mostançer so arg überworfen, daß er der fatimidischen Sache abtrünnig wurde und in das Lager der Abbassiden überging. In allen Moscheen ließ El Moëzz die Autorität des abbassidischen Khalifen Abû Djâfer El Kaïm, dessen Banner er entfaltet hatte, und die Einführung des malekitischen Ritus verkünden.

Durch das religiöse Leben in seinen Mauern ist Ḳairuân zu einer Stadt der Kuppeln und Minarets geworden. Wieviel geweihte Stätten die Heiligenstadt eigentlich umschließt, vermochte ich während meines Aufenthaltes nicht mit Sicherheit zu ermitteln; Shaw, der im Jahre 1730 nach Ḳairuân kam, giebt ihre Zahl auf 500 an, greift dabei aber sicher zu hoch.

H. Duveyrier nimmt 26 Moscheen und 55 Zauîyet an, während der sonst recht gut informierte „Indicateur tunisien“ 85 Moscheen und 90 Zauîyet nennt. Letztere Ziffern stimmen auch mit dem Ergebnis meiner Erkundigungen bei angesehenen Mauren, die mir die Gesamtzahl aller heiligen Orte (Moscheen, Zauîyet und Kubbas) mit 175 angaben, überein, wenn auch der „Ind. tun.“ den Fehler gemacht hat, die einfachen Kubbas den Moscheen und Zauîyet beizuzählen.

Seit dem Einmarsch der Franzosen sind die bedeutendsten Kultstätten auch den Ungläubigen geöffnet, doch muß zu ihrem Besuch ein Erlaubnisschein bei dem französischen Contrôleur civil gelöst werden. Ein solcher wurde mir auf mein Ersuchen von dem betreffenden Beamten sofort ohne weitere Förmlichkeiten und kostenfrei ausgefertigt. Als Führer für mich und meine beiden Freunde warb ich sodann den Dolmetscher des Polizeikommissars an, einen algerischen Araber, der das 70. Lebensjahr schon längst überschritten hatte, keinen Zahn mehr im Munde besaß, aber von großer geistiger und körperlicher Frische war, daß er es sich z. B. nicht nehmen ließ, mit uns den hohen Turm der großen Moschee zu besteigen.

Das erste Bauwerk, zu dem wir unsere Schritte lenkten, war die weltberühmte Djâma' Sîdi 'Oḳba oder auch schlechthin Djâma' El Kebîr (die Große) genannt, die hart an der Festungsmauer gelegen, im Nordosten der Stadt ein ganzes Viertel mit ihren Bauten einnimmt. Von außen betrachtet macht die Moschee den Eindruck eines riesigen Steinblocks, dessen Seiten durch zahlreiche, gewaltige Strebepfeiler gestützt sind, und der nur von dem hohen, viereckigen Turm überragt wird.

Nachdem uns ein Tempelwächter die schweren Thorflügel geöffnet, traten wir in den sehr geräumigen inneren Hof, der auf allen vier Seiten von schönen, gedeckten Säulengängen um-

geben wird und im stande ist, während der hohen Feste eine große Volksmenge in sich aufzunehmen. Der Boden ist mit großen Quadern und Marmorplatten belegt, darunter wölbt sich eine geräumige Cisterne, deren Öffnungen mit einer Einfassung aus Marmor umrandet sind. Hier schöpfen die Gläubigen das Wasser zu ihren Waschungen, die jedem Gebet voranzugehen haben, und durch den Jahrhunderte währenden Gebrauch haben die Seile des Schöpfeimers tiefe Rillen in das weiche Gestein geschnitten. Um der andächtigen Menge die Stunde zu weisen, ist ein großer Sonnenquadrant auf die nach Osten gewendete Seite der Moschee gemeißelt, während ein Säulenstumpf im Innern des Hofes eine horizontal gestellte, kleinere Sonnenuhr trägt.

An der Nordseite steigt das Minaret auf, die Südseite wird von der eigentlichen Moschee, deren Mittelteil mit einer gerippten Kuppel überwölbt ist, eingenommen. Das mittlere Hauptthor, das Bâb El Behû, zeichnet sich durch seine Dimensionen, Architektur und reiches Schnitzwerk, das in wechselndem Muster die vier Thorflügel bedeckt, vor den übrigen kleineren Eingängen, die nur an besonderen Festtagen geöffnet werden, um den Verkehr zu erleichtern, sichtlich aus. Der hohe Bogen in Hufeisenform über dem Thore ist mit einer prächtigen Füllung in durchbrochener Schnitzarbeit geziert. Eine Inschrift am Thore verkündet, daß es im Jahre 1224 restauriert worden ist.

Die Grundform der Moschee bildet ein Rechteck. Der Anblick, den das Innere gewährt, läßt sich nicht mit dem eines Gotteshauses des Abendlandes in irgend einer Weise vergleichen. Während in unseren Kirchen durch ein Aufwärtsstreben der Formen, durch einen hohen, lichten Raum, in den Licht von allen Seiten frei oder nur leicht gedämpft durch bunte Glasmalereien hereinflutet, die Seele im Gebet nach



Albert phot.

Die Djâma' Sidi 'Oḳba in Ḳairuân. Gebetnische und Kanzel.

oben gerichtet wird, wuchtet hier eine schwere und im Verhältnis zu der mächtigen Flächenausdehnung niedrige Decke über dem Innenraum, dessen mattes Dämmerlicht nur durch einzelne Lichtstrahlenbündel, die durch die kleinen Öffnungen über den Wölbungen fallen, durchbrochen wird. Das wahrhaft Packende und Überwältigende in dieser sonst mit großer Einfachheit ausgestatteten Kultstätte aber ist der Wald von Säulen, der den Raum erfüllt und die zahlreichen Wölbungen des Tempels trägt. In langen Reihen ziehen die Säulen dahin, manchmal sind auch zwei und drei zu einer Gruppe zusammengestellt, und auf ihnen ruhen die schönen Bogen in Hufeisenform, die den Raum in 17 Schiffe teilen. Die Legende behauptet, daß derjenige, der die Säulen zählen würde, im gleichen Jahre sterben müßte oder wenigstens zur Strafe für sein frevelhaftes Beginnen das Augenlicht verlieren würde. Aus römischen und byzantinischen Bauwerken stammend, die die Araber bei ihrem Einfall zerstört, weisen die aus Marmor, Onyx und Porphyr gefertigten, farbigen Säulen einen reichen Wechsel in der Form ihrer meist dem jonischen und korinthischen Stil angehörenden Kapitäle auf. Einige derselben sind von großer, vornehmer Schönheit.

Von der Wölbung des Mittelganges, der zum Mihrâb und der Kanzel führt, hängen drei pyramidenförmige Kronleuchter aus venetianischem Glase, die an Festtagen in hellem Glanze erstrahlen, die übrigen Schiffe werden durch kleine Öllämpchen aus Glas, die von den die Architrave stützend miteinander verbindenden Eisenbarren an Ketten herniederhängen, erleuchtet. Den Fußboden bedecken geflochtene Matten und Teppiche, und auch der untere Teil der Säulen ist mit diesen schützend umhüllt.

Der schönste und am reichsten gezierte Teil der Moschee ist der Raum unter der großen Kuppel. Hier befindet sich,



in der Mitte der Wand nischenartig eingelassen, das Miḥrâb, das die Richtung gen Mekka angiebt. Zwei Säulen tragen den Bogen, der die gewölbte und mit kunstreich gemeißelten Marmortafeln bekleidete Nische nach vorn abschließt. Zur Rechten führt eine schmale, steile Holztreppe, deren Seitenwände und Geländer mit alten, wertvollen Schnitzereien bedeckt sind, zu der nach vorn offenen Kanzel (mimber). Neben derselben scheidet eine aus zierlich geschnitzten, durch das Alter tief gebräunten Holztafeln gebildete Wand von dem Gelaß, in dem sich der Imâm vor dem Gottesdienst aufzuhalten pflegt, und der daneben gelegenen Schatzkammer.

Zur rechten Seite vor der Kuppelwölbung, die nach innen zu auf zwei Gruppen von je drei Säulen ruht, stehen zwei Marmorsäulen dicht nebeneinander. Nach der mosleminischen Legende wird derjenige, der sich unbekleidet durch diese beiden Säulen hindurchzuzwängen vermag, unfehlbar von rheumatischen Leiden befreit. Da diese Krankheit bei den ungesunden Wohn- und Schlafverhältnissen in Tunesien recht häufig und der Glaube an so fromme Überlieferungen ein unerschütterlicher ist, so mögen schon viele Tausende diesen Heilungsversuch unternommen haben; ob mit Erfog? Die Säulen sind wenigstens an der betreffenden Stelle durch die vielfältige Benutzung etwas abgeschliffen. Mein italienischer Freund, allerdings ein dünnes Kerlchen, vermochte sich durch den engen Durchlaß hindurchzuzwängen; mein Versuch, ihm zu folgen, scheiterte aber, ich hätte sonst vielleicht sämtliche Knöpfe an meiner Gewandung opfern müssen. Da ich glücklicherweise nicht an Rheumatismus leide, so machte mir mein Mißerfolg wenig Kummer.

Die Djâma' Sidi 'Oḳba' ist als das älteste Bauwerk der Stadt zu betrachten; denn seine Grundsteinlegung erfolgte kurz nach der Gründung des jetzigen Ḳairuâns. Bei den

arabischen Autoren finden wir hierüber einige interessante Stellen.

'Abd Er Raḥmân Ibn 'Abd El Ḥakîm, einer der ältesten Historiker Nordafrikas berichtet über die Gründung:

„'Oḳba Ben Nâfi marschierte auf Gafça, das er ebenso wie Ḳastilîa einnahm, dann wendete er sich gen Ḳairuân. Diese von seinem Vorgänger Mouïa Ibn Ḥodeidj gegründete Stadt gefiel ihm keineswegs, er stieg wieder zu Pferde und führte sein Volk nach der Stelle, welche die spätere Stadt dieses Namens einnehmen sollte. Es war dies ein großes Thal, mit Gestrüpp und Schlingpflanzen erfüllt, das reißenden Tieren und Eulen als Schlupfwinkel diente. Dort eingetroffen rief er mit lauter Stimme: „Bewohner dieses Thales! Hebt euch von dannen, und Gott schenke euch seine Gnade! Wir wollen uns hier niederlassen!“ — Drei Tage nacheinander wiederholte er den Ausruf, und alle wilden Tiere und alle Eulen verließen den Platz. Hierauf ließ er den Boden säubern und in Anwesen und Hufe teilen und führte alles Volk herbei. Die von Ibn Ḥodeidj erbaute Stadt gab er preis, stieß seine Lanze in den Boden und rief: „Hier ist euer Ḳairuân!“

Die Erbauung der großen Moschee schildert ein späterer Geschichtsschreiber, En Noweïri, wie folgt:

„'Oḳba steckte die Grundlinien des Regierungspalastes und der großen Moschee ab. Der Bau der letzteren hatte noch nicht begonnen, als er schon dort die Gebete abhalten ließ. Hierbei entstand wegen der Ḳibla (Richtung nach Mekka, wohin sich der Moslem beim Gebet wendet) einige Verwirrung unter dem Volke. 'Oḳba, der sich an den allmächtigen Gott gewendet hatte, erblickte während seines Schlafes eine Gestalt, die auf ihn zutrat und folgende Worte sprach: „Du Liebling des Beherrschers des Weltalls! Wenn der Tag an-



bricht, so nimm Dein Banner und hebe es auf Deine Schulter. Du wirst dann, und niemand sonst außer Dir, den Ruf vernehmen: Allah akbar! (Gott ist groß). Folge der Stimme, und an der Stelle, wo sie schweigt, dorthin setze die Ḳibla und das Miḥrâb Deiner Moschee!" — Kaum dämmerte der Tag, als der Ruf: Allah akbar! zu den Ohren 'Oḳbas tönte. Als er seine Umgebung fragte, ob sie etwas vernähme, verneinte diese. „Es ist also der Befehl des allmächtigen Gottes," rief er aus. Er nahm dann das Banner auf seine Schulter und folgte der Stimme, die sich fortwährend vernehmen ließ. Als er auf der Stelle eintraf, wo das Miḥrâb errichtet werden sollte, verstummte der Ruf. 'Oḳba stieß das Banner in die Erde und sagte seinem Gefolge: „Hier ist Euer Miḥrâb!" — Von nun an begann man Häuser zu bauen, Wohnhäuser und andere Moscheen, und die Stadt erfüllte sich mit Einwohnern. Ihr Umfang betrug 3600 Klafter und die Arbeiten wurden im 55. Jahre (675 n. Chr.) vollendet."

So weit der arabische Geschichtsschreiber. Das von Sîdi 'Oḳba errichtete Bauwerk ist heute längst nicht mehr in seiner ursprünglichen Form erhalten geblieben, denn die Moschee hatte gerade in der ersten Zeit ihres Bestehens mannigfaltige Wandlungen durchzumachen. Schon nach 35 Jahren wurde sie — mit Ausnahme des heiligen Miḥrâb — von Ḥaçân Ben Nomân abgebrochen und neugebaut. Um das Jahr 105 der Hedjra (724 n. Chr.) unter der Herrschaft Hisham Ben 'Abd El Mâlek, des zehnten Khalifen aus der Dynastie der Ommijaden, zeigte sich der Raum zu klein, um alle Gläubigen zu fassen, und die Moschee wurde vergrößert und ausgebaut. Aber schon im Jahre 155 d. H. (772 n. Chr.) wurde sie von Yezîd Ben Ḥâtem, dem Statthalter in Ifriḳîya, niedergerissen und wieder aufgebaut. Die letzte Hand legte endlich Ziâdat Allah I., der zweite Fürst aus dem Hause der Aġlabiten, an

das Bauwerk, er ließ es niederlegen und dann in den Jahren 805—821 in großem Glanze wieder erbauen. Hier erhielt die Moschee die Gestalt, die wir mit geringen Veränderungen, die im Laufe des letzten Jahrtausends vorgenommen worden sind, noch heute schauen.

Von der oberen Galerie des Minarets, zu der 129 Stufen emporführen, genießt man einen herrlichen Blick. Zu unseren Füßen breitet sich die Stadt aus, ein blendendweißes Häusermeer mit zahllosen Kuppeln und kleinen Türmen, dahinter dehnt sich die weite, schier endlose Steppe, in sie eingebettet liegt der große, in der hellen Sonne funkelnde Salzsee von Sîdi El Ḥâni, am westlichen Horizonte hebt sich in dunkelen Linien das tunesische Bergland mit dem Djebel Usselêt ab und von Norden her grüßt uns ein alter Freund, der hell leuchtende Doppelgipfel des Djebel Zaġuân.

Durch ein Gewirr von kleinen Straßen und Gassen führte uns der Weg in das südliche Stadtviertel, vorüber an der Zauîya Mulaï Tayeb zu der Djâma' Bû Thleta Bibân (Moschee mit den drei Pforten). Nach der großen Moschee ist sie wohl eins der ältesten Gotteshäuser Ḳairuâns, denn sie wurde schon im dritten Jahrhundert der Hedjra von dem frommen und berühmten Gelehrten Abû Djâfer Moḥammed Ben Moḥammed Ben Khirûn El Maauri El Andelsi, der wegen seiner heftigen Abneigung gegen die Schiiten im Jahre 301 d. H. von Obeïd Allah El Meḥedi getötet wurde, erbaut. Das Innere bietet nichts Bemerkenswertes, aber die Außenfassade zeigt eine schöne Architektur in edlem maurischem Stil.

Der alte 'Alî, unser Cicerone, der sich in der Erklärung der verschiedenen Sehenswürdigkeiten trotz der großen Hitze ganz unermüdlich zeigte, führte uns nun durch das mit Inschriften in kufischen Charakteren gezierte Thor von Tunis. Wir ließen die Vorstadt der Djelâç hinter uns und erreichten



in etwa einer Viertelstunde auf schattenlosem Wege, über Gräber dahinwandelnd, die Gebäudemasse des vornehmsten Heiligtums der Heiligenstadt, der weltberühmten Zauîya Es Sidi Eç Çaḥâbi.

Die Zauîyet entsprechen etwa den christlichen Klöstern, sie umschließen außer der Grabkapelle, in welcher der Heilige aufbewahrt ist, eine Moschee, eine Bibliothek, eine Klosterschule, in der Theologie und Rechtswissenschaft von angestellten Professoren gelehrt wird, die Wohnräume der Klosterschüler, ein Hospital für Kranke, ein Hospiz für Pilger, die zum Grabe des Heiligen wallfahrten und ein Asyl für Arme. So auch hier.

Wir traten durch ein von einem hohem Spitzbogen gebildetes Thor in den ersten Vorhof. In einem kleinen, seitwärts gelegenen Hofe saß im Schatten auf Teppichen und Matten an der Erde eine Anzahl Scholaren, die ein Buch oder einen Rosenkranz in der Hand hielten und voll Andacht zu träumen schienen. Mich trieb ein leicht erklärliches Verlangen, diese Kollegen von der anderen Fakultät etwas näher in Augenschein zu nehmen. Die verschiedensten Altersstufen waren unter ihnen vertreten, junge Burschen mit leichtem Flaum auf der Lippe und graubärtige, alte Herren, die beim Semester-Salamander wohl leicht „das Hundertste" hätten reiben können. Ich hielt diese alten Semester erst für Professoren, der erfahrene 'Alî verbesserte aber meinen Irrtum und erklärte mir mit Bestimmtheit, es wären noch „Herren Studenten!" — Nun, mancher lernt's nie, so suchte ich mich über die bemoosten Häupter zu trösten.

Doch welch' armseliges, eintöniges Dasein führen diese braven Kommilitonen? Hier giebt es keinen fröhlichen Frühschoppen, keine Blutigen zu vernähen, keine Laternen auszudrehen, keinen Nachtwächter durchzuprügeln — nichts von



Albert phot.

Die Zauiya Es Sidi Eç Çaḥâbi in Ḳairuân.

Innerer Säulenhof.

alledem, — Wasser und karge Nahrung, Korânsuren Herplärren und stumpfes Vorsichhinbrüten, darin erschöpft sich ihr Leben, das ist ihre Welt!

Wenden wir unsere Schritte von so geistesarmer Stätte! Die Kühle und Stille des Heiligtums nimmt uns auf, wir kommen an anderen Höfen vorüber, durch Säulengänge über Marmorstufen und Treppen hinauf und hinab, die Wände sind mit bunten Majolikafliesen bekleidet, in den Bögen in Hufeisenform, die von römischen Säulen getragen werden, wechselt weißer mit schwarzem Marmor und schafft so einen kräftigen Farbenkontrast.

Endlich erreichen wir den innersten Hof. Seine Wände, längs deren ein schattiger Kreuzgang läuft, sind mit prächtigen, alten Fliesen verblendet, wie sie früher noch in Nâbil hergestellt wurden. Jetzt ist die Kunst in dieser Vollkommenheit verloren gegangen, und die Fliesen für die modernen Bauten liefert nunmehr in schlechter, ordinärer Dutzendware die Insel Sicilien, welche die Erzeugnisse dieser Industrie in ganzen Schiffsladungen nach Tunis verfrachtet.

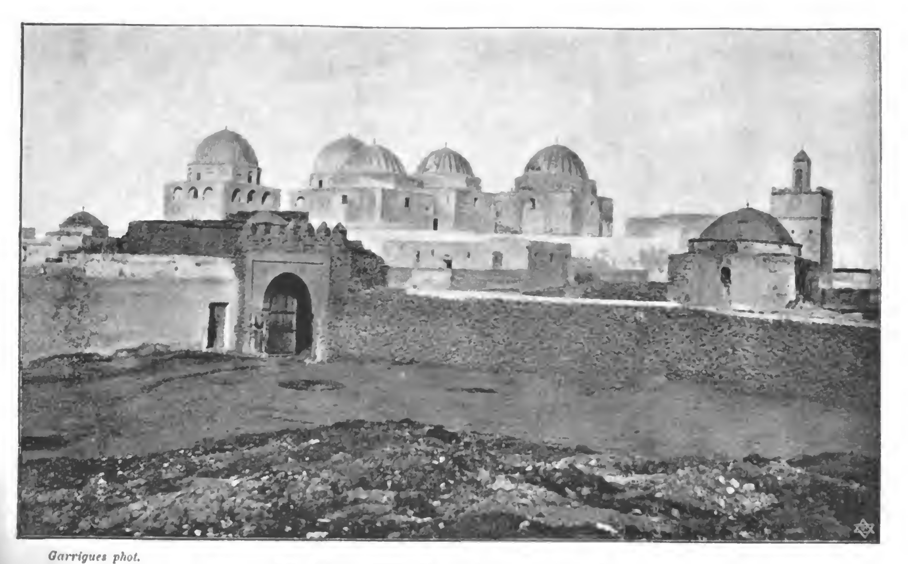
Die Thür, die in das Allerheiligste führt, ist in reicher Architektonik gehalten und mit dem Wahrzeichen des Islâm, dem Halbmond, geziert. Alle Moslemîn in unserer Begleitung legen draußen die Schuhe ab, von uns verlangt man glücklicherweise ein Gleiches nicht, es wäre sonst recht umständlich gewesen, Gamaschen und Schnürschuhe aufzuknüpfen. Die Priester waren jedenfalls der Ansicht, daß wir schon genug Sünden gegen Allah auf dem Kerbholze hatten, da wir aus frevelhafter Neugier seine Kultstätten betreten. Der Boden des Sanktuariums war dicht mit schweren Teppichen belegt, in der Mitte erhob sich ein 3 m hohes, starkes Gitter aus Bronze, an dessen Stäben unzählige Votivgaben von gläubigen Seelen aufgehängt waren. Durch die Stäbe hin-



durch blickte man auf den mit kostbaren Teppichen verhüllten Sarkophag, der die irdischen Reste des großen Heiligen birgt.

Sîdi Eç Çaḥâbi El 'Owayb war, wie sein Name besagt, ein Gefährte und Jünger des Propheten und es war ihm vergönnt, die Worte der Offenbarung von den heiligen Lippen des Propheten selbst zu vernehmen und Schulter an Schulter mit ihm zu kämpfen. Als teuerste Reliquie führte er drei Haare aus dem Barte des Propheten — nicht den ganzen Bart, wie öfters zu lesen — mit sich, bei seinem Tode wurden die Barthaare in einem Ledersäckchen auf seiner Brust verwahrt. Die Legende hat nach der Okkupation eine ganz falsche Auslegung erfahren, Sîdi Eç Çaḥâbi wird vielfach für den Barbier des Propheten gehalten und bei den Franzosen ist seine Grabstätte ganz allgemein als la mosquée du barbier bekannt.

Wir verließen die „vierte Pforte des Paradieses" und wendeten uns wieder der Stadt zu. In der Vorstadt der Ulâd Djelâç erhebt sich eine Moschee, die sich sowohl durch die Schönheit ihres Baues, als auch durch eine höchst interessante Legende auszeichnet, wenngleich ihr Erbauer noch nicht einmal 40 Jahre in der Erde ruht. — Sîdi 'Omar 'Abâda lebte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und war seines Zeichens ein Grobschmied, der den schweren Hammer in der schwieligen Faust schwang und nebenbei, wie es dieses Handwerk im Orient so mit sich bringt, die leidende Menschheit als Chirurg oder auch als Quacksalber behandelte. Sîdi 'Omar war ein ganz brauchbarer Mensch und Mitbürger, bis es ihm eines Tages einfiel, „heilig" zu werden. In den einsamen Stunden des Fastenmonats hatte er wohl erwogen, daß es recht bequem und behaglich sein müsse, sich ohne Arbeit nur mit fröhlichem Nichtsthun durch das Leben zu schlagen. Die bettelnde Armut der Bruderschaft Sîdi 'Abd El Ḳâders



Garrigues phot.

Die Djâma' Sidi 'Omar Abâda in Ḳairuân.

stand nicht nach seinem Sinn, er wollte mehr Genuß vom Leben haben. Bei einigem Nachdenken war die soziale Frage für ihn bald gelöst — er wurde einfach verrückt! Aber nicht aus drückenden Nahrungssorgen, wie das leider bei uns so häufig geschieht, sondern in kluger Berechnung, um Nahrung und Überfluß zu finden, er wurde zu einem wunderbaren Heiligen, der sich in einer Offenbachschen Operette zweifellos ganz prächtig ausgenommen hätte.

Er führte seine Rolle recht gut durch, er redete verworrenes Zeug, betete fast unaufhörlich, machte allerhand Dummheiten und beging Unschicklichkeiten, führte dabei aber stets den Namen Allahs im Munde. In der Stadt lief bald das Gerücht um: der Schmied 'Omar 'Abâda draußen in der Vorstadt der Djelâç ist mabûl (verrückt) geworden! und da die Moslemîn in diesem Zustande ein Zeichen göttlicher Gnade erblicken, so wurde der Geistesgestörte von Stund an als Marâbut (Heiliger) verehrt, und reichlich flossen von allen Seiten die Gaben, die zur Unterhaltung des heiligen Mannes dienen sollten.

Ein besonders glücklicher Umstand in der Karriere des Heiligen war es, daß es ihm gelang, die Aufmerksamkeit des regierenden Beys Ahmed Paschas zu erregen und dessen Geneigtheit zu erringen. Reiche Mittel wurden ihm durch die fürstliche Gnade gewährt und setzten ihn in den Stand, die schöne, von fünf gewaltigen Kuppeln gekrönte Moschee zu erbauen. Auf einem eingefriedigten Platze in der Nähe der Moschee liegen vier große, eiserne Schiffsanker, die der Bey auf Geheiß des Marâbut von Porto Farina nach der Heiligenstadt schaffen ließ. Was die Veranlassung gewesen, die ungefügen Stücke so weit über Land zu schleppen, konnte ich leider nicht erfahren.

Von einem eigenartigen Triumphe der prophetischen Gabe des Heiligen erzählt Dunant:

Der Heilige erklärte im Jahre 1855, daß Sewastopol nur dann erobert werden würde, wenn zwei Geschütze, die er von Kairuân an den Bey schickte, vor der Stadt der Moskowiter eingetroffen wären; diese beiden heiligen Kanonen würden eine wunderbare Wirkung erzielen und den Fall der Stadt herbeiführen. Da sich die Kanonen einmal in Tunis befanden, so sandte sie der Bey mit einem besonderen Schiff nach Konstantinopel. Alle Gläubigen in der Regentschaft und besonders in Tunis waren bereits im voraus voller Freude, daß die Einnahme Sewastopols nun ganz unfehlbar erfolgen müsse. Man berechnete selbst schon den Tag, an dem die Geschütze an ihrem Bestimmungsorte eintreffen mußten. Von Konstantinopel schickte sie der Sultan nach der Krim und — ein seltsames Zusammentreffen fügte es, daß Sewastopol gerade in dem Augenblicke eingenommen wurde, als die Geschütze dort eintrafen. Die Freude über das Ereignis war natürlich in ganz Tunesien groß und der Ruf des Heiligen gewann neue Nahrung.

In der Ausschmückung seiner Moschee ist Sîdi 'Omar den Traditionen seines Handwerks treu geblieben; die Gegenstände, die den Innenraum zieren, sind von seiner Hand gearbeitet und zeichnen sich durch ganz ungefüge, gewaltige Formen aus. Wir sahen dort buntgestrichene Holztafeln von der Größe eines Scheunenthores, auf denen Korânverse aufgemalt waren. Neben diesen standen wuchtige Armleuchter und Lampen, aus Eisen geschmiedet, die ein Mann nicht zu heben vermochte. An den Wänden hingen Säbelscheiden, die Waffen darin fehlten, nach der Größe der Scheiden zu urteilen hätte es Gigantenhände bedurft, um den Stahl zu schwingen. Angeblich hat eine der Klingen die Prophezeiung eingeätzt getragen, daß dereinst die Franzosen siegreich in die Heiligenstadt einziehen würden; doch wer weiß, vielleicht hat hier

zu gegebener Stunde eine hilfreiche Hand einen frommen Schwindel geschickt unterstützt. Auf einem altarartigen Aufbau liegt neben anderen plumpen Geräten eine Tabakspfeife in ungeahnten Dimensionen, aus Holz geschnitzt und in den heiligen Farben, rot und grün, bemalt. Wie uns der alte 'Alî erzählte, hatte der Heilige das ungefüge Modell dem Bey als Geschenk übersandt; dieser ließ das originelle Machwerk in gediegenem Silber nachbilden und dem Marâbut überreichen. Der Thronfolger Aḥmed Beys scheint ein geringeres Zutrauen in die göttlichen Gaben Sidi 'Omars gehabt zu haben als sein fürstlicher Vetter, denn noch vor seinem Tode soll der Heilige den Schmerz erlebt haben, daß ihm ein gut Teil der beylikalischen Geschenke von dem geldbedürftigen Herrscher abgenommen wurde.

Unter den Profanbauten Ḳairuâns sind vor allem die Anlagen bemerkenswert, die dazu dienten, der Stadt das nötige Trinkwasser zu beschaffen. Wie in vielen anderen nordafrikanischen Städten, so ist auch hier die Wasserfrage bis in die jüngste Zeit stets eine brennende gewesen. Fast ausschließlich auf das Regenwasser angewiesen, das im Winter fiel und dann in zahlreichen Cisternen für den Jahresbedarf aufgespeichert wurde, hatten die Bewohner der Stadt in trockenen Jahren oft bedenklich an Wassermangel zu leiden. In gemeinnützigem Sinne sind von einigen frommen Stiftern in der Nähe einzelner Moscheen größere Sammelbecken angelegt worden, die bedeutendere Wassermengen fassen konnten und der Bürgerschaft geöffnet wurden, wenn im Hochsommer die Vorräte in den Privatcisternen zu versiegen drohten.

Das bedeutendste Reservoir dieser Art wurde von den Aġlabiten erbaut und befindet sich außerhalb der Stadt vor dem Bâb Et Tunis. Das kreisrunde Becken, das in jüngerer Zeit renoviert wurde, ist 6 m tief und hat einen Durchmesser

von 135 m. Die stetig wiederkehrende Wasserkalamität ist erst vor einigen Jahren durch die Anlage einer Wasserleitung, die vom Djebel Sherîshera zur Heiligenstadt führt, endgültig beseitigt worden, und die Bürger von Kairuân können sich nun auch in der heißesten Jahreszeit an frischem Quellwasser erquicken.

Wiewohl die Ansicht allgemein verbreitet ist, daß die Stadt gänzlich quellen- und brunnenarm sei, so wurde mir doch der Sabîl Berrûta, ein öffentlicher Brunnen, gezeigt, der angeblich ohne unmittelbare Zufuhr von Regenwasser doch stets einen kühlen Trank bietet. Das Wasser dieses Brunnens wird vermittelst eines großen Schöpfrades gehoben, das durch ein Kamel in Bewegung gesetzt wird. Eigentümlicherweise befindet sich das Göpelwerk nicht zu ebener Erde, sondern in der Höhe eines Stockwerkes.

Dem Charakter einer Heiligenstadt entsprechend ist die Bevölkerung fast durchweg mosleminisch, erst nach dem Jahre 1881 hat sich eine kleine Kolonie von Juden und Europäern angesiedelt, die hier ein ziemlich monotones Dasein führt. Im allgemeinen ist die Haltung der Bevölkerung den neuen Eindringlingen gegenüber eine friedfertige, man würde sich aber doch täuschen, wenn man sie für eine freundschaftliche halten wollte. In ihrem stumpfen Köhlerglauben vertrauen die Moslemîn der göttlichen Gerechtigkeit und erwarten in Ergebung den Tag, an dem Allah seine gewaltige Rechte auf die fränkischen Tempelschänder niederfallen lassen und sie zermalmen wird. Der Islâm besitzt noch weit mehr als die katholische Kirche in sich eine explosive Macht, die des zündenden Funkens harrt, um die Gemüter der Gläubigen in wildem Fanatismus aufflammen zu lassen, der die Krieger in blindem Eifer in die vordersten Reihen der Kämpfenden führt.

Der französischen Regierung fällt die Aufgabe zu, auf

diese Verhältnisse in ihren nordafrikanischen Besitzungen scharf zu achten, denn die verschiedenen Aufstände in Algerien haben ihr die Gefährlichkeit des unter der Asche fortglimmenden Funkens bewiesen. Zudem zeigt sich auch ein von außen her einschleichendes, bedrohliches Element, die Brüderschaft der Senussi. Die Khuân dieses Ordens tragen den Gedanken der großen islamitischen Theokratie in Afrika in die Lande vom Mittelmeer bis tief in das Herz des Sudans und dank ihrer rührigen Propaganda strömen ihnen die Adepten in Scharen zu. Zwar hat man in den nördlichen Gebieten der Regentschaft noch wenig von ihnen zu spüren gemeint, dagegen ist das Belad El Djerîd schon recht stark von ihnen beeinflußt, und man glaubt die Fäden dieser geheimen, gegen das Christentum unversöhnlichen Verschwörung bis nach Kairuân verfolgen zu können. Die tunesische Bevölkerung ist bei weitem nicht so kriegerischen Sinnes als die algerische, doch darf man den zur Schau getragenen guten Mienen nicht zu weit trauen, religiöser Einfluß und die Erklärung des Djihâd (Glaubenskrieg) kann in kurzer Zeit sehr viel verändern.

Über die Ziffer der Bevölkerung Kairuâns werden die schwankendsten Angaben gemacht: Duveyrier schätzte sie auf 12000, der Indicateur tunisien giebt 14553, während mir der zweite Bürgermeister (Vizepräsident der Munizipalität) versicherte, die Stadt habe gegen 22000 Einwohner. Ein großer Teil derselben hat irgend eine geistliche Funktion, sei er nun Priester oder Gebetrufer oder Tempelwächter, was ihn aber nicht hindert, auch im gewerblichen Leben eine Beschäftigung zu suchen. Wegen der Unfruchtbarkeit der umliegenden Steppen wird Ackerbau fast gar nicht getrieben, sondern der Bedarf an Getreide durch die täglich zu Markte kommenden Nomaden der weiteren Umgebung gedeckt. Nur

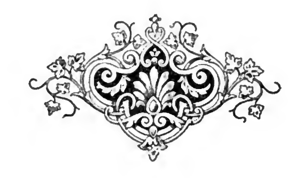
in einzelnen kleinen Gärten vor den Thoren der Stadt wird ein kärglicher Gemüsebau betrieben.

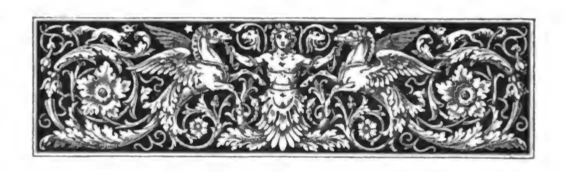
Dagegen hat sich eine rege gewerbliche Thätigkeit in der Stadt entfaltet. Berühmt sind die farbensatten Gebetteppiche, die in Nordafrika fast den gleichen Ruf genießen, wie im eigentlichen Orient die Teppiche aus Smyrna und Persien. Ähnlich wie in Marokko blüht in Ḳairuân vor allem die Lederindustrie, die das Maroquin oder Saffian genannte Leder und daraus fast den gesamten Bedarf der Regentschaft an gelben Lederpantoffeln herstellt. Daneben sind zahlreiche Sattler thätig, die neben mancherlei kleineren Gebrauchsgegenständen auch schöne mit Gold- und Silberstickerei gezierte Sättel anfertigen.

Von den Kupferschmieden im Sûḳ werden Waschschalen und Wasserkannen in getriebener Arbeit sehr geschickt ausgeführt, die von den reichen Mauren gern gekauft werden. Die Erzeugung von wohlriechenden Essenzen hat in letzter Zeit etwas nachgelassen, da die aus Paris eingeführten ätherischen Öle in Tunis zu wohlfeilerem Preise zu haben sind, und aus dem gleichen Grunde ist die Seidenweberei fast ganz zurückgegangen, nur die groben, wollenen Stoffe für den einheimischen Bedarf werden noch in größerer Menge hergestellt.

Der Handel in Getreide, Häuten, Schaf- und Kamel-Wolle und Ziegenhaaren ist nicht unbedeutend, da viele Wege aus dem Innern in Ḳairuân zusammenlaufen. Agenten der großen Handelshäuser in Tunis und Sousse kaufen die Erzeugnisse des Landes auf und bringen sie meist über den nächstgelegenen Hafen Sousse zur Verschiffung nach Marseille. Eine freiere Entfaltung des Handels wird erst möglich sein, wenn Ḳairuân durch die projektierte Bahn an Tunis und Sousse angeschlossen sein wird.

Die Temperatur hatte sich in den letzten Tagen noch gesteigert und die Hitze innerhalb der Stadt wurde fast unerträglich. Da wir die Heiligenstadt mit allen ihren so lange verschleierten Wundern geschaut hatten, trieb es uns wieder hinab an den kühlen Meeresstrand. Bald lag die weiße Braut der Steppe hinter uns, die Pferde galoppierten den grünen Hügeln des Sahels entgegen, und um die Mittagsstunde wehte uns der kühle Seewind um die heißen Schläfen.





Kapitel XIII.

Zu den Ruinen von Thysdrus.

Es giebt auf dem weiten Erdenrunde wohl wenige alte Kulturländer, welche so geringe Spuren ihrer einstigen Bedeutung zurückgelassen haben, wie das dereinst mächtige und blühende Karthagerland. Enttäuscht wendet sich der Besucher von dem Trümmerfelde Karthagos, und vergeblich späht das Auge auf den Stadtstellen von Utika, Neapolis, Hadrumetum, Ruspina, Leptis und Thinae nach sprechenden Zeugen einer früheren Kulturepoche.

Ein formloses Trümmergeröll und zerbrochene Säulenschäfte bezeichnen die einstigen Siedelungen. Wohl nirgends ist die Vernichtung und Zerstörung klassischer Bauten und Denkmäler eine durchgreifendere gewesen, als hier an diesen Gestaden. Kein Stein ist auf dem andern geblieben. Blinder Glaubenseifer, schnöde Goldgier und wahnwitzige Vernichtungswut wilder, brutaler Wüstenstämme haben den Glanz einer mehr denn tausendjährigen Kultur zu zertrümmern vermocht. Mit den Marmorquadern und Säulen römischer Tempel und Paläste haben die arabischen Eroberer ihre Moscheen und

Häuser erbaut und Stein für Stein aus den herrlichen Kunstbauten gebrochen.

Weit im Innern, in entlegenen Bergthälern, trifft der Reisende noch hin und wieder auf besser erhaltene Ruinen. Hier hat keine systematische Ausraubung des Baumaterials durch die genügsam in Zelten und Hütten lebenden Nomaden stattgefunden. Doch dichtes Pflanzengewirr erfüllt die ehrwürdigen Bauten, und in stetiger Arbeit treibt das rankende Wurzelwerk die mächtigen Quadermauern von einander.

In dem von ansässiger Bevölkerung erfüllten Küstengebiet sind es vornehmlich zwei Baudenkmäler, welche die wohlverdiente Aufmerksamkeit jedes Reisenden auf sich lenken. Die gigantische, fast 90 km lange Wasserleitung vom Mons Zeugitanus (heute Djebel Zaguân), dem segenspendenden Götterberge, bis zur Landeshauptstadt und das dereinst prächtige, in seinen Hauptstücken noch wohl erhaltene Amphitheater von Thysdrus (El Djem).

Das letztere ist am leichtesten von Mehedîa aus zu erreichen, mit welcher Stadt es durch eine bei trockenem Wetter gut fahrbare Straße verbunden ist. Von Sousse und Monastîr aus ist der Weg weiter und schwieriger, da die Straßen südlich von Djemmâl zu einfachen, schmalen Saumpfaden werden.

Es war eine kleine, bunt zusammengesetzte Karawane, mit der ich am frühen Morgen eines Oktobertages 1889 von Monastîr in südlicher Richtung ins Land ritt. Die Reisegesellschaft bestand aus vier Europäern (darunter eine Dame) und drei Arabern, drei Pferden, einem Maultier und zwei Eseln als Reittieren, einem mit einem Maultier bespannten, zweiräderigen Karren, der Proviant, Munition, Schlafdecken und ein großes Zelttuch zum Kampieren trug, und fünf Hunden. Unsere Reise war auf vier Tage berechnet; wir beabsichtigten

zunächst in direkter Linie auf El Djem zu marschieren und die Ruinen zu besichtigen, von dort wollten wir dann nach Mehedîa gehen und von dieser Stadt aus den Rückmarsch nach Monastîr die Küste entlang nehmen.

Die verschiedenartige Reitausrüstung meiner Begleiter machte die Marschweise zu einer recht schwerfälligen, so daß wir, durch dichte Olivenhaine hinreitend, erst in drei Stunden das etwa 18 km entfernte Djemmâl, den Hauptort des gleichnamigen Ḳâïdats erreichten. Dieses hat eine Bevölkerung von etwa 4000 Einwohnern und besteht mit Ausnahme weniger Steingebäude aus elenden Lehmhütten. Ein starkes Erdbeben hat vor mehreren Jahren die Ortschaft verschüttet, und die Bewohner haben nicht mehr den Mut gefunden, ihre Wohnstätten wieder regelrecht aufzubauen.

Ungefähr 6½ km südlich von Djemmâl erhebt sich auf einer Kalksteinplatte das Dorf Zarmidîn, bei welchem wir gegen 11 Uhr eine mehrstündige Mittagsrast machten. Ich benutzte die Pause zu einem Ausfluge nach einer westlich des Dorfhügels gelegenen vereinzelten Kuppe. Ein seltsames Gebilde auf ihrer Spitze fesselte meine besondere Aufmerksamkeit. Von weitem glich es einem alten, zerbröckelten Gemäuer, das vielleicht einer römischen Ruine angehören konnte, beim Näherkommen aber erkannte ich, daß es eine Bank fossiler Muscheln war, welche 2 bis 3 m hoch, ¾ bis 1 m stark und etwa 4 m lang von fest zusammengekitteten Schalen der Ostrea cucullata (Lamr) gebildet wurde. Das weiche, lehmige Erdreich war mit der Zeit ringsherum fortgewaschen worden, und nur die härtere Muschelsubstanz hatte der Verwitterung einen zähen Widerstand geleistet.

Von Zarmidîn aus führte der tiefsandige Weg über ein von vielen Klüften und Spalten durchzogenes Plateau, das Kudyat Hamîra; dieses ist ungefähr 6 km breit, besteht aus

grünem Thon mit plattigen Kalksteinauflagerungen und streicht, wie die meisten Höhenzüge zwischen der Sebkha Sidi El Ḥâni und dem Meere von Westen nach Osten. Von der Sommersonne versengte Gräser und niedriges, starres Gestrüpp, Juniperus- und Saribsträucher bedeckten den ausgedörrten Boden.

Auf dem Südabhange des Kudyat lag ein aus etwa zehn Zelten bestehender Duâr. Einige Männer kamen uns aus ihm entgegen, verjagten mit wohlgezielten Steinwürfen die uns wütend ankläffenden, weißen Spitzhunde und baten uns, einen Augenblick bei ihnen zu ruhen. Wir ritten in das von hohen Dornhecken umgebene Lager ein und fanden hier eine größere Anzahl von Frauen, darunter einige sehr hübsche mit funkelnden, dunklen Augen, welche mit dem Weben von großen Zelttüchern beschäftigt waren.

Diese Arbeit wurde von ihnen an der Erde hockend verrichtet; zwei Stücke waren erst zur Hälfte fertig, ein drittes ging seiner Vollendung entgegen. Das halb aus dunkelbrauner Schafwolle und halb aus schwarzen Ziegenhaaren gesponnene Garn war um große Holzspulen gerollt, und in überaus gewandter Weise knüpften und flochten dir emsigen Finger unserer braunen Schönen an den mit kurzen Pflöcken am Boden befestigten Decken. Doch wie das leider stets bei dem Empfange von Europäern zu geschehen pflegt, so wurden auch hier die hübschesten und jüngsten unter ihnen bald in den Hintergrund gedrängt und die älteren Semester bildeten eine schützende Phalanx vor ihnen. Man brachte uns säuerliche Milch (arabisch leben — eine Art Buttermilch), ein bei den Beduinen sehr beliebtes, erfrischendes Getränk, und einige Eier — alles, was man gerade zur Bewirtung von Gästen zur Hand hatte; wir schenkten ihnen dagegen einigen Tabak, worüber sie sich sehr erfreut zeigten, dann zogen wir weiter.

Der Duâr gehörte einem Stamme der Ulâd Suassi an,

welche im Süden und Südwesten der Ḳâïdate von Monastîr und Djemmâl das hügelige Steppenland durchstreifen.

Als wir nach kurzem Ritte auf dem Rande des letzten Höhenzuges der Kudyat Hamîra angelangt waren, sahen wir eine große, breite Thalmulde vor uns, zur Rechten glänzte silbern der breite Spiegel der Sebkha Sîdi El Ḥâni, und fern am südlichen Horizonte erhob sich über einem langgestreckten Hügelrücken ein mächtiger, turmartiger Bau — das Amphitheater von Thysdrus.

Der Marsch den sanftgeneigten Rand der Kudyat zum Thale hinab, welches noch durch einen flachen Höhenzug in zwei Teile zerschnitten wurde, war wenig abwechselungsreich. Gegen 4½ Uhr erreichten wir die vor der kleinen, nur wenige Steinhäuser und Lehmhütten zählenden Siedelung Bû Mirdês gelegenen Olivenhaine und beschlossen, da die Tage gegen Ende Oktober schon recht kurz werden, hier unser erstes Nachtlager aufzuschlagen.

Wir fanden einen hierfür sehr geeigneten Platz auf einem freien Felde am Rande einer Olivenpflanzung, welche uns gegen den Wind schützte. Nachdem unser Packkarren, der mit den Reittieren nicht hatte gleichen Schritt halten können, eingetroffen war, begannen wir unser Zelt aufzuschlagen und für das Kochfeuer eine Grube auszuheben. Einer unserer arabischen Diener wurde mit einem Esel in die Ortschaft geschickt, um dort Stroh und Gerste aufzutreiben, ein anderer zum Wasserholen abgesandt. Wir sattelten inzwischen unsere Pferde und Maultiere ab und begannen das Abendessen vorzurichten. Stroh, Gerste und Wasser trafen rechtzeitig ein, und bald prasselte ein lustiges Feuer, zu dem wir das Holz aus dem nahen Olivenhain geschlagen hatten, unter dem Kessel mit deutscher Erbswurst.

Ein kunstgerecht gemischter Absinth stillte unsern ersten

sie ein kleines Thal oder eine steil abfallende Kluft bilden, welche sich in jedem Winter verbreitert und dann das Erosionsbett der kleinen periodischen Wasserläufe bildet.

Endlich näherten wir uns unserm Reiseziel immer mehr, schon konnten wir deutlich die weiten Nischenöffnungen des Amphitheaters unterscheiden. Kümmerliche Olivenpflanzungen zeigten sich auf beiden Seiten des Weges, diesen folgten von hohen Kaktushecken umschlossene Gärten, und schließlich hielten wir gegen 10½ Uhr am Fuße der prächtigen Ruine.

Auf dem freien Platze vor dem Ostportal wurde gerade ein Wochenmarkt abgehalten, und nur mit Anstrengung vermochten wir unsere Tiere durch die dichte, in den schmalen Gängen zwischen den Verkaufsständen sich drängende und schiebende Menge zu steuern. Einer unserer Esel machte noch in froher Vorahnung baldiger Rast und reichlichen Futters mit seinem Reiter einige lustige Sprünge zwischen eine Gruppe beturbanter Gemüsehändler, die mit ehrbarer Miene und Würde hinter ihren Vorräten kauerten, sodaß diese recht unsanft berührt in einer längeren Reihe der kräftigsten Segenssprüche Allahs Gnade auf das langbeohrte Haupt des grauen Sünders herabflehten.

Der Fondûk lag östlich des Marktplatzes am Ende einer langen, schmalen Gasse auf einem kleinen Hügel. Es war ein großes einstöckiges Gebäude, das einen geräumigen, viereckigen Hof umschloß.

Das beste Zimmer war bereits durch zwei Spahis-Offiziere besetzt worden, welche sich mit einem Detachement auf dem Marsche von Sfax nach Tunis befanden und hier einen Ruhetag hatten. Wir mußten uns deshalb mit einem andern großen Raume begnügen, in dessen einer Ecke schon drei Araber damit beschäftigt waren, sich auf einem der kleinen, transportablen Thonherde ihre frugale Mahlzeit zu bereiten.



Der aus festgestampfter Erde bestehende Boden wurde von dem Wirt mit sauberen Halfamatten belegt, auf welchen wir uns mit Hilfe unserer Sättel, Mäntel und Schlafdecken eine gar behagliche Ruhestätte schufen.

Fast alle früheren Reisenden haben über den großen Insektenreichtum des Fondûḳs von El Djem Klage geführt und diesen in einen wenig guten Ruf gebracht. Zu meiner Freude bestätigten sich diese übertriebenen Berichte nicht, und wir wurden hier nicht mehr gezwickt, als wie wir es von anderen tunesischen Karawansereien her gewohnt waren.

Auf der Anhöhe hinter dem Fondûḳ lagen mehrere kleine Hügel, zwischen ihnen Fundamente römischer Bauten. Es waren zweifellos Schuttkegel, welche die Trümmer eines größeren öffentlichen Gebäudes in sich schlossen, das einst auf dieser bevorzugten Stelle die Anhöhe dem Amphitheater gegenüber geschmückt hat. Ich kletterte auf den höchsten Kegel und sah nun von dessen Spitze über die flachen Dächer der niedrigen Häuser hinweg das Theater in seiner ganzen Pracht vor mir liegen. Die Ostfront ist der am besten erhaltene Teil desselben, und wohl geeignet, von der Würde des erhabenen Kunstbaues ein redendes Zeugnis zu geben.

Vier mächtige Stockwerke türmen sich übereinander auf. Das unterste wurde durch die Häuser der Ortschaft verdeckt, das zweite und dritte, dessen Korniches von schlanken Säulen korinthischen und gemischten Stils getragen wurden, waren fast unverletzt. Das vierte Stockwerk, von leichterer Bauart als die übrigen, war zum größten Teile bereits eingestürzt. Soweit man dessen Linien noch heute verfolgen kann, war es ein im Verhältnis niedriger und schmuckloser Aufbau, der wie ein schmales Diadem das Ganze krönte.

Nach dem Frühstück trennte sich unsere kleine Gesellschaft; die zwei Herren wollten jagen gehen, während ich in Gemein-



Das Amphitheater von Thysdrus.

schaft von Frau S. die Ruinen näher besichtigen wollte. Gegen halb 6 Uhr hatten wir an einem auf der Karte näher bezeichneten Punkte an der Straße nach Mehedîa ein Rendezvous verabredet.

Das Innere des Amphitheaters war, wie ich dies vermutet hatte, bei weitem mehr zerfallen, als die Außenfront. Mächtige Schutthügel erfüllen die Arena und haben den Boden derselben um mehrere Meter erhöht, sodaß das Hauptportal, durch welches man heute in das Innere tritt, recht niedrig erscheint.

Die durchschnittliche Höhe des imposanten Bauwerks beträgt ungefähr 33 Meter, der Durchmesser des Umfassungsbaues 41,79 Meter. Es wurde von 64 hohen Arkaden umschlossen, welche heute dadurch an Ansehen eingebüßt haben, daß die Bewohner von El Djem, welche berberischen Ursprungs zu sein scheinen, sich in ihnen eingenistet und die schöne Fassade durch Flickwerk verunstaltet haben. Die Längenaxe der Arena, welche von Ost nach West läuft, ist 64,92 Meter groß, die Breitaxe, von Süd nach Nord gemessen, 52,22 Meter.*)

Die Sitzreihen sind fast völlig verschwunden und nur einige Mäniana, hintere Sitzplätze, sind noch erhalten geblieben. Auf halsbrecherischem Wege über niedergestürzte Mauertrümmer vermochte ich an der Südseite bis zum ersten Stockwerke vorzudringen, doch von dort war ohne Leitern ein weiterer Aufstieg unmöglich. Die breiten Treppengänge waren, soweit ich blicken konnte, sämtlich fortgebrochen. Die hohen, gewölbten Gänge, die im Erdgeschoß befindlichen Räume für die Gladiatoren und die Raubtierzwinger zeigten eine ganz ähnliche

*) Des Vergleiches halber lasse ich hier die Dimensionen der bedeutendsten Theaterbauten dieser Zeit, Längenaxe durch den äußeren Rand gemessen, folgen: Pozzuoli 190 m, Rom 187,77 m, El Djem 148,5 m, Nîmes 132,18 m.

Einteilung, wie sie uns vom Kolosseum in Rom und anderen Theaterbauten der gleichen Epoche her bekannt ist. Das große für die Naumachien bestimmte Bassin, das man nur noch undeutlich erkennen konnte, erregte besonders meine Aufmerksamkeit.

Welche Hilfsbauten müssen dereinst noch ausgeführt worden sein, um in diesem, an fließendem Wasser gänzlich armen Lande während der Wintermonate die für solche Schaustellungen erforderlichen Regenmassen aufzufangen?

Ich habe mir keine befriedigende Antwort darauf zu geben vermocht, weshalb ein solcher Prachtbau in einem weit im Innern gelegenen, kleinen Landstädtchen, wie Thysdrus — denn dieses hat nie irgend welche Bedeutung besessen — und nicht in einer der verkehrsbelebten und volkreichen Küstenstädte, wie Leptis Minor oder Hadrumetum errichtet wurde. Die Nachrichten über die Zeit der Erbauung sind überaus ungenau, die Grundsteinlegung soll unter den beiden Gordiern, die von den afrikanischen Legionen zu Kaisern ausgerufen wurden, stattgefunden haben. Hat hier vielleicht eine kaiserliche Laune dem kleinen Steppenstädtchen durch ein so fürstliches Geschenk zu ungeahntem Glanz und Ruhm verhelfen wollen?

In der Nähe des Ostthores bemerkt man noch die Reste eines Wasserreservoirs, welches das große Bassin gespeist hatte, als eine etwa vier Meter hohe und 45 Meter lange Vertiefung. Sie hat die Veranlassung zu der durchaus unglaubwürdigen Sage geboten, daß ein unterirdischer Gang von hier bis zu zu dem ungefähr 40 Kilometer entfernten Mehedîa führe.

Die westliche Front des Theaters zeigt eine große klaffende Bresche. Im Jahre 1700 hatten sich aufständische Nomadenstämme in dem noch damals festungsgleichen Amphitheater gegen die Truppen Mohammed Beys verschanzt und es tapfer

verteidigt. Gegen die Artillerie der Regierungstruppen vermochten sie jedoch nicht stand zu halten. Die Ruinen wurden durch eine in der Westfront gelegte Bresche gestürmt, und der Bey ließ diese nach der Einnahme derartig erweitern, daß eine nachhaltige Verteidigung dieser Veste für spätere Zeiten zur Unmöglichkeit gemacht wurde.

Es war nicht zum ersten Male, daß das mächtige Römerwerk kriegerischen Zwecken gedient hatte. Eine hochinteressante Episode der nordafrikanischen Geschichte ist innig mit diesen Mauern verbunden.

Als die Araber den Norden Afrikas unterworfen hatten und den berberischen Völkern den neuen Glauben aufzuzwingen suchten, da war es eine tapfere Frauenhand, welche in den Bergen der Aures das Banner der Freiheit erhob.

Dihîa oder Damîa, die Tochter Tabetas, des Sohnes Enaks, war die Königin der senatischen Djerâûa und, wie uns der der große Historiograph der Berber, Ibn Khaldûn berichtet, eine Anhängerin der Lehre Jehovas. Mit meisterhafter Geschicklichkeit hatte sie es verstanden, die stets durch Parteihader uneinigen und um den Vorrang streitenden Berberstämme unter einander zu versöhnen und für einen großen Gedanken, für die gemeinsame Erhebung vom Fremdenjoch zu beseelen. Ihr Einfluß dehnte sich schnell über die Hänge des Atlas aus, und ihre begeisterten Anhänger nannten das königliche Weib El Kahêna, die Prophetin.

Ein vom Kalifen 'Abd El Malek unter Ḥaçan Ben Noman, dem Gassaniden, nach den Syrtenländern entsandtes arabisches Heer wurde 698 am Ued Nini durch die Scharen der Kahêna fast völlig vernichtet und die Freiheit der Berber schien gerettet. Doch kaum war der erste Erfolg errungen, so brachen auch wieder die alten Rangstreitigkeiten unter den Berber-

stämmen aus, und selbst der ganze Einfluß der Kahêna vermochte diese nicht zu unterdrücken.

Ḥaçan, welcher sich nach Barka geflüchtet und dort ein neues Heer um sich gesammelt hatte, war durch geheime Sendboten und besonders durch den verräterischen Khaled, einen jungen, vornehmen Araber, welchen die Kahêna nach der Schlacht am Ued Nini begnadigt und an Sohnes Stelle angenommen hatte, sehr genau über die Uneinigkeit im feindlichen Lager unterrichtet.

Im Jahre 703 brach er mit einem stattlichen Heere von neuem nach Westen auf. Die Kahêna, welche den Stern der Berber sinken sah, hatte sich mit dem Kern der ihr treugebliebenen Truppen in das damals uneinnehmbare Amphitheater von Thysdrus zurückgezogen und verteidigte es heldenhaft gegen das andringende Araberheer.

Ihre Umgebung bat sie inständigst zu fliehen, doch sie wies diese Vorschläge herb mit den stolzen Worten zurück: „Wer, wie ich, über Christen, Araber und Berber geherrscht hat, muß wie eine Königin zu sterben wissen.“ Eine lange, mühevolle Verteidigung des festen Platzes widersprach ihrer kühnen, unternehmenden Natur. Sie führte ihre Truppen zur offenen Entscheidungsschlacht. Eine Zeit lang neigte sich die Schale des Sieges zu Gunsten der Berber, dann fiel die Fürstin von feindlichen Geschossen durchbohrt und besiegelte durch ihren Heldentod die glänzende Laufbahn einer ruhmreichen Herrscherin.

Ihr Haupt wurde dem Khalifen ’Abd El Malek übersandt, und mit ihm sank die Unabhängigkeit der Berber in das Grab. In mythenhafter Überlieferung haben die Bewohner von El Djem bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an das Heldenweib bewahrt, und das Amphitheater trägt als Ḳaçr El Kahêna (Schloß der Kahêna) nach mehr denn tausend Jahren ihren Namen.

Wir warfen einen letzten Blick auf das alte Gemäuer, den stummen Zeugen einstiger Herrlichkeit und Pracht, das heute mitleidig auf die Armut und die Not zu seinen Füßen schaut, und kehrten in den Fondûk zurück, wo unsere Diener bereits den Karren beladen und die Reittiere gesattelt hatten. Wir saßen auf und zogen wohlgemut in nordwestlicher Richtung zum Dorfe hinaus, in der Hoffnung, bald wieder mit unseren beiden jagdlustigen Reisegefährten, wie verabredet, zusammenzutreffen.

Auf sehr weniges kann man sich in der Welt mit Sicherheit verlassen, am allerwenigsten aber auf die provisorische Kartenausgabe eines erst vor kurzem aufgeschlossenen Landes. Wir waren schon über eine Stunde unterwegs, und noch war kein lebendes Wesen weit und breit zu erspähen. Wie ein Dampfschiff sein Nebelhorn, ließ ich meine Signalpfeife in kurzen Zwischenräumen ertönen, doch nirgends klang ein Gegenruf.

Inzwischen war die Sonne untergegangen, und die Dunkelheit nahm rasch zu. Frau S. war ganz untröstlich über den Verbleib ihres Gatten und machte sich nutzlos die ärgsten Besorgnisse. Als wir auf der Höhe einer Hügelwelle angekommen waren, erblickte ich zur Rechten in weiter Ferne einige Lagerfeuer. Das letzte Mittel versuchend, feuerte ich beide Läufe meiner Flinte als Signalschüsse in die Luft, und endlich, endlich — da blitzten bei den Feuern vier Schüsse nacheinander auf. Sie waren also gefunden!

Die Verbindung wurde sofort durch einen unserer berittenen Araber, der auf die Gefahr hin, sich bei der herrschenden Dunkelheit den Hals zu brechen, nach den Vermißten im Galopp entsandt wurde, hergestellt, und dann kamen schließlich auch unsere beiden Nimrode über den Brachacker gestapft.

Schnell wurde, da wir alle ermüdet, das Lager aufge-



schlagen, abgesattelt und die obligate Erbsensuppe über das Feuer gehängt. Die Stimmung war in der ersten Stunde wenig lustig. Die Jäger hatten nichts geschossen, waren dann auf eine falsche Straße geraten, woran allerdings die mangelhafte Karte Schuld trug, und machten nun ihren Herzen durch ungerechte Vorwürfe Luft. Doch als der würzige Duft eines gesinnungstüchtigen Grogs aus dem Kessel aufstieg, da glättete sich auch die krauseste Stirn.

Der nächste Tag brachte uns recht häßliches Wetter. Ein starker Nordostwind war aufgesprungen und fegte scharf über die Ebene. Am Himmel zogen dunkele, regenschwere Wolken und bedrohten uns mit unerwünschter Taufe. Da die Jagd in den durchreisten Gegenden wider alles Erwarten unbefriedigend gewesen war, so beschlossen wir im Kriegsrat, nicht den Marsch auf Mehedîa, wie erst ursprünglich beabsichtigt, fortzusetzen, sondern uns in nordwestlicher Richtung in das wildreichere Hügelland bei Zarmidîn zu ziehen.

Die Landschaft, welche wir an diesem Tage durchritten, bot wenig Bemerkenswertes dar. Es waren die gleichen kahlen Höhenzüge, welche wir bereits auf dem Marsche nach El Djem kennen gelernt hatten. Gegen Mittag machten wir in einem kleinen Duâr in der Nähe eines Brunnens kurze Rast und trafen gegen halb 5 Uhr in Zarmidîn ein.

Einer unserer Reisegefährten hatte bereits früher die Bekanntschaft eines hier ansässigen Eingeborenen gemacht, welcher in dem von tiefen Erdspalten durchfurchten Gelände westlich von Zarmidîn eine ungefähr eine Stunde vom Dorfe entfernte Hütte besaß, in der er sich mit seiner Familie während der Sommermonate aufzuhalten pflegte. In dieser wollten wir übernachten.

Nachdem wir den neuen Gastfreund im Dorfe ausfindig gemacht hatten, setzten wir uns wieder in Marsch und erreichten

auf einem ganz schauderhaften Pfade, der uns bald durch tiefen Sand und bald über rauhen Felsboden, durch steilabschüssige Gründe hinauf und hinab führte, endlich in völliger Dunkelheit den Lagerplatz.

Die Sommerresidenz des Orientalen lag in einer Thalkehle und bestand aus einer nur wenige Meter im Geviert haltenden Höhle, welche in eine fast senkrecht abfallende Lehmwand gearbeitet worden war. Nach vorn war dieselbe durch eine aus Olivenzweigen gebaute und mit Reisig und schilfartigem Grase überdeckte Hütte erweitert.

Wir brachten unser Gepäck, Flinten und Sattelzeug in der Höhle unter und richteten uns selbst ein Lager in dem luftigeren Vorraum her. Da es immer noch recht windig war, so konnten wir nicht im Freien kochen, sondern mußten das Feuer in einer geschützten Ecke der Laubhütte anfachen. Es war dies ein unangenehmer Notbehelf; denn der Qualm des noch fast grünen Reisigs, der keinen rechten Abzug finden konnte, lagerte sich dicht im ganzen Raume und trieb uns die Thränen in die Augen.

In der Nacht erweckte mich ein Geräusch, das von dem über der Höhle gelegenen Platze, wo unsere Reittiere angekoppelt standen, herzukommen schien, wildes Stampfen und schriller Rossegeschrei. Ich erhob mich, um nach der Ursache der Störung zu schauen. Draußen war es stockfinster, man konnte keine Hand vor Augen sehen. Ich tastete mich vorsichtig vorwärts, plötzlich gab der Boden unter meinen Füßen nach, ich rutschte haltlos eine abschüssige Erdwand hinab und fühlte einen brennenden Schmerz in beiden Beinen. Wie mit tausend glühenden Nadeln stach es mir in die Haut, ich saß in einer der dichten Dornhecken, von den Arabern Sarib genannt, welche von den Eingeborenen als Schutzwall um ihre Wohnstätten aufgehäuft werden und fast undurchdringlich sind.

Ich war recht leicht gekleidet; denn meine Drillichhosen, welche mir, als ich sie dermaleinst zu Weimar auf der Kompagniekammer empfangen hatte, unverwüstlich geschienen, hatten hier in Nordafrika unter den unbarmherzigen Händen arabischer und maltesischer Wäscherinnen doch ihr festes Gewebe bedenklich eingebüßt. Durch dieses drangen die spitzen Dornen wie haarfeine Nadeln hindurch, und nur unter blutigen Rissen vermochte ich mich aus der innigen Umarmung zu befreien.

Der Streit unter den Einhufern war bald geschlichtet, ein Pferd war losgekommen und hatte sich nun die Zeit damit vertrieben, die anderen Reisegenossen durch Kneifen und freundschaftliche Hufschläge zu necken. Ich fing es ein und band es recht sorgsam wieder fest, da blieb denn Ruhe für die Nacht. Mit meinem Schlafe war es jedoch so ziemlich vorüber, denn die Dornenstiche prickelten wie höllisches Feuer in der Haut. Wie vorausgesehen, war die Jagd hier etwas besser bestellt, und auf der am Vormittag angestellten Suche wurden einige Hasen und eine größere Anzahl der ausgezeichneten Steinhühner geschossen. In einem waidgerecht veranstalteten Treiben, welches jedoch hier in diesem zerschnittenen Gelände ganz unmöglich war, wäre das Ergebnis zweifellos weit besser gewesen, denn diese Gegend ist eine der wildreichsten des Sahel-Gebietes. Nach dem Essen verabschiedeten wir uns von unserem einfachen, aber freundlichen Gastgeber und traten unsere Heimreise nach Monastîr an, das wir ohne weitere Zwischenfälle gegen Sonnenuntergang erreichten.





Kapitel XIV.

Sfax und die Kerkena-Inseln.

Wenn der französische oder italienische Postdampfer die Reede von La Goulette verläßt, um die Fahrt längs der tunesischen Ostküste durch die Kleine Syrte nach Tripolis und Malta anzutreten, so zeigt die Reisegesellschaft eine ganz andere Physiognomie, als beim Einlaufen von Marseille oder Livorno. Das europäische Element, das bis dahin ausschließlich vorherrschte, tritt zurück, und dafür füllen sich Zwischendeck und Kajüten mit orientalischen Gästen. Besonders das erstere wird von den mosleminischen Reisenden bevorzugt, denn hier können sie behaglicher als in den engen Kabinen die gewohnte Lebensweise fortsetzen und auch ohne Zwang die mitgebrachten Proviantvorräte verzehren.

Das Zwischendeck erhält während dieser Fahrten ein ordentlich interessantes Aussehen und wird durch die bunte Gewandung seiner Gäste und deren mannigfachen mitgeschleppten Hausrat seiner ursprünglichen Nüchternheit entkleidet. Auf dem Boden werden bunte Teppiche ausgebreitet, an den Seiten stehen die grellbemalten Truhen, in denen die Tunesen



Kleidung und Schmuck aufzubewahren pflegen und die nun als Sitzbänke dienen, und in einer Ecke des Raumes hat ein eifersüchtiger Gatte durch Aufhängen eines großen Ḥaïks einen Ḥarem gebaut, in dem er seine bessere Hälfte vor den zudringlichen Blicken fremder Reisender bewahrt.

Die jüdischen Kaufleute, auch noch vorwiegend in orientalischer Tracht oder wenigstens mit dem Fez bekleidet, wagen sich schon eher in die 2. Kajüte, während wir bei uns in der 1. Klasse einen seltenen Gast, einen tunesischen General, beherbergten, der sich aber sehr bald seemüde in seine Kabine zurückzog, um erst in Sfax wieder an der Oberfläche zu erscheinen. Es ist scherzhaft, welch einen verhängnisvollen Einfluß die Meerfahrt auf diese Orientalen ausübt. Fast aller Energie und Willenskraft schon durch die kurze Fahrt im Boot von Land an das Schiff beraubt, werden die meisten wie Warenballen von den übermütigen Matrosen an Bord gehißt und im Zweckendeck verstaut. Die Scenen, die sich dann hier bei etwas bewegter See abspielen, erlasse man mir, eingehender zu beschreiben, denn dort unten ist es fürchterlich!

Die ganze tunesische Ostküste ist für größere Schiffe hafenlos und je weiter man nach Süden vordringt, in um so größerer Entfernung vom Lande geht der Postdampfer vor Anker. Vor Sousse, Monastîr und Mehedîa kommen wir der Küste wenigstens noch so nahe, daß man deutlich die Stadt und das Leben und Treiben am Ufer unterscheiden konnte, als aber am zweiten Morgen der Anker in die Tiefe rasselte, da wähnte ich mich noch auf hoher See, denn in weiter Ferne zog der niedere Küstensaum und das Reiseziel hob sich nur undeutlich unterscheidbar als eine weißliche Häusermasse von See und Küste ab. Die Entfernung, in der die Maschine vor dem Lande gestoppt hatte, betrug über 4 km; weiter heranzugehen,

ist den Schiffen nicht möglich, da hier ein breiter Saum von Untiefen und Sandbänken auftritt, der die Küste des Golfes von Gabes in immer steigender Ausdehnung südwärts begleitet.

Ein kleines Segelboot führte die Passagiere in 1½stündiger, langweiliger Fahrt an Land. Von Osten her wehte eine frische Brise, die kurzen Wellen sprangen und tanzten um uns lustig herum und unser kleiner Nachen schloß sich der hüpfenden Bewegung bereitwillig an, sodaß unseren orientalischen Begleitern bald ganz grün und gelb vor Augen wurde. Da machte unser Steuermann eine ungeschickte Bewegung, eine neugierige Welle hatte nur auf den Moment gewartet und sprang sofort über Bord in die Barke mit feuchten Armen mehrere Insassen umklammernd. Auch ich hatte etwas von diesem nassen Gruße abbekommen, aber die heiße Augustsonne trug schon dafür Sorge, daß alles getrocknet war, bevor wir den Fuß an Land setzten.

In keiner tunesischen Stadt ist die Scheidung zwischen Maurenviertel und Frankenviertel, letzteres zugleich Ghetto, so scharf durchgeführt als in Sfax. Das letztere war vor 1881 ebenso wie die eigentliche Stadt mit einer Mauer umgeben, die aber vor einigen Jahren beseitigt worden ist, um eine freiere Entfaltung der Bauthätigkeit zu gewähren und der frischen Seeluft den Zugang zu gestatten. Die drei Thore der alten Umwallung wurden bei Sonnenuntergang verschlossen und erst bei Anbruch des Tages wieder geöffnet, und unter keiner Bedingung war es Christen oder Juden gestattet, die Stadt nach Einbruch der Nacht zu verlassen. Wer verspätet von einer Reise zurückkehrte, war gezwungen, die Nacht vor den Thoren zuzubringen.

Wohl sind die Straßen des Frankenviertels geradlinig und breiter, als man sie sonst in den tunesischen Küstenstädten zu



treffen pflegt, aber durch den Mangel an Sauberkeit unterscheiden sie sich kaum merklich von jenen. In der Bauart der Häuser wechselt der süditalienische Typus mit Balkons und grüngestrichenen Fensterladen mit den niederen, würfelförmigen und fensterlosen Häusern maurischen Stils. Von der Marine führt die Hauptstraße des Frankenviertels, durch das Bâb El Diwan in die Maurenstadt. Neben dem Eingange befindet sich ein großes maurisches Kaffeehaus, das von Eingeborenen und Fremden lebhaft besucht wurde, auch ich verbrachte hier regelmäßig mehrere Stunden des Tages, denn von dem Platze aus vermochte man das ganze geschäftige Leben, das aus der Stadt nach dem Hafen und von diesem in jene zurückflutete, auf das bequemste zu überschauen und die verschiedenen Typen zu studieren.

In der Maurenstadt, die von einer 12—14 m hohen, durch runde und eckige Türme verstärkten Mauer umgeben ist und ein großes Rechteck formt, läuft ein ganz bizarres Netz von engen und winkeligen Straßen kreuz und quer durcheinander, sodaß ein Fremder kaum im stande ist, sich darin zurecht zu finden. Die überwölbten Sûḳs sind recht ansehnlich und weisen auf eine rege Handels- und Gewerbethätigkeit hin; besonders gut ausgestattet sind der Sûḳ El 'Attârîn (Bazar der Parfümhändler) und der Sûḳ El Belġadjîya (Bazar der Schuhmacher). Die Schmiede bilden in Sfax eine recht stattliche Gilde und haben sich in der Nähe des Bâb El Djebli im Sûḳ El Haddadîn niedergelassen. Diese Straße erhält einen eigenartigen, dem Orient eigentlich fremden Ausdruck dadurch, daß an der Außenseite der Häuser ähnlich wie in Schweizer Bergdörfern Holzaltane entlang laufen, die ich sonst nirgend wieder in der Regentschaft gesehen habe.

Die hervorstechenden Eigenschaften der Bewohner von Sfax, der Sfaxîya, sind eine ungemeine Rührigkeit und Fleiß



Albert phot.

Sfax, vom Meere aus gesehen.

in Handel und Gewerbe, ein religiöser Fanatismus, der in letzter Zeit sich allerdings sehr gemäßigt hat, und ein scharf ausgeprägter Lokalpatriotismus, der die Sfaxîya eng zusammenhalten und sich kastenartig gegen die übrigen Tunesen abschließen läßt. Schon äußerlich kennzeichnet sich der Sfaxi durch die Art, wie er seinen Turban um die Sheshîa windet. Alle übrigen Tunesen rollen das Turbantuch, bevor sie es anlegen, rund zusammen, in Sfax weicht man dagegen von dieser Regel ab und schlingt das Tuch breit um das Haupt. Auffallend häufig erblickt man hier Träger von grünen Turbanen, die eigentlich die Schürfa, die direkten Nachkommen des Propheten kennzeichnen, — man scheint es damit in Sfax nicht so genau zu nehmen — und nach der grünen ist die rote Farbe recht bevorzugt.

Es ist schwer zu erklären, wie sich diese Sonderstellung, die die Sfaxîya in der Regentschaft einnehmen, herausgebildet hat, sicher muß man aber zugestehen, daß es außerordentlich tüchtige Leute sind, die es verstehen, sich auch mit den neuen Verhältnissen abzufinden. Die Stadt Sfax liegt in keiner sonderlich fruchtbaren Gegend; wenn man vor das Bâb El Djebli hinaustritt, ist man versucht, sie eher für eine Streusandbüchse zu halten, aber dennoch haben es die Bürger mit einem großen Aufwand an Feiß und Ausdauer fertig gebracht, in einer Entfernung von etwa 3 km von der Stadt, wo der Boden etwas besser wird, riesige Gartenanlagen herzustellen. Wie ein gewaltiger Fächer umgeben diese in einer Breite von 7—10 km die Stadt und liefern einen reichen Ertrag von Früchten aller Art. Es bleibt der Ehrgeiz eines jeden Sfaxi, hier draußen ein Stück Erde sein zu nennen, wo er mit Vorliebe die freie Zeit, die ihm sein in der Stadt betriebenes Geschäft läßt, zubringt. Jeder Garten ist mit einer hohen Hecke von Opuntienkaktus eingefriedigt und in seiner Mitte



erhebt sich ein kleines turmartiges Gebäude, in dem die Ernte vorläufig Aufnahme findet. Daneben ist ein Brunnen gegraben, der zwar nur magnesiumhaltiges und daher nicht genießbares Wasser enthält, aber doch der befruchtende Segenspender und Erhalter der ganzen Gartenanlage ist; denn ohne die häufig wiederholte Berieselung würde der ganze Garten elend vertrocknen und verkommen.

Der am häufigsten angebaute Fruchtbaum ist die Olive, deren Früchte in dieser Gegend ein besonders schönes und schmackhaftes Öl liefern. In weniger günstigen Jahren reicht aber der Ertrag nicht einmal aus, um den lokalen Konsum zu befriedigen, und es muß dann noch Speiseöl aus dem Sahel eingeführt werden. Die ordinären Ölsorten werden ähnlich wie in Sousse und Monastîr zur Seifenfabrikation verwandt, während die Treber nach Marseille ausgeführt werden.

Eine besondere Pflege wird den Mandel- und den Pistazienbäumen zu teil, deren Früchte sehr gesucht sind und von denen jährlich etwa 60000 und 8000 kg zur Ausfuhr gelangen. Daneben findet man in den Gärten noch Äpfel, Birnen, Quitten, Aprikosen, Pfirsiche, Granatäpfel, Orangen, Citronen u. a. In jüngerer Zeit ist auch mit dem Anbau der Weinrebe ein sehr glücklich gelungener Versuch gemacht worden, gegenwärtig ist wohl eine halbe Million Reben angepflanzt. Zwischen den Bäumen wird ferner auch Getreide angebaut und verschiedene Arten von Sämereien, die in der tunesischen Küche eine vielfältige Verwendung finden, gezogen.

Es ist ein interessantes Bild, wenn gegen Abend die Bewohner von Sfax in dichten Scharen aus ihren Gärten in die Stadt zurückkehren. Die kleinen Esel sind mit Fruchtkörben oder Hausgerät schwer beladen, obenauf thront noch ein kleiner Bursche, der mit seinen großen, braunen Augen

vergnügt in die Welt blickt. Die Frauen schreiten dicht verschleiert und in den großen, weiten Ḥâïk gehüllt hinterher und treiben das geduldige Packtier an, und zum Schluß folgt der Gebieter und Herr, der mit behaglicher Miene überrechnet, wieviel Piaster ihm heuer die vielversprechende Olivenernte eintragen wird. Während der heißen Jahreszeit bleibt oft die ganze Familie auch nachtsüber im Grünen und schläft unter einem leichten Zelttuche, beschützt von den wachsamen, langhaarigen Spitzhunden, die bei jedem verdächtigen Geräusch sofort anschlagen.

Einen großen, tief empfundenen Mangel für die Stadt bildet das gänzliche Fehlen von Brunnen oder natürlichen Quellen, die Bürgerschaft bleibt daher ausschließlich auf Regenwasser angewiesen. Im nördlichen Teile der Regentschaft wäre dies nicht besonders schlimm, da eine gewisse Regenmenge in jedem Winter fällt, anders und weit bedenklicher ist es aber hier im Süden, wo man im Durchschnitt nur etwa alle drei Jahre auf einen regenreichen Winter rechnen kann. Die Cisternen unter den Häusern der Maurenstadt sind daher auch meist so geräumig gebaut, daß ihr Inhalt, ist die Cisterne einmal wirklich gefüllt, bei mäßigem Verbrauch wohl drei Jahre ausreichen kann. Schlimmer ist es um die Bewohner der Frankenstadt bestellt. Die Häuser dieses Viertels sind auf sehr jungem Schwemmlande erbaut und das schon bei 1 m Tiefe aufquellende Grundwasser verhindert ein Tieferführen der Fundamente oder gar die Anlage von Cisternen. Wollte man solche trotzdem mit Überwindung aller Schwierigkeiten bauen, so würde man doch niemals die Wände so dicht machen können, als daß eine Filtration des brackigen oder salzigen Grundwassers vermieden würde.

Die Insassen des Frankenviertels bleiben daher auf das

Wasser angewiesen, das auf Eseln verladen mehrere Kilometer weit herbeigeführt wird. Ein um das Gemeinwohl besorgter Bürger — eine bei den Moslemîn seltene Erscheinung —, dem vor allem die stete Wasserkalamität am Herzen lag, hat vor langen Jahren auf dem Plane vor dem Bâb El Djebli eine großartige öffentliche Cisternenanlage: die Nasrîa, erbauen lassen. Das unterirdische Bauwerk besteht aus nicht weniger als 597 einzelnen Cisternen, die untereinander in Verbindung stehen und von denen jede einen Inhalt von etwa 15 Kubikmetern besitzt. In diesen Reservoirs kann in regenreichen Jahren eine ganz gewaltige Menge Wasser aufgesammelt werden, die den Bürgern nach dem Versiegen der privaten Cisternen in der Stadt unentgeltlich zur Verfügung steht. Leider hat die orientalische Saumseligkeit die gemeinnützige Anlage nicht mit der gebührenden Sorgfalt gepflegt, das Mauerwerk beginnt zu zerbröckeln, und der Boden ist wohl seit langen, langen Jahren niemals gereinigt worden.

Ein anderes, großes Sammelbecken, die Fesgîa, befindet sich etwa 15 km nordwestlich der Stadt; dort ist ein kleiner periodischer Wasserlauf durch einen Dammbau aufgestaut und das Wasser wird durch zwei Klärbecken, in denen sich der mitgeführte Schlamm und Sand niederschlägt, in ein drittes großes Sammelbassin geleitet. Da dieses aber offen ist, so wird ein großer Teil des Wassers durch die Sonnenbestrahlung im Sommer verdunstet.

Zugleich mit den mancherlei Produkten, welche die nähere Umgebung der Stadt hervorbringt, wie Olivenöl, Oliventreber, Mandeln, Pistazien, Sämereien u. s. w., kommen in Sfax auch die Landeserzeugnisse der nomadisierenden Bevölkerung, Getreide und Wolle, und ein großer Teil der Dattelernte des Belad El Djerîd zur Ausfuhr. Der Getreidemarkt (raḥba) befindet sich am Südausgange des Frankenviertels unweit des

Meeresstrandes. Dorthin bringen die sonnengebräunten Söhne der Steppe in langen Kamelkarawanen den Ertrag ihrer Felder. Ein buntes Treiben entfaltet sich während der Vormittagsstunden auf der Rahba unter einem vor Sonne und Regen schützenden Blechdache, da wird gefeilscht und gehandelt, Käufer und Verkäufer suchen einander zu übervorteilen, wo es nur geht, und oft beendet ein hitziges Wortgefecht mit aufgeregten Gestikulationen den stundenlangen Handel. Dann wird endlich das Getreide von fiskalischen Beamten gemessen, wofür eine bestimmte Gebühr zu erlegen ist, in die Säcke des Käufers geschüttet, und der Nomade knüpft den Erlös in einen Zipfel seines zerrissenen Burnus, der oft genug den gesamten Schatz seiner Garderobe ausmacht.

Neben Getreide und Wolle bringen die Nomaden aus den Hochsteppen des Innern auch gewaltige Ladungen von Ḥalfa, den Halmen des starren Grases Stipa tenacissima, die in einzelnen Büscheln weite Flächen des sterilen Bodens bedeckt, an die Küste. Das Ḥalfagras wird in Sfax vermittelst hydraulischer Pressen in Ballen gepreßt, mit Eisenbändern beschlagen und dann nach England und Schottland verschifft, wo es zur Papierfabrikation Verwendung findet. Von Sfax werden jährlich etwa 10 Millionen Kilo Ḥalfa ausgeführt, und es kommen von England spezielle Dampfer, die nur diese Ladung einnehmen.

Außer dem eigentlichen Ḥalfa wird in den Steppen vom Juni bis zum August noch eine andere Graspflanze (Lygeum spartum) geschnitten, das die Araber Ḥalfa mabûla (das verrückte Ḥalfa) nennen. Dieses besitzt eine schmiegsame, dem Hanf ähnliche Faser und wird gleich diesem zur Anfertigung von Flechtwerk und in der Seilerei verwendet. Die Halme werden mit Holzschlägeln kräftig bearbeitet und so die einzelnen Längsfasern von einander gelöst. In Sfax und auf



den nahen Kerkena-Inseln hat sich eine selbständige Industrie herausgebildet, welche dieses Pflanzenprodukt verarbeitet. Ich sah daraus gefertigte Taue, Seile und Stricke in jeder Stärke, die von den das Mittelmeer befahrenden Schiffen häufig an Stelle der Hanftaue verwendet werden; denn einmal sind sie bedeutend billiger als diese und dann bewahren sie auch im Seewasser eine außerordentliche Haltbarkeit.

Am Meeresstrande sah ich, wie Wäsche in der Sonne zum Trocknen aufgehängt, an Stangen und Stricken merkwürdig gestaltete Körper befestigt. Bei näherer Prüfung erkannte ich, daß es Tintenfische waren, die nach dem Zusammentrocknen eine so eigentümliche Form angenommen hatten. Die seichten Gewässer des Golfes von Gabes sind reich an Polypen und der Fang derselben liefert so hohe Erträge, daß der einheimische Konsum sie bei weitem nicht überwältigen kann. Den größten Teil läßt man daher in der Sonne trocknen und verschifft sie dann in diesem Zustande nach Griechenland, wo die Polypen eine begehrte Fastenspeise, ähnlich wie bei uns der Häring, bilden.

Überhaupt sind die Gewässer um Sfax und die Kerkena-Inseln ungemein fischreich und bieten den Küstenbewohnern eine gute Einnahmequelle. Das edelste Produkt aber, das vom Meere hier geliefert wird, ist der Badeschwamm, zu dessen Fang in jedem Jahre eine stattliche Flottille von kleineren Segelfahrzeugen auszieht. Die Schwammausbeute an der tunesischen Küste wird von der tunesischen Regierung für einen Zeitraum von drei Jahren an den Meistbietenden verpachtet. Jahrzehnte hindurch sind diese ausschließlich Pariser Häuser gewesen, wie ja auch Paris überhaupt den Schwammhandel auf dem Weltmarkte beherrscht. Unter den vier im Golfe von Gabes gefischten Sorten (Djerbi, Kerkeni, Djirzis und Hadjemi) nimmt der vorletzt genannte Typus infolge der Feinheit seiner Struktur die erste Stelle ein.

An dem Einsammeln der Schwämme beteiligen sich neben der eingeborenen Küstenbevölkerung auch zahlreiche sicilianische und griechische Fischer mit ihren Fahrzeugen, die sich zu dem Zweck verschiedenartiger Fanginstrumente bedienen. Wenn das Wasser nicht tiefer als 9—10 m und recht klar ist, so fischen die Eingeborenen und Sicilianer mit dem Dreizack, den sie mit geübter Hand in die Tiefe schleudern und so den Schwamm vom Grunde ablösen. In tieferem Wasser arbeiten die griechischen Fahrzeuge (Sacoleven) mit einem Gangava genannten Scharrnetz, das neben Schwämmen auch Fische, Polypen, Muscheln und alle möglichen frutti de mare an die Oberfläche fördert. Seltener kommt die Taucherglocke zur Anwendung, dagegen haben sich einige Eingeborene der Kerkena-Inseln im freien Tauchen versucht, arbeiten aber meist nur in einem 5—6 m tiefen Wasser und gehen nur ungern in größere Tiefen.

Für die gesamte Schwammfischerei des Golfes von Gabes bildet Sfax den Mittelpunkt des Verkehrs. Hier befindet sich das Bureau des Generalpächters, hier wird der Hauptmarkt abgehalten und die Fischer, die meistens auf Vorschuß arbeiten, erhalten von hier ihre Provisionen, die sie in Waren bezahlen. Der Hafen von Sfax wird daher immer von einer großen Zahl kleiner Boote belebt, die dicht am Ufer anlegen können, während die großen Schiffe in weiter Entfernung vom Lande vor Anker gehen müssen. Interessant ist, daß sich in diesen seichten Gewässern der Wechsel von Ebbe und Flut deutlich bemerkbar macht, die Amplitude beträgt 1,5—1,8 m, und während der Ebbezeit sieht man die kleineren, nahe dem Lande verankerten Boote auf der Flanke liegen. Ich komme auf dieses Phänomen später ausführlicher zurück.

Zu den großen Projekten, die staatlicherseits für die Zukunft geplant sind, gehört auch der Bau eines Seehafens und die Ausführung einer Eisenbahnlinie von Sfax nach Gafça mit



entsprechender späterer Verlängerung bis Tebessa und Anschluß an das algerische Bahnnetz. Vor der Hand schlummern diese Pläne allerdings noch in den Mappen des Ministeriums, denn zu ihrer Ausführung gehört Geld und sehr viel Geld. Trotz der besten Finanzwirtschaft und des sich stets steigernden Ertrages ist die Regentschaft für den Augenblick noch nicht fähig, so schwere Lasten auf die Schultern zu nehmen, zumal das Budget durch den kürzlich vollendeten Hafen von Tunis und den noch im Bau begriffenen Hafen von Bizerte stark in Anspruch genommen ist.

Wie schon mehrfach erwähnt, nehmen die Bewohner der nahe gelegenen Kerkena-Inseln an der Küstenschiffahrt und dem Fischereibetriebe in der Kleinen Syrte einen sehr lebhaften Anteil. Die insulare Lage ihrer Heimat führte sie ebenso wie die Bewohner von Djerba schon frühzeitig auf das Meer, und die reichen Fischgründe, welche die Inselgruppe umgeben und eine ergiebige Ausbeute bieten, lockten sie besonders hinaus, wenn der Boden nur kärgliche Nahrung bot.

Die aus zwei größeren Inseln und mehreren kleineren Eilanden bestehende Gruppe gehört ihrem geologischen Aufbau nach dem nahe gelegenen Festlande an und ist von diesem erst in sehr junger Zeit durch einen Grabeneinbruch, den Kerkena-Kanal, von jenem abgetrennt worden. Die Inseln bilden den aufragenden Teil einer ausgedehnten submarinen Tafel, die gen Osten und Nordosten weit in das Meer hinausragt. Diesem Charakter entsprechend sind die Inseln ganz flach und niedrig und steigen nur wenige Meter über den Meeresspiegel auf, sodaß man das Land erst in größerer Nähe vom Schiffe aus bemerken kann.

Der nördlichen großen Insel, die den eigentlichen Namen Kerkena führt und eine gezackte, buchtenreiche Küste besitzt, sind mehrere kleinere, durch das Meer abgegliederte Eilande vorgelagert: im Osten die Insel Gremdi, sowie einige kleinere

Riffe, im Norden die Inseln Rumedîa und Hermedîa und im Westen die kleinen Eilande Çesnu und Sharmedîa. Die südliche Insel Dzîra (auch Çeǵîra, die Kleine, genannt) hat eine dreieckige Gestalt, und ist von der Insel Kerkena durch einen kleinen, seichten Kanal getrennt, der in römischer Zeit durch eine solide Steinbrücke überwölbt war. Die Zeit und die Wellen haben jetzt das Bauwerk vernichtet, nur die Trümmer seiner massiven Pfeiler sind noch sichtbar. Ein großer Teil der Inseln wird von Sandflächen, in denen verdunstende Salzpfannen und Lagunen (Sebkha) eingelagert sind, eingenommen, der Rest des Landes ist ziemlich fruchtbarer Boden, der mit Dattelpalmen bepflanzt ist und mit Getreide bestellt wird.

Die Bewohner der Kerkena-Inseln sind ein sehr biederes, offenes und gastfreies Völkchen von hoher Intelligenz und außerordentlicher Regsamkeit und Fleiß. Während die Männer einen großen Teil des Jahres über draußen auf dem Meere sind, bestellen die Frauen die Felder und beschäftigen sich in der Hausindustrie mit Weberei und der Herstellung von Halfaflechtereien. Die bedeutendste Ortschaft auf Dzîra ist Melita mit etwa 1900 E., auf der Insel Kerkena sind von größeren Siedelungen zu nennen: Ramla mit ca. 2500 E., El Attâya mit ca. 2000 E. und Sherki mit ca. 1900 E., alle im südlichen fruchtbaren Teil der Insel gelegen. Die Kerkenesen, deren Vorfahren noch vor nicht zu weit zurückliegender Zeit das Mittelmeer durch kühne Piratenzüge unsicher machten, sind heute zu ehrlichen Bürgern geworden. Ihre Redlichkeit und Zuverlässigkeit habe ich auf mancher Fahrt in der Kleinen Syrte erproben können.



Kapitel XV.

Das Belad El Djerîd.

Der felsige Knotenpunkt der saharischen Atlaskette, die schroffen Berge der Aures entsenden in östlicher Richtung eine Reihe von Ausläufern, welche sich allmählich verflachend das zentral- und südtunesische Bergland bilden.

Der bedeutendste dieser Bergzüge, der 1440 m hohe Djebel Bû Djellâl, tritt südlich von Tebessa als Djebel Tamesmîda auf tunesisches Gebiet über und streicht anfangs in östlicher, dann in nordöstlicher Richtung unter verschiedenen Namen mit Gipfelhöhen von 1200—1600 m weiter. Durch 12 bis 15 km breite Hochsteppen, das Belad Dokha und das Belad Kaçerîn, von diesen Bergen getrennt zieht im Süden eine zweite Höhenlinie der ersten parallel, welche von Westen nach Osten laufend das Plateau von Feriâna im Norden umsäumt und sich von hier gen Nordosten wendet. Südlich dieser Kette dehnt sich bis zum Berglande von Gafça eine öde, unfruchtbare, von Steingeröll und Sanddünen erfüllte Tafel, welche nur in ihrem östlichen Teile von Djebel Sidi 'Aîsh (1089 m) und dem Djebel Suênia (680 m) durchschnitten wird.

Das Bergland von Gafça wird durch zwei niedere Höhenzüge gebildet, welche westlich der Oase in einem spitzen Winkel aufeinander treffen und das Belad Duâra mit der Sebkha Ed Dûza zwischen sich einschließen. Östlich der Oase von Gafça setzt sich der vereinte Höhenzug als Djebel Orbata fort, welcher eine Höhe von 1170 m erreicht und sich wieder in zwei Zweige gabelt, in einen nordöstlichen, den Bergzug des Djebel Bû Bellêl im Gebiete der berberischen Ulâd Senêd, und einen östlichen, das Bergland von El 'Ayaîsha, an welches sich von Südwesten her der 1050 m hohe Djebel Berda heranzieht. Im Süden dieser Berggruppen breitet sich eine der in ganz Nordafrika häufigen Landdepressionen, Sebkhas, auch Shotts genannt, welche jedoch nirgends in einer so bedeutenden Ausdehnung auftreten, als hier am Rande der Sahara. Diese tiefe und breite Mulde nimmt in der Höhe von Biskra ihren Ursprung und zieht eine größere Anzahl durch schmale Isthmen getrennter Shottbecken bildend in einer Länge von etwa 375 km in östlicher Richtung bis in die Nähe des Gestades der Kleinen Syrte bei Gabes.

Die drei hervorragendsten Teile dieser langgestreckten Niederung sind der Shott Melġîr, 50 km südlich von Biskra in der Provinz Constantine, der Shott El Ġarsa auf der algerisch-tunesischen Grenze und der Shott El Djerîd im Süden des Berglandes von Gafça. Im Norden wird der letztere durch eine Kette niedriger vielnamiger Hügel umschlossen, welcher auf der Südseite des Shott El Fedjêdj, der langgestreckten östlichsten Ausbuchtung des Shott El Djerîd, der steil aufsteigende, zackige Djebel Tebâga parallel zieht. An den Fuß desselben lehnt sich die fruchtbare Oasengruppe der Nefzâua, und jenseits derselben erheben sich die beweglichen Sanddünen der Sahararegion.

Die Höhenzüge des südtunesischen Berglandes setzen sich



vornehmlich aus kretazeischen Kalken, bunten Mergeln, Gipsen und Dolomiten zusammen, welche an vielen Stellen von tertiären Schichten bedeckt werden. Die zwischen ihnen eingeschlossenen Plateaus, welche sich besonders nördlich und südlich der Oase von Gafça ausbreiten, sind traurig öde und vegetationslose Landstriche. Schon Sallust*) giebt eine noch für die heutige Zeit zutreffende Schilderung dieser Gebiete. Das Land um die Oase war auch zu seiner Zeit eine ungeheure Wüstenei, unbebaut, wasserarm und von Schlangen erfüllt, deren Kraft durch Mangel an Nahrung und noch mehr durch Durst, wie bei allen wilden Tieren, zu wachsen schien. Nur unter großen Entbehrungen und unter Aufbietung aller moralischen Kraft vermochte Marius sein Heer durch diese Wüsten zu führen und die Überrumpelung von Capsa (Gafça) ins Werk zu setzen.

Die Vegetation des tunesischen Südens ist überaus dürftig; das heiße, trockene Klima und der Mangel an Wasser steht einer reicheren floristischen Entwickelung entgegen, welche desto armseliger wird, je weiter sich der Reisende der Sahara nähert.

Die Bergzüge nördlich von Feriâna sind noch mit dem die Landschaft des ganzen westlichen Mittelmeerbeckens charakterisierenden immergrünen Strauchwalde, den maquis, bedeckt, welcher sich aus Myrten, Cistrosen, Mastixbäumen, niederen Akazien, Wacholder- und Judendornsträuchern zusammensetzt. Die aus weißem Gips und rotem Dolomit bestehenden Felsen des Südens starren nackt und kahl in sengender Glut.

In den weiten Steppen östlich der Berggruppen sprießt die genügsame Halfapflanze (Stipa tenacissima), welche selbst aus dem ausgetrocknetsten und dürrsten Boden genügende Nahrung aufzunehmen weiß. Zwischen den Grasbüscheln

*) De bello Jugurthino, Kap. 89.

zerstreut blühen Artemisia campestris, Artemisia herba alba, Rosmarin, Thymian und ein Gamander, Teucrium chamaepytis. Im Frühjahr schmückt sich die Steppe mit den gelben Blüten der Passerina hirsuta und auf weiten Flächen mit dem blau-blühenden Convolvulus tricolor, welche von fern gesehen leicht das Trugbild einer ausgedehnten Wasserfläche hervorzurufen vermögen.

Die tiefausgewaschenen Betten der im Sommer trockenen Gießbäche, welche häufig die Steppe durchschneiden, zeigen eine lebhaftere Vegetationsentwickelung. Auf ihrer Sohle und den steilen Hängen wachsen prächtig blühende Oleander, Tamarinden, Ginsterbüsche, Lentisken, Wacholder, Zizyphus vulgaris und Cedrus atlanticus.

Das Belad Thala, die Hochsteppe zwischen dem Djebel Bellil und dem angeblich goldhaltigen Djebel Bû Hedma im Norden und dem Berglande von El 'Ayaîsh im Süden ist reich mit Stämmen der gummispendenden Acacia tortilis bestanden, welche nach Pelissier*), der zuerst von ihrem Vorkommen Nachricht gab, hier geschlossene große Wälder bilden. Diese Behauptung ist stark übertrieben; denn V. Mayet, welcher diese Gegenden im Frühjahr 1884 bereiste, berichtet**), daß die Bäume, welche hier und dort Gruppen von 15 bis 20 Stämmen bilden, weit zerstreut und oft 50 bis 100 m voneinander entfernt stehen. Sie erreichen eine Höhe von 10 m und einen Umfang von 2 bis 3 m; in ihrer Krone nisten unzählige Sperlinge (Passer hispaniolensis), und die Beduinenstämme beackern das von den Bäumen beschattete Land.

Der Boden der Thala bildet an manchen Stellen eine wahre Prärie; die auch hier vorherrschende Pflanze ist das

*) Description de la Régence de Tunis. Paris 1853.
**) Voyage dans le Sud de la Tunisie. Paris 1887.

Halfagras, dazwischen blühen eine weiße Anthemis, die starre Rose von Jericho (Astericus pygmaeus), eine ockergelbe Ringelblume (Cladanthus arabicus), die weiße Statice Thouini und die rosenrote St. pruinosa.

Auf den Hochebenen des Inneren sind Peganum hermala und Limoniastrum Guyonanum die ständigen Begleiter des Reisenden. Die erstere ist giftig und besonders von den Karawanen gefürchtet; frißt ein Kamel davon, so verendet es gewöhnlich schon nach einigen Stunden. Das Limoniastrum ist unschädlich und sehr salzhaltig und wird von den Tieren gern abgeweidet.

In dem wildreichen Belad Segi, südlich der 'Ayaîshaberge sproßt außer diesen noch das aromatische Geranium arborescens und eine der Kapflora angehörige Pflanze Aptherantes Guyoniana.

Um die Shottbecken wachsen niedere, bläuliche Salsolaceen, dazwischen vereinzelte Tamarinden, Gebüsche von Anabasis, Limoniastrum mit roten Blüten und Atriplex hulimus. Die Landschaft wird immer öder, bis die Wüstenregion alles Pflanzenleben tötet. Sir Playfair vergleicht die Sahara nach Herodot sehr hübsch mit „einer Pantherhaut von Sand, hier und da mit eingestreuten Oasen, aber dennoch überall Unfruchtbarkeit und Barbarei zeigend*)".

In diesen Oasen konzentriert sich das Leben der Saharabewohner, sie sind die Häfen in dem weiten Sand- und Felsmeer, und zwischen ihnen entwickelte sich jener bis tief ins Herz des Sudans greifende Handels- und Karawanenverkehr. Den vornehmlichen Reichtum und die Erwerbsquelle dieser grünen Eilande bilden die Dattelpflanzungen. Hier ist das

*) The Mediterranean Sea in den Proceedings of the Royal Geographical Society. London 1890.

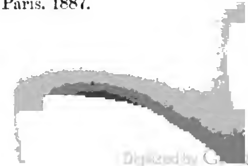
eigentliche Paradies der Dattelpalme, welche nirgendwo anders so köstliche Früchte reift. Sprudelnde Quellen berieseln ihr Wurzelwerk, und die majestätische Krone badet sich in feurigem Sonnengold. Das farbenreiche Blattwerk wechselt von tiefstem Grün zu brennendem Rot, durchhaucht mit hellgrünen, gelben und orangefarbenen Tinten.

Für den Oasenbewohner ist dieser Baum unentbehrlich, wie die Kokospalme für den Südseeinsulaner und das Bambusrohr für den Chinesen. Der Stamm ist das einzige Holz, welches ihm zum Bau seiner Häuser und der zahlreichen Brückenstege über die Bewässerungsgräben dienen könnte; die Blattwedel (djerîd) werden zur Herstellung von Hecken und Hürden verwendet; die Packsättel sind mit den elastischen Fasern, welche den Fuß des Stammes bedecken, gestopft; der breite Teil der Blattstiele dient als Maurerkelle oder den Wäscherinnen als Schlegel*); die Matten und Körbe, welche hier einen allgemeinen Gebrauch finden, sind aus den Blattfasern hergestellt; der Saft wird unter dem Namen lagmi getrunken; die Frucht (temör) endlich bildet den Hauptbestandteil der Nahrung. Der Mensch ißt das Fleisch derselben, das Dromedar verzehrt die Kerne.**)

Nach Angabe der Araber giebt es nicht weniger als 70 deutlich von einander unterscheidbare Varietäten der Dattelpalme; die geschätztesten und zuckerreichsten Arten sind: Deglat En Nûr, Matâta, Agiûa, Djerba, Khadhûri, Kenta, Arekhti und Ammâri.

*) In Nordafrika wird die Wäsche von den eingeborenen Frauen nicht mit den Händen gewaschen, sondern mit den Füßen getreten und mit diesen Palmschlegeln geklopft, als schmutzlösendes Mittel wird an Stelle von Seife eine thonige Erde benutzt; es gehört natürlich ein sehr festes Gewebe der Stoffe dazu, um eine solche Behandlung vertragen zu können.

**) V. Mayet. Voyage dans le Sud de la Tunisie. Paris. 1887.



Der goldgelbe, transparente Deglat En Nûr des tunesischen Belad El Djerîd ist die köstlichste Dattelfrucht, welche ich je genossen, und wird nach meiner Ansicht in Geschmack und Güte von keiner Dattel eines anderen Landes erreicht. Im Schatten ihrer auf hohem, schlankem Schafte sich wiegenden Blattkronen gedeihen alle Arten von Fruchtbäumen prächtig. Die Aprikosenbäume erreichen hier eine Höhe von 10 bis 12 m und einen Umfang von 2 bis 3 m. Die Stämme der Feigen-, Mandel- und Orangenbäume werden fast ebenso stark, die Citronen-, Apfel-, Pflaumen- und Granatbäume bleiben zwar hinter diesen Maßen zurück, entwickeln sich aber auch üppiger als sonst an der Küste oder in Europa. Gigantische Weinreben schlingen sich um die Palmenstämme und formen zwischen ihnen ein wahres Lianendickicht.

Die von den Oasenbewohnern angebauten Getreidearten sind Weizen, Gerste, Mais und Saubohnen; hierzu treten verschiedene Sämereien (Fenchel, Kümmel, Koriander, Hirse u. a.) und in Gärten Melonen, Wassermelonen, Kürbisse und mancherlei Gemüse.

Das Tierleben zeigt in den nur von vereinzelten, nomadisierenden Stämmen durchstreiften Bergländern und Steppen seine eigenen Arten und Formen. Hier konnte sich ungestörter eine reichere Raubtierfauna erhalten, als es in den volksreicheren und mehr bebauten Gebieten von Nordtunis und der Ostküste möglich war. Löwe und Panther sind zwar glücklicher Weise recht seltene Gäste aus den algerischen Wäldern, der Gepard streift nördlich nur bis in die Berge der Nefzaûa am Südrande der Shotts, aber der zierliche Serval, von den Franzosen chat tigre genannt, ist die, wenn auch nicht sehr zahlreiche, so doch im ganzen Gebiete am häufigsten beobachtete Katzenform, welcher sich noch die Felis Libyca, die angebliche Stammmutter unserer Hauskatze, zugesellt.

Das gemeinste Raubtier ist der Schakal, seltener, aber doch fast überall anzutreffen, die gestreifte Hyäne, während der großohrige Fennek oder Wüstenfuchs (Canis cerdo) sich mehr auf den Rand der Wüste beschränkt. In seiner Nähe finden wir den Wüstenigel (Erinaceus deserti), in den Bergen dagegen einen anderen, auf langen Springbeinen stehenden Insektivoren, Macroscelides Rozeti, und ein zahlreiches Heer von Nagern: Stachelschweine, Hasen (Lepus aegyptius), Springmäuse (Dipus aegyptius) und den Gondi der Araber (Ctenodactylus Gundi). Die Bergthäler und besonders das wildreiche Belad Segi werden von kleinen Trupps anmutiger Gazellen belebt, südlich der Shotts äsen die noch zierlichere Gazella minuta und die stattliche Mendes-Antilope (Antilope Mendes oder Addax nasomaculatus), von den Arabern Bû Addas genannt. Auf den Gipfeln und schroffen Wänden der höchsten Berge führt der Muflon (Ovies Tragelaphus), der Arûï der Araber, ein überaus scheues Dasein; derselbe trägt an Kehle, Brust und Knieen eine lange, weißliche Mähne und hat deshalb von den Franzosen den Namen Mouflon à manchettes erhalten. Ein seltenes Wild ist der hin und wieder in diesen Gegenden durchziehende numidische Hirsch, welcher sich aber wegen des Mangels an Wäldern hier niemals lange aufzuhalten pflegt. Derselbe soll nach Duveyrier in den großen Akazienwäldern der tripolitanischen Sahara zwischen Murzuḳ und Ġadâmes keineswegs selten sein, und jedenfalls berühren die Hirsche nur tunesisches Gebiet, wenn sie in der Brunstzeit eine Wanderung in die algerischen Eichenwälder antreten.

Das Wildschwein, etwas kleiner an Gestalt als die europäischen Schwarzkittel, ist überall gemein, da es von den Arabern, denen sein Fleisch als unrein gilt, selten gejagt wird. Einzelne Berberstämme in den Bergen, die es über-

haupt mit den Korânsatzungen nicht so genau nehmen, sollen auch dieses Geschenk Allahs durchaus nicht verschmähen.

In den Felsklüften und an den Steilwänden der Dolomiten horsten verschiedene große Geier- und Adlerarten: der Gänse- und Aasgeier, in Kolonieen am häufigsten, seltener der König der Lüfte, der mächtige Lämmergeier, dann über das ganze Bergrevier verstreut der Steinadler, der Bonellische und der Zwergadler, Rötel-, Feldeggs-, Wespenfalken u. a. m. Aus den Reihen der krähenartigen Vögel finden wir den einsamen, scheuen Kolkraben (Corvus corax), die maurische Elster, den gemeinen Star, den Einfarbstar, und diesen schließen sich die Blaurake (Corracias garrula), der schöngezeichnete, metallisch glänzende Bienenfresser (Merops apiaster) und der in ganz Tunis häufige Wiedehopf, von den Arabern tebib genannt, an.

In der Steppe leben verschiedene Steinschmätzerarten Saxicola deserti, leucomela und cachinnans) und am Wüstenrande seltene Lerchenarten, die Knacker- oder Falkenlerche (Rhamphocoris Clot-Bey), die Certhilauda desertorum und die von unserem Landsmann König neu beobachtete Alaemon Margaritae. Von jagdbaren Hühnervögeln trifft der Reisende in den Bergthälern und den Hochsteppen das Klippenhuhn (Caccabis petrosa) und das Sandflughuhn (Pterocles arenarius), ferner zwei Trappenarten: die Zwergtrappe (Otis tetrax) und die Kragentrappe (Otis houbara).

Eines seltenen, kostbaren Vogels, der noch in diesem Jahrhundert in diesen Gegenden durchaus nicht selten war, jetzt aber fast ganz ausgerottet ist, will ich hier noch Erwähnung thun. Der Strauß war ein ständiger Bewohner dieser weiten Steppen, doch die Gewinnsucht der eingeborenen Jäger hat ihn weiter in die Sahara zurückgetrieben, und nur hin und

wieder verirrt sich ein kleiner Trupp der scheuen Tiere in das Belad El Djerîd.

Eine sehr hervorragende Stellung in der Fauna des sonnenverbrannten, südtunesischen Steppengebietes nehmen die Schlangen ein. Ich nenne hier von den am häufigsten vorkommenden Arten Periops algira, Periops parallela, Psammophis sibilans, Chatacleis diadema, Coelopeltis productus, Echidna mauritanica, Echis carinata und die besonders gefürchteten, sehr giftigen Naja Haje und Cerastes cornutus, die gehörnte Viper, welche letzteren beide von den orientalischen Gauklern zu Schaustellungen benutzt werden.

Von anderen Reptilien sind erwähnenswert: die überall häufige Perleidechse, Lacerta ocellata, der zwischen Felsen lebende Stachelschweif Uromastix acanthinurus, Agama inermis, Tropudocalotes Tripolitanus, ein seltener Gecko, Euprepes Savignyi, Eremias pardalis und Acanthodactylus Savignyi. Die grüne Kröte, Bufo viridis, zeigt durch ihren Ruf süßes Wasser in der Steppe an, während die weniger wählerische Bufo Mauritanica auch brackige Gewässer bewohnt. In ihrer Gesellschaft finden wir häufig Emys leprosa und auf den Berghalden Testudo Ibera.

Die Gewässer der Sahara und die Thermalquellen der Oasen besitzen einen interessanten Reichtum an kleinen Fischen. Die Piscinien zu Gafça sind mit Scharen des 2 bis 3 Zoll langen, dunkelgrünen Chromis Desfontainei erfüllt, welcher ein recht schmackhaftes Fleisch besitzt. In anderen Gewässern leben noch zwei weitere Arten Cyprinodon calaritanus und C. cyanogaster, dazu von Krabben Palaemon varians und Telphusa fluviatalis. Nicht selten ereignet es sich, daß bei dem Bohren von artesischen Brunnen Fische, Krabben und auch Schnecken durch die Wassersäule emporgeschleudert werden, welche seltsame Erscheinung das Vorhandensein einer Ver-



bindung der unterirdischen Wasserbecken mit den Quellen und Bächen auf der Erdoberfläche annehmen läßt*).

Das Land um die Shotts mit den Oasen und die Berge, welche dieselben im Norden umschließen, waren im Mittelalter unter dem Namen Ḳaṣtilîya bekannt, und der Shott El Djerîd hieß Sebkha Fira'ûn (etwa Salzsee des Pharao?). Heute gehört dieses Gebiet zum größten Teile dem Contrôle civil von Tozeur (arabisch Tôzer) an und zerfällt in acht Ḳâïdate.

Das Gebiet zeigt keine einheitliche Besiedelung, sondern gliedert sich in mehrere Oasengruppen, in welchen sich die sedentäre Bevölkerung angesiedelt hat.

Die bedeutendste unter ihnen, die Oase von Tôzer, das alte Tysurus, ist der Sitz der Kantonalsbehörde und zählt etwa 9000 Einwohner, welche verschiedenen Stämmen angehören, vorwiegend berberischen Ursprungs sind und wie in dem gesamten Gebiete um die Shotts sich vielfach mit der äthiopischen Rasse vermischt haben. Die Oase, welche durch drei Bäche, den Ued Bergûga, den Ued El Meshera' und den Ued Sebbâla bewässert wird, zerfällt in acht Ortschaften: Tôzer, Bît Sherîa, Belad El Haddar, Karaûi, Djiḥîm, Abbas, Sîdi Bû Lifa und Tebabsa. Der Bestand an Dattelpalmen beträgt gegen 350 000 Stämme, unter welchen 13 000 Deglat En Nûr. Die Frauen beschäftigen sich mit dem Weben feiner Wollenstoffe, welche einen großen Ruf im ganzen Maġrib genießen.

Die Handelsbeziehungen von Tôzer erstreckten sich einst nach Tunis, Gabes, El Ued, Biskra, Tebessa und Ġadâmes. Heute haben die Tôzaner den Unternehmungsgeist verloren,

---

*) Von Kobelt auch bei Batna in Algerien beobachtet. Reise-Erinnerungen aus Algerien und Tunis. 1885. S. 355.

der sie einst auf die transsaharischen Handelsstraßen führte. Der Verkehr mit den Haussastaaten wird nicht mehr von ihnen selbst unterhalten, und auch die Verbindung mit dem näher gelegenen Gadâmes wird durch die Karawanen dieser Stadt oder durch Nomaden vom Stamme der benachbarten Nefzâua hergestellt. Gegen Beginn des 10. Jahrhunderts war es anders. Damals zogen auf der großen Linie, welche Warglâ als Ausgangspunkt in der Sahara hatte und auf welcher ein bedeutender Handelsverkehr zwischen Tunesien, Algerien und Nigritien stattfand, stattliche Tôzaner Karawanen, welche selbst bis nach Gôgo in Nigritien vordrangen.*)

Nach der französischen Okkupation von 1881 hat Tôzer wieder mehr an Leben gewonnen. Seine Haupteinnahmequelle bildet der Ausfuhrhandel der Dattelfrucht, deren beste Sorten einen hohen Ruf bei den französischen Südfruchthändlern genießen. Auf dem täglich zu Tôzer abgehaltenen Markte werden vielfach Datteln gegen aus dem Norden eingeführtes Getreide und aus Europa bezogene Manufakturwaren eingetauscht.

Etwa 24 km westsüdwestlich von Tôzer liegt gleichfalls am Nordrande des Shott El Djerîd hart an der algerischen Grenze die Oase von Nafta, das Aggarsel Nepte der Römer. Die Dattelpflanzungen zählen ungefähr 200000 Stämme, welche eine Bevölkerung von etwa 9500 Seelen ernähren. Der durchschnittliche Ertrag der Palmen beziffert sich auf 332000 kg Deglat und fast 7 Millionen kg gewöhnlicher Datteln (Horra u. s. w.).

Die Stadt zerfällt in mehrere Quartiere: Es Sûk, die City, im Herzen der Stadt, mit den Markthallen, Zebda, 'Algema, Zauîyet Geddîla, Benî 'Alî, Zauîyet Sîdi Sâlem

*) H. Duveyrier, La Tunisie. 1881.

und Zauîyet El Ûm 'Aâda. Die Bevölkerung gehört in der Hauptsache fünf Stämmen an, Shorfâ, Benî 'Alî, Meça'aba, 'Algema und Zebda, welche die nach ihnen benannten Stadtviertel bewohnen.

Im Norden von Tôzer erhebt sich am Rande des Shott El Ġarſa in einer Entfernung von etwa 12 km die kleine Oase von El Ḥâmma mit einer Bevölkerung von nur etwa 900 Einwohnern. Von den vier Ortschaften Meḥâreth, Meçaîba, El 'Erg und Nemlât ist letztere die bedeutendste. 54000 Palmenstämme, darunter i. V. wenige Deglat, baden ihre Wurzeln in den hier reichlich aus dem Boden sprudelnden Thermalquellen, welche sich zu einem kleinen, in den Shott El Ġarſa strömenden Ued vereinen. Der Aufgang von Süden her ist ziemlich steil; starre, zerissene Felsen, die letzten Ausläufer des Djebel Tarfaûi stehen hier an, am Fuße derselben rieselt eine Quelle.

Im Norden des Shott El Ġarſa liegen in steilen Schluchten und Felsthälern an den Hängen des Djebel Blîji drei kleine Berberkolonien, Shebîka mit 400 Seelen und 800 Dattelpalmen, Tamerġſa auf einer Felskuppe zwischen dem Ued Blîji und Ued El Monji in dem tiefen Thale der Khanga Fûmm En Nâs mit 900 Einwohnern und 800 Dattelpalmen und im Norden das kleine, armselige Midâs an der algerischen Grenze mit etwa 200 Einwohnern und einer kleinen Dattel-Oase.

Der letzte, große Oasenkomplex, das Belad El Udiân oder Oase von Tâgiûs, liegt auf dem Isthmus zwischen dem Shott El Djerid und dem Shott El Ġarſa, etwa 20 km nordöstlich von Tôzer, und enthält Pflanzungen von etwa 185000 Dattelpalmen und 25000 Olivenbäumen. Seine vorwiegend berberische Bevölkerung zählt gegen 4500 Köpfe und bewohnt sechs Ortschaften. Degâsh, der Sitz des Ḳâïds, Zauîyet El

'Arab, der religiöse Sammelpunkt der Oase, Zorgân, Ulâd Mâdjed auf einem kleinen Hügel, Sedâda und das große Dorf Kerîs. Hier sollte nach dem Roudaireschen Projekt der Verbindungskanal zwischen dem Shott El Djerîd und dem Shott El Ġarsa gegraben werden. Außerdem mündet hier der schmale, nur mit Gefahr zu passierende Pfad, der Trik El Udiâna ein, welcher aus dem Gebiet der Nefzâua über die trügerische Salzkruste des Shott El Djerîd nordwärts führt, und von welchem Ch. Tissot eine ausführliche und treffliche Schilderung gegeben hat.*)

Der bekannte Reisende brauchte zur Durchquerung dieses Salzbeckens, das die arabischen Schriftsteller bald „mit einem Teppich von Kampher oder Kristall, bald mit einer Fläche flüssigen Metalls" vergleichen, neun Stunden und beschreibt in packender Weise in seinen Reiseerinnerungen den aufregenden, gefahrvollen Ritt, welchen er in vollem Vertrauen auf seine ortskundigen, eingeborenen Führer im Jahre 1857 ausgeführt hat.

Südlich des Shott El Djerîd, von den Hochplateaus der Matmâta im Osten und der Saḥara im Westen und Süden eingeschlossen, sitzen die stark mit Negerblut, den Resten der nach Norden vorgedrungenen, äthiopischen Rasse vermischten Nefzâua, ein Zweig der luatischen Berberfamilie.

Die Bevölkerung dieser Oasengruppe wird auf etwa 15 600 Köpfe geschätzt, welche sich von Ackerbau, Viehzucht und den Erträgen von 278 110 Dattelpalmen und 5600 Olivenbäumen ernähren. Der Hauptmarkt der meist seßhaften Nefzâua befindet sich in Kebilli, wohin auch die Nomadenstämme dieser Region ihre Viehherden zum Verkauf treiben. Die Nefzâua

*) La Tunisie. (Revue Africaine.)

bewohnen 40 Ortschaften, von denen ich als die bedeutendsten Zauîyet El Debâbsha, Fatnâssa, Ûm Eç Çomâ'a, El Gelâ'a, Tombár, Tombîb, El Bordj, Mançûra, Tillimîn, El Geçar, El Ka'abi, Geta'âya, El Bellîdât, Çabriya und Dûz nenne.

Der Boden ist im allgemeinen recht fruchtbar, doch die Bevölkerung nicht dicht genug, um die natürlichen Hilfsquellen des Landes voll ausnutzen zu können. Das Klima ist in diesen hart am Rande der Sahara gelegenen Landstrichen recht heiß, doch die vielen Quellen und Wasserläufe schwächen den schädlichen Einfluß der glühenden Sonne auf die Vegetation merklich ab.

Die Nefzâua vermitteln, wie oben bemerkt, den Handelsverkehr zwischen dem Belad El Djerîd und den Sahara-Oasen Gadâmes und Gât und treiben in regenreichen Wintern wie die Urgamma und Djibâlîa ihre Viehherden südlich in die Sahara bis zum Bir El Merhotta.

Den Süden des Nefzâualandes und das magere Belad El Dhahar, welches den Übergang zur Sahararegion bildet, durchstreifen sechs arabische Nomadenstämme, sämtlich der hilalischen Gruppe angehörig; sie bilden einen scharfen Gegensatz zu den seßhaften Berberfamilien des Landes. Die Merâzig, El 'Adhâra, Gorib, Ahel Go'ûd und Es Sola'a leben in friedlicher Gemeinschaft mit ihren Nachbarn, während die glücklicherweise nur schwachen Ulâd Ya'gûb ein verwegenes Raubritterleben führen und den Saharakarawanen großen Schaden zufügen. Sie zerfallen in drei Horden, die Ulâd 'Aziz, die El Mekâshera und die Ulâd Seba'a.

Im Osten wird dieses Gebiet durch die Wohnsitze der Djibâlîa und die Weidegründe der Urgamma abgeschlossen*).

Das Gebirgsland im Norden der Shotts wird von dem

---

*) Näheres über letztere Stämme siehe S. 279 ff.

alten Utan von Gafça umschlossen, welche durch die neue administrative Einteilung nach der französischen Okkupation in das zivile Ḳâïdat und das militärische Commandement Supérieur von Gafça zergliedert wurde.

Die Hauptstadt dieses Distriktes liegt in einer öden, mit Steingeröll und Sanddünen bedeckten Hochebene auf dem rechten Ufer des fast stets ausgetrockneten Steppenflusses Ued Baïêsh. „Inmitten endloser Wüstenstriche lag eine große und mächtige Stadt, Namens Capsa, als deren Gründer der libysche Herkules genannt wurde," so schrieb der Darsteller des Jugurthinischen Krieges*), der uns so manche wertvolle Aufzeichnung über Land und Leute des Karthagerlandes hinterlassen hat, und seine Worte sind bis auf den heutigen Tag zutreffend geblieben. Aus dem mächtigen Oppidum ist ein kleiner, mit Ruinen erfüllter Flecken geworden, doch die wüste Steppe ringsum erschwert den Zugang, wie zu Marius' Zeiten.

Plinius nennt Capsa eine freie Stadt; in christlicher Zeit war sie der Sitz eines der in Nordafrika zahlreichen Bischöfe und unter Justinian die militärische Residenz eines dux**). Der ersten arabischen Invasion leistete Gafça einen verzweifelten Widerstand, und sie war eine der letzten Städte im Djerîd, welche erst im Jahre 669 durch Oḳba Ben Nafa den Christen entrissen wurde.

Die moderne Stadt, welche mit den Trümmern des altrömischen Capsa erbaut ist, wird von der mit Schloßturm, krenelierten Mauern und Bastionen versehenen Citadelle, der Ḳaçba, beherrscht und bietet, von grünen Palmen umrauscht, dem durch die eintönige Steppe herziehenden Wanderer einen reizvollen, pittoresken Anblick.

---

*) Sallust, De bello Jugurthino. Kap. 89.

**) V. Guérin, Voyage archéologique dans la ré[illegible] Tunis. Paris 1862. I. S. 284 u. f.

Das Baumaterial der niedrigen Häuser mit flachen Dächern besteht, wie fast überall im Süden, aus den Stämmen der Dattelpalme und Kalk oder Gips. Andere Bauhölzer, wie man sie oft in den Küstenstädten antrifft, konnten der Schwierigkeit des Transportes wegen bis hierher nicht übergeführt werden.

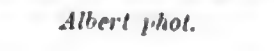
Die am besten erhaltenen Ruinen römischer Kulturepoche sind die von warmen Thermalquellen (27 bis 29° C.) gespeisten Piscinien, welche noch heute den Gafçanern als Badebassins dienen. Eins derselben befindet sich in der Kaçba, während die drei größten, von der gleichen Quelle durchströmten Becken: Termîl El Bey (Thermen des Bey), Termîl Er Redjâl (Thermen der Männer) und Termîl En Nessâ (Thermen der Frauen) nebeneinander in der Stadt liegen.

Außer der Kultur der Dattelpalme blüht eine lebhafte Gewerbthätigkeit in der Stadt, welche die grellgefärbten Wolldecken herstellt, die einen nicht unwesentlichen Teil der orientalischen Hauseinrichtung bilden. In den Bazars der Hauptstadt sah ich oft Händler, welche sich nur mit dem Vertrieb dieser gesuchten Fabrikate beschäftigen.

Unter der etwa 3500 Köpfe starken, vorwiegend malekitischen Bevölkerung befinden sich nach Rebatel und Tirant*) 25 % Juden, deren Frauen sich durch große Schönheit auszeichnen.

In dem Gebirgsland um Gafça liegt auf steilen Bergkuppen, wie Adlerhorste an die Felsen geklebt und zum Teil troglodytenartig in das Gestein hineingearbeitet, eine Anzahl kleiner berberischer Siedelungen, die wie Inseln aus der Flut der sie in den Thälern und Hochebenen umschließenden Nomadenstämme arabischer Abstammung aufragen. Die be-

*) Voyage dans la Régence de Tunis (Tour du Monde).



Albert phot.

Markt in Djaara (Gabes).

deutendste derselben ist El Gettar, auf der Straße nach Gabes, mit 1800 Einwohnern, die übrigen: Sîdi Mançûr, El Kçar, Lâla, Bû Amran und Madjûra zählen nur wenige Hundert Seelen.

Die nomadisierende Bevölkerung dieser Gebiete besteht vorwiegend aus Horden der hilalischen Ulâd Hamâmma. Wohlberitten und bewaffnet haben die Hamâmma oft die Sicherheit des Landes gefährdet und die friedlicheren, seßhaften Nachbarn erzittern gemacht. Selbst heute nach vierzehn Jahren französischer Besetzung bildet Viehdiebstahl mit bewaffneter Hand eine Lieblingsbeschäftigung derselben. Die Hamâmma bestehen aus mehreren größeren Gruppen, den Ulâd Ma'mera, Ulâd Raduân, wieder geteilt in Ulâd Selâma und Ulâd 'Alî, Ulâd 'Azîz u. a.

Die Antagonisten der arabischen Hamâmma sind die berberischen Benî Zîd. Um diese beiden großen Stämme gruppieren sich alle die kleineren Horden, die als Wanderhirten das Land durchziehen. Vor der französischen Okkupation standen die beiden Parteien in unversöhnlicher, grimmer Fehde einander gegenüber. Sie waren die Welfen und Waiblinger des afrikanischen Nordens.

Die berberischen Benî Zîd mit ihrem Anhange suchten die erbangestammte Freiheit ihrer eingesessenen Stämme mit Aufbietung aller Macht zu erhalten, während die Hamâmma in kluger Politik, es stets mit dem Stärksten zu halten, die Unterstützung des regierenden Bey erbaten und diesem zur Eintreibung der Steuern bei ihren Erbfeinden gelegentlich hilfreiche Hand boten, wiewohl diese scheinbare Unterwürfigkeit unter das Gesetz sie durchaus nicht hinderte, recht illegale, gewaltthätige Handlungen gegen ihre Nachbarn zu unternehmen.

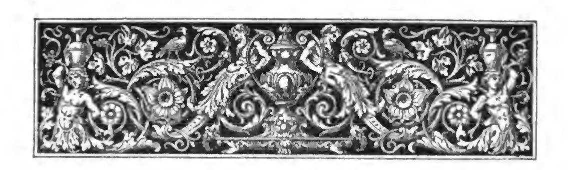
Der Kampf der Welfen, hier Bashîa genannt, und Waib-



linger-Ahsimia dauert im geheimen ungestört fort, wiewohl die französische Staatsgewalt dem Unwesen nach Kräften zu steuern sucht. Trotz aller offizieller Versicherungen einer absoluten Ruhe und Sicherheit im Lande sieht man hier noch oft genug Staubsäulen zum Himmel emporsteigen, Zeichen, die den benachbarten Duârs den Einfall räuberischer Horden ankünden und zur Wachsamkeit mahnen.

Lange Jahre werden noch dahingehen, bis auch diese allen Rechtes und aller Obrigkeit spottenden Beduinenstämme, die wohl hin und wieder ihre scheinbare Unterwürfigkeit bekunden, zu ehrbaren, friedlichen Ackerbauern und biederen Viehhirten geworden sind.





Kapitel XVI.

Süd-Tunesien und die tripolitanische Grenze.

Der äußerste Süden der Regentschaft Tunis zerfällt in zwei deutlich unterscheidbare Teile: 1. die unbewohnte Wüstenzone der Sahara (arabisch Çahâra) im Westen und 2. das mit berberischen Nomadenstämmen bevölkerte Bergland mit der diesem nach der Syrte zu vorgelagerten Ebene im Osten.

Die Sahara, deren Gebiet am Südrande der großen Shottbecken beginnt, hat am Fuße des steilen Djebel Tebâga, östlich des großen Shott El Djerîd, noch einer kleinen, fruchtbaren Thalmulde Raum gegönnt, welche von den Stämmen der Ulâd Nefzâua bewohnt wird.

Südlich dieser Oase, welche einen Palmenwald von nahezu 280 000 Stämmen besitzt und auf deren Wochenmärkten zu Kebilli, Dûuz, Djemma' und Bordj El Mançûr während der Erntezeit ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr stattfindet, heben die Dünen der Wüstenregion an, deren Nordrand noch eine Reihe von Brunnen: Bir Zembla, Bir Tefgîa, Bir Tuîl,

Bir Mohammed, Bir Zummit u. a. umsäumt, und töten alles organische Leben.

Das östliche Bergland beginnt in dem vorerwähnten Djebel Tebâga, welcher den langgestreckten Shott El Fedjedj im Süden umschließt und sich dann zu einer 40—50 km breiten Masse unregelmäßig gruppierter Bergzüge in südlicher Richtung ausdehnt. Seine bedeutendsten Erhebungen sind der Djebel Matmâta (525 m), Djebel Tujân (637 m), Kef Msemsen oder Djebel Demer (756 m), Djebel Duirât und auf tripolitanischem Gebiete der Djebel Nalût. Von hier aus wendet sich der Gebirgszug nach Osten und zieht fast parallel zur Küste ungefähr unter dem 22. Breitengrade als Djebel Nefûça weiter.

Zwischen diese Gebirgszüge und den Küstenrand der Syrte schiebt sich von Süden her keilförmig eine Ebene, welche den bequemsten Zugang zum Magreb bildet. Durch dieses Völkerthor strömten zu wiederholten Malen die wilden Horden arabischer Eroberer, um die glänzenden Errungenschaften abendländischer Kultur auf afrikanischem Boden zu vernichten und die blühenden Fluren Byzaciums und der Zeugitana mit Feuer und Schwert in wahnwitziger Zerstörungswut in öde Wüsteneien zu verwandeln.

Von geringer Fruchtbarkeit, fast wasserlos dehnen sich diese Ebenen der Vorwüste in trostloser Gleichförmigkeit von Gabes bis zur tripolitanischen Grenze aus. Die starre Halfapflanze (Stipa tenacissima) bedeckt meilenweit den ausgedörrten Boden, und nur mit Mühe finden die kleinen Herden vereinzelter Nomadenfamilien eine magere Weide.

Gegen das Gebirge hin wird der Boden besser; hier und in den Bergthälern, welche von kleinen Wasseradern durchzogen sind, weiden zahlreiche Herden von Dromedaren, Schafen und besonders Ziegen, und auch die Pflugschar durchfurcht den ertragfähigen Grund, der in regenreichen Jahren mit Gerste

und Weizen bestellt wird. Um die wenigen ständigen Ansiedelungen, die Kçûr, herum haben die Berber, die sich fast überall als tüchtige Gärtner gezeigt haben, einen dichten Kranz von Baumpflanzungen gezogen, in denen Oliven, Orangen, Mandarinen, Citronen und Feigenbäume bei einiger Pflege vortrefflich gedeihen.

Die Hauptmasse der Bevölkerung, welche diese weiten Gebiete erfüllt, gehört der großen, mächtigen Familie der berberischen Urġámma an. Sie sind eine der wenigen tunesischen Triben, welche sich von jeder fremden Beimischung rein zu halten vermocht haben und sich noch heute scharf in Körperbau und Kleidung, Sitten und Gebräuchen, Staatsverfassung und Religion von den sie umgebenden arabischen und arabisch-berberischen Stämmen unterscheiden.

Die Urġámma sind ein trotziges, jeder Neuerung oder zivilisatorischen Bestrebung feindlich gesinntes Volk, welches, demokratisch verwaltet, nach eigenen schriftlich oder traditionell überlieferten Gesetzen von selbsterwählten Richtern gerichtet, ein teils seßhaftes, teils nomadisierendes, freies Leben führt. Zu dem tunesischen Staate stehen sie nur in tributärem Verhältnis. In Wirklichkeit haben weder die früheren Beys, noch jetzt nach der Okkupation die Franzosen in diesen sonnendurchglühten Länderstrichen festen Fuß zu fassen vermocht. Der Jahrestribut von 160 000 tunesischen Piastern (ca. 80 000 Mark) mußte oft erst mit Waffengewalt beigetrieben werden, und niemals waren die Urġámma, mit Ausnahme des Ḳçar von Duirât, zur Zahlung der in Tunis üblichen Kopfsteuer zu zwingen.

Ihrer inneren Einteilung nach gliedern sich die Urġámma in drei große Gruppen: die Ḳçûr, die Tuazîn und die Udêrna, deren jede wieder aus mehreren Stämmen zusammengesetzt ist.

Die Ḳçûr, d. h. die Bewohner eines Ḳçar, eines be-

festigten Hauses, sitzen im Norden des Landes und zerfallen in Ḥarárſa, Rebuntân, Auaîa, Ġumráſſen, Ulâd Aun Allah und Eth Themer. Ihre Märkte sind das Dorf Ḳçar Um Eth Themer, in welchem sich eine französische Garnison befindet, und Belad Kebîra (arabisch die große Stadt), letztere im Gebiete der Ġumráſſen, auf denen besonders Schafe und Schafwolle zum Verkauf gebracht werden.

Die Tuazîn, welche von den Stämmen der Muddenîn, Ulâd Bû Zîd, Ulâd Khalîfa und Ulâd Ḥâmed gebildet werden, durchstreifen die Steppen im Centrum des Landes bis an die Halbinsel 'Akkara. Ihr Hauptmarkt, überhaupt der bedeutendste Platz für den Tauschverkehr der unabhängigen Nomadenstämme des ganzen Südostens, befindet sich in Ḳçar Muddenîn wenige Kilometer südöstlich von Ḳçar Um Eth Themer.

Die dritte Gruppe, die Udêrna, denen die Ulâd Ḥardaûi, die Zurgân, die Abábſa, die Ulâd Debbâb, die Deġâġera und Ulâd Djellidât angehören, sind vornehmlich Nomaden und besitzen das breite Steppenland bis zur tripolitanischen Grenze. Die bedeutendste Ortschaft in diesem Gebiet, welche einen täglichen Markt besitzt, ist Ḳçar Benî Bárka an den Hängen des Djebel Abiad (Weißer Berg).

An den Grenzen des Gebietes der Urġámma siedeln ferner noch eine Anzahl berberischer Völkerschaften, welche zum Teil in einer Art Hörigkeitsverhältnis zu den Urġámma stehen und wohl gleich diesen zenatischen Ursprungs sind. Es sind dies im Norden die den Ḳçûrs benachbarten Ulâd Matmâta, welche in den schwer zugänglichen Felsthälern des zerklüfteten Berglandes ein halbwildes Troglodytendasein führen. Die bedeutendsten, wenn auch überaus kümmerlichen Dorfsiedelungen in diesem Gebiete sind Tâmazret, Beni Zelten, Ḥaddêſh, Zeraûa und Tujân. Die Matmâta treiben Ackerbau und Viehzucht und widmen dem in ihrem Gebiete weitverbreiteten

Im Myâd, einem großen Volksthing, welcher alle erwachsenen männlichen Glieder eines Stammes umfaßt, wird unter dem Vorsitz des Sheikh-Urf, eines hochangesehenen, rechtskundigen Stammesgenossen, über das Wohl und Wehe des Clans beraten, Krieg und Friede beschlossen, Streitigkeiten geschlichtet und Urteile gefällt. Die Ausführung der letzteren liegt dem Sheikh Shartîa ob, einem Auserwählten aus der Schar der jungen Mannschaft, dem der Shaûsh Shartîa zur Seite steht. Sein gewöhnlichstes Amt ist der Vollzug der Keffâra, in welchem Falle er von dem Verurteilten eine vom Myâd als Sühne bestimmte Anzahl Vieh beizutreiben, dasselbe sofort zu schlachten und das Fleisch unter die Angehörigen des Stammes zu verteilen hat. War das Sühneobjekt ein zu geringes, so werden nur die Greise, die schwangeren Frauen und die Kinder mit einem Anteil bedacht.

Der Rechtsprechung liegt nicht, wie bei den Arabern und arabisierten Berbern, die Gesetzgebung des Ḳorân zu Grunde, sondern wie bei allen reinen Imazîgen die des Ḳanûn, der ihnen von ihren Altvordern in teils mündlicher, teils schriftlicher Überlieferung gekommen ist.

Die verschiedenen Myâds, ungefähr zwanzig an der Zahl, sind wiederum durch gewisse Regeln zu einem großen Bunde vereint, der aber bei der großen Rivalität der einzelnen Ḳabîlen untereinander ein nur überaus lockeres Gefüge besitzt.

Wie schon eingangs erwähnt, ist ein Teil der Urġámma sedentärer Natur und hat sich nach Berberweise auf hohen, fast unzugänglichen und uneinnehmbaren Felskuppen angesiedelt. Diese Burgen, Kṣûr genannt, bilden die Hauptstärke der Urġámma; sie dienen der nomadisierenden Bevölkerung als Zufluchtsstätte im Falle eines Krieges und zur sicheren Aufbewahrung der Getreideernte.

Diese Dorfanlagen sind sämtlich von runder Form und

bieten eine der eigenartigsten Erscheinungen nordafrikanischer Bauart. Die Häuser, welche wie die Treppenpyramiden der aztekischen Mokis und Sunis aus mehreren isolierten Stockwerken bestehen, besitzen ihren Zugang von dem freien, runden Platze inmitten des Dorfrings und bilden eng aneinander schließend mit ihrer Hinterfront die Verteidigungsmauer des Ortes. Als Baumaterialien dienen Gips und die Stämme der Dattelpalme, und das angesehene Bauhandwerk wird von einer in sich geschlossenen Innung ausgeübt.

Das oft gewölbte Erdgeschoß wird als Handwerksstätte oder Stall für die Haustiere benutzt, der zweite und dritte Stock wird von den Besitzern bewohnt, und darüber befinden sich noch in einem oder zwei weiteren Stockwerken die Getreidespeicher. Den Aufgang zu den einzelnen Etagen bildet eine sehr unregelmäßig an der Vordermauer angelegte Steintreppe, welche von Unkundigen nur mit großer Vorsicht erstiegen werden kann. Im Falle eines Angriffs können sich die Verteidiger von Stockwerk zu Stockwerk zurückziehen und mit Leichtigkeit den einzigen, schwierigen Zugang verteidigen.

Eiserne Schlösser an den Thüren sind unbekannt, ihre Stelle vertritt ein kompliziertes System von Holzriegeln, welche nur vermittelst einer mit mehreren Einschnitten versehenen Holzlatte, welche den Dienst eines Schlüssels versieht, zurückgeschoben werden können.

Das Kçar ist der Sammelort der ganzen nomadisierenden Kabîla während der Erntezeit; der kleinere Bruchteil der Bevölkerung bleibt nach Beendigung der Erntearbeiten als Wächter der Kornspeicher zurück und erhält hierfür vom Stamme einen gewissen Sold. Da der Ackerbau nicht einen gleichmäßigen Ertrag liefert und in sehr trockenen Jahren kaum die Aussaat zurückgewonnen wird, so hat man zu diesem Mittel greifen müssen, um im Notfall nicht vom Äußersten

entblößt zu sein. In den Gebirgen an der tripolitanischen Grenze sollen die Nomaden ihre Getreidevorräte in natürlichen Felshöhlen aufbewahren, wie ja auch ihre nördlichen Nachbarn, die Matmâta, noch in solchen wohnen.

Zur römischen Zeit scheint der Stand der Kultur auch hier ein ziemlich hoher gewesen zu sein; darauf deuten außer den Ruinen, welche sich im ganzen Gebiete zerstreut finden, besonders die in engen Felsthälern angelegten Wehre und Steindämme hin.

Diese Bauten halten während der Regenzeit das von den unbewaldeten Berghöhen in jähem Laufe herunterströmende Wasser und die von diesem mitgeführte Erde auf, so daß sich nach und nach auf dem nackten Felsboden eine starke Alluvialschicht gelagert hat, auf welcher fruchtbare Obst- und Gemüsegärten angelegt worden sind, die noch heute von den Berbern sorgfältig gepflegt werden.

Wie bei fast allen Bergvölkern, so finden wir auch hier einen reichen, von Mund zu Mund überlieferten Schatz von Sagen und Legenden, von denen ich eine der anmutigsten hier folgen lasse, welche so recht den Unterschied der arabischen und berberischen Auffassung und Denkweise ins Auge springen läßt, welch letztere sich hinsichtlich der Stellung des Weibes schon fast mehr der christlichen nähert.

„Ein Krieger vom Stamme der Urgámma liebte sein Weib mit aller Glut seines Herzens, mit einer Liebe, die das Grab zu überdauern scheint. Als er in den Krieg zog, da ließ er die Einziggeliebte schwören, ihm nicht nur während seiner Abwesenheit, sondern selbst dann, wenn er im Kampfe fallen sollte, nach dem Tode die Treue zu bewahren. ‚Ich setze Vertrauen in dich,‘ sagte er, ‚aber als Unterpfand übergebe ich dir die Aufsicht über meine Slûgis*). Nimm ihre Leine

*) Windhund, zur Gazellenhetze benutzt, bei den nordafrikanischen Völkern das Symbol der Treue.

in deine Hand und gieb diese unter keinerlei Umständen frei.‘ Die junge Frau leistete den Schwur mit ganzer Seele. Den Krieger verschlang die wogende Schlacht, er fiel mit durchbohrter Brust. Als man der Witwe die Trauerbotschaft brachte, zerfloß sie in Thränen. Doch als nach einiger Zeit ein junger, schöner Mann des Stammes der Witwe tiefe Traurigkeit durch süße Liebeständelei zu zerstreuen suchte, da wandte sich ihr Herz. Sie lauschte seinen Liebesschwüren, ward sein Weib und — ließ die Slûgis. Vergessen war der Schwur, doch nicht von ihr gelöst.

„Als sie gestorben war, da klopfte sie an die Pforte des Paradieses, um Eintritt zu begehren. Freudestrahlend kam ihr der erste Gatte entgegen: ‚Sei willkommen, Herzgeliebte; aber,‘ so fragte er stutzend, ‚wo hast du die Slûgis?‘ Da antwortete die Witwe nicht, sie verhüllte ihr Antlitz, stieg zur Erde nieder und durchirrt nun in Gestalt eines kleinen Vogels, Hadjala, die Witwe, genannt*), bis auf den heutigen Tag die Wüste und pfeift den Slûgis.“ **)

Trotz dieser von einer höheren Moral, als wir es bei den Arabern gewohnt sind, durchdrungenen Empfindung ist das Leben der halbwilden Nomaden von Raub, Mord und Plünderung erfüllt.

Die Unsicherheit von Leib und Eigentum ist in diesen Gebietsteilen überaus groß und wird noch besonders dadurch erhöht, daß die einzelnen Kabilen wegen der sich ewig wiederholenden Viehdiebstähle in fast beständiger Fehde miteinander liegen. Für einzelne Reisende ist es einfach unmöglich, das Land zu durchziehen, und selbst größere, gut bewaffnete Karawanen müssen sehr auf ihrer Hut sein, mit Sicherheits-

*) Eine Art Saxicola, Steinschmätzer.

**) Nach V. Mayet.

maßregeln marschieren und nachts einen beständigen Wachtdienst unterhalten, da die Urgámma sich selbst an überlegene Gegner heranwagen und diese durch eine plötzliche Überrumpelung, welche sie, mit dem Gelände wohlvertraut, trefflich zu inscenieren wissen, niederzuwerfen suchen. Im günstigsten Falle werden die Reisenden nur ausgeplündert, leisten sie Widerstand, aber meist niedergemetzelt.

Es ist fast unglaublich, daß in einem Lande, welches Frankreich nun schon über ein Jahrzehnt besetzt hält, noch derartige anarchische Zustände bestehen können. Es befinden sich kleine, militärisch besetzte Posten in Zarzis, Kçar Um Eth Themer, Tatahuîn und Duirât, aber diese genügen bei weitem nicht, um nur die Hauptstraßen des Landes sicher zu stellen. Der Posten in Zarzis vermag nicht einmal die Akkara vor den Übergriffen der räuberischen Nomaden zu schützen. Je mehr man sich der tripolitanischen Grenze nähert, desto mehr wächst die Unsicherheit. Hier an der Grenze, deren Scheidelinie von den Anwohnern niemals recht anerkannt wurde, liegt der Kampfplatz der Urgámma und der tripolitanischen Nuaîl. Die Viehdiebstähle, welche die einzelnen verwandten Stämme schon stets gegenseitig in den Sattel bringen, nehmen hier ganz andere Dimensionen an, und es wäre für eine der interessierten Mächte ein überaus Leichtes, aus den hieraus entstehenden Grenzverletzungen den entsprechenden Nutzen zu ziehen.

Von französischer Seite war nach erfolgter Okkupation der Ued Fessi als Grenzlinie angenommen worden, zu welcher Annahme sie besonders durch die trügerischen Angaben der Urgámma verleitet worden waren. Später eingeleitete Untersuchungen ergaben, daß das tunesische Gebiet sich zum mindesten bis zum Ued Mogta erstrecke, da das Küstengebiet bis zu diesem Flusse von den Akkara mit Getreide bestellt wurde und



auch die vorliegenden Schwammbänke von tunesischen Fischern ausgebeutet wurden, ohne daß von der türkischen Regierung je ein Einspruch dagegen erhoben worden wäre. Danach beginnt also die Grenze bei Ras Adjîr, folgt dem sebkhaartigen Bette des Ued Mogta in südlicher Richtung und wendet sich dann am Shareb Zuaûda südwestlich, um nördlich über Uezzân, einem tripolitanischen Kçar, fortlaufend den Saharafluß Ued Djenaïn zu erreichen.

Gelegentlich einer im Oktober 1886 von Seiten der französischen Regierung ausgeführten hydrographischen Vermessung in der Kleinen Syrte hätte es beinahe zu einem politischen Konflikte geführt, als die französischen Kriegsschiffe „Linois“ und „Etendard“ ihre Vermessungsarbeiten vor Bordj Bibân und Ras Adjîr begannen.

Um alle unliebsamen Zwischenfälle von vornherein zu vermeiden, hatte der Führer der Expedition den besonderen Befehl erhalten, die hydrographische Aufnahme nicht über das tunesische Gebiet hin auszudehnen. Da nun die Grenze von der Regierung zu Tunis selbst nicht genau angegeben werden konnte, so hatte man sich in Zarzis mit eingeborenen Führern versehen, welche die Gebietsteile bis zum Ued Mogta als zum tunesischen Staate gehörig bezeichneten. Die Vermessungskommission errichtete also auf Ras Adjîr eine Landmarke und begann ihre Aufnahmen zu machen.

Wenige Tage darauf erschien ein türkischer Aviso im Auftrage des Pascha von Tripolis, der an den französischen Chef die Anfrage richtete, ob er nicht glaube, die Grenze überschritten zu haben, und ihn gleichzeitig benachrichtigte, daß von Tripolis aus Truppen auf dem Landwege abgerückt seien, um jede Grenzverletzung nötigenfalls mit Waffengewalt zu verhindern. Der französische Kommandant erklärte, daß er sich laut Aussage der Akkara auf tunesischem Boden befinde, berichtete sofort

über den Zwischenfall nach Tunis und erhielt von dem Ministerresidenten bestimmte Weisung, die von Bibân bis Ras Adjîr gesetzten geodätischen Zeichen unter allen Umständen aufrecht zu erhalten.

Der französische Konsul in Tripolis machte darauf dringende Vorstellungen beim Pascha, und dieser ließ die bereits abmarschierten Truppen in die Garnison zurückrufen.

Seit dieser stillschweigenden Anerkenntnis von Seiten der Türkei wird Ras Adjîr als Demarkationspunkt betrachtet. Es handelt sich hier in erster Linie für Frankreich und die Regentschaft weniger um das sandige, unfruchtbare und von aufrührerischen Stämmen bewohnte Hinterland, als vielmehr um die Sicherung der sehr einträglichen Schwamm- und Korallenbänke, welche hier der Küste vorgelagert sind.

Heute sind die Augen Europas voller Spannung auf diese öden Landstriche gerichtet. Die endgültige Teilung der Süd- und Ostküste des Mittelmeers unter die europäischen Großmächte ist anerkanntermaßen in kürzerer oder längerer Frist als sicher bevorstehend zu betrachten, und es drängt sich uns nun unwillkürlich die Frage auf: wird Italien nach dem unwiederbringlichen Verluste von Tunis den richtigen Augenblick zu treffen wissen, um die Hand auf Tripolitanien und die Cyrenaika zu legen, oder sollte ihm das mächtige Frankreich auch hier wieder unter Benutzung einer der Khumeïr-Affaire ähnlichen Streitigkeit von Grenzstämmen zuvorzukommen suchen? Die Gelegenheit wäre fast günstiger, als sie 1881 in Tunis gewesen ist.





Kapitel XVII.

Allgemeine Landeskunde.

Lage, Begrenzung und Umriß.

Die Regentschaft Tunis, zwischen 32° und 37° 20′ n. Br. und 6° und 9° ö. L. von Paris gelegen, bildet den östlichen Abschnitt der Atlasländer, dieser zwar politisch in drei Reiche geschiedenen, jedoch in Bodenbau und Klima, in Flora und Fauna, in ihrem landschaftlichen Charakter und der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung innig verbundenen und ein einheitliches, unzertrennbares Ganzes bildenden Gebiete.

Mit einer geometrischen Figur verglichen besitzt Tunesien etwa die Gestalt eines von Nord nach Süd gestreckten Rechteckes, dessen Nord- und Ostseiten vom Mittelländischen Meere bespült werden, während die Westseite die politische Landesgrenze zwischen Tunesien und Algerien bildet und die Süd- (und Südost-) Seite das Weideland der tunesischen Nomaden von dem der algerischen und tripolitanischen Wüstenstämme scheidet.

Die im stillschweigenden Übereinkommen mit der türkischen Regierung anerkannte Grenzlinie gen Südosten beginnt am

Râs Adjîr, läuft von hier südwärts im trockenen Bette des Ued Mogta, dann in dem des Khâûï Smeïda aufwärts und wendet sich in der Nähe des Bir 'Alî Margii angelangt nach Westen, so das Gebiet von Uazzen im Norden umschließend. Am Ued Djeneyyen biegt die Grenze wieder nach Süden ab und erreicht in leicht konvexer Ausbuchtung hinziehend die türkische Grenzfestung Gadâmes.

Die algerische Grenzlinie setzt am Kap Roux an der Nordküste ein und verläuft bis zum Durchbruchsthale des Ued Medjerda in vorwiegend südwestlicher Richtung. Von diesem Punkte ab setzt sie sich fast unverändert in südlicher Richtung fort, bis sie in der Höhe von Gafça nach Westen ausweicht und in einem großen Bogen das Westende des Shott El Garsa erreicht.

Tunesien, dessen Oberfläche nach der Aufnahme der Service topographique der französischen Okkupationsarmee 129 318 qkm groß ist, besitzt eine Küstenlänge von annähernd 1000 km. Die Entwickelung der Küste ist eine überaus günstige, das Land wird auf zwei Seiten vom Meere umschlossen und dem Verkehr nach dem Innern werden so wesentlich größere Erleichterungen geboten, als dies in Algerien der Fall ist. Der küstenfernste Ort der Regentschaft, die kleine Berbersiedelung Midâs nördlich des Shott El Garsa, ist kaum 200 km vom Meere entfernt.

Eine nähere Betrachtung der Umrißgestaltung ergiebt, daß beide Küsten einen durchaus verschiedenen Charakter zeigen. Während der Nordrand fast durchgehend Steilküste und verhältnismäßig hafenarm ist, besitzt die Ostküste einen flachen, kleineren Fahrzeugen beinahe überall zugänglichen Saum, und nur an wenigen Stellen fällt das Ufer steil in das Meer ab.

Die Nordküste zieht von Kap Roux ab in nordöstlicher Richtung, der Streichrichtung der letzten Ausläufer der nörd-



lichen Atlaskette, des „afrikanischen Gebirges“, folgend, bis zum Râs El Abiad oder Kap Blanc, dem nördlichsten Punkte des afrikanischen Erdteils. Die wilden, schroffen Berge und Felsen des Khumeïr- und des Mogodlandes treten dicht an die Küste heran, und das Meer brandet an den durch Querriegel vorgeschobenen Landvorsprüngen; nur die kleine Bucht von Tabarka bietet flachgehenden Schiffen einen dürftigen Schutz.

Der gesamte Küstenstreifen ist der ununterbrochenen Abrasionsthätigkeit des Meeres ausgesetzt, das unter dem Druck der im Winter vorherrschenden Nordwinde sich in das aus tertiären Kalk- und Sandsteinfelsen gebildete Steilufer eingenagt hat. An einzelnen Stellen sind festere Kerne stehen geblieben und haben Landvorsprünge gebildet, so das Kap Serrât, das Râs El Uglîa, das Râs El Korân und das Râs El Abiad, aber die an den Seiten dieser Riffe ausgewaschenen Buchten bieten keinen Hafenschutz, sondern bilden eher eine Gefahr für die Schiffahrt an diesen Küsten.

Erst östlich des Kap Blanc ändert sich die Physiognomie der Strandlandschaft; die Bergzüge, die das Meer bis hier umsäumten, werden flacher und die Küste wendet sich plötzlich nach Süden, um in einem weitgeschweiften Bogen, dann gen Osten zum Râs Zebîb weiterziehend den flachgerandeten, weit nach Nordost geöffneten Golf von Bizerte (arab. Benzert) zu umschließen.

Die Reede von Bizerte ist zwar eine wenig geschützte, doch besitzt der Platz an der Ausmündung des großen Binnensees, der jetzt durch Kunstbauten in einen geräumigen Kriegshafen verwandelt wird, eine ganz hervorragende Bedeutung.

Jenseits Bizerte, von Râs Zebîb an, fällt die Küste wieder steil in das Meer ab, die Höhenzüge nehmen eine östliche Richtung an und enden schließlich in der schmalen vom Djebel Nadûr gebildeten Landzunge, deren äußerste Spitze das Râs Sidi 'Ali

El Mekki bildet. In der Verlängerung derselben liegt die „flache Insel“ (ital. Isola piana, frz. Isle Plâne), ein im Norden aufragendes Riff bildet das kleine Eiland Pillau. Ferner sind der Küste noch die Fratelli-Felsen, zwischen Râs Serrât und Râs El Korân und die Gruppe der Hunde-Inseln (Iles des Chiens) etwa 11 km nördlich von Râs Zebîd vorgelagert.

Von Râs Sîdi 'Alî El Mekki im Westen und Kap Bon oder Râs Addâr im Osten eingeschlossen schneidet der Golf von Tunis, die bedeutendste Einbuchtung an der afrikanischen Küste im westlichen Mittelmeerbecken tief in das Land ein. Sein Westrand wird durch das Schwemmland, das der Ued Medjerda noch in historischer Zeit in seinem Mündungsdelta aufgebaut hat, gebildet, ein seichter, sandiger Strand mit einem aus sumpfiger Niederung bestehenden Hinterlande. Die Einmündung des Flusses, die vor etwa 2000 Jahren wenige km nördlich der Nekropole von Karthago lag, wurde immer weiter nordwärts geschoben und erfolgt jetzt südlich der kleinen Bucht von Gâr El Melah oder Porto Farina, die einer fortschreitenden Versandung ausgesetzt ist.

Am Fuße der Hügelgruppe von Karthago breitet sich die Sebkha El Bahîra aus, die unmittelbar bis an die Landeshauptstadt heranreicht. Inmitten der Nehrung und zu beiden Seiten des Tiefs liegt das Städtchen La Goulette (ital. La Goletta vom arab. Ḥalk El Ued, Flußmündung), der Hafenvorort von Tunis, und mit diesem seit kurzem durch einen Seeschiffahrtskanal verbunden.

Im Süden des Golfes treten die schroffen Hänge des Djebel Bû Korneïn dicht an den sandigen Strand heran und an diese schließt sich gen Osten die weite Ebene von Solimân mit flacher, niedriger Küste.

Den Ostrand des Golfes von Tunis und zugleich den letzten bedeutenden Vorsprung nach Norden bildet die trapez-



förmige Halbinsel Dakhela El Maûïn, die von den äußersten Ausläufern der südlichen Atlaskette weit in das Meer hinausgetrieben wird, ein Rest der ehemaligen Landverbindung mit Sicilien. Im Süden der Halbinsel nähern sich die Wände des Djebel Korbes dem Meere und bilden das Râs Fortas, dem in gleicher Höhe Kap Kamart im Westen gegenüber liegt. Nördlich dieses Kaps wird der Saum der Küste, die nun in genau nordöstlicher Richtung weiterzieht, ein sanfter geneigter, bis die steilen Kalkmassen des Kap Bon die Strandlinie mit einer Erhebung von etwa 400 m im Norden abschließen.

Kap Bon ist ein von den Schiffern gefürchteter Punkt. Eine starke Strömung treibt die Gewässer des westlichen Mittelmeerbeckens in das Ostbecken, und gleichzeitig tritt eine zweite, wenn auch schwächere Strömung aus der Syrte in das freie Meer. Mit dem Kampfe der Wogen wetteifert der Streit der Luftströmungen, Kap Bon ist eine Wetterscheide, und hier treffen die kühlen, feuchten Nord- und Nordwestwinde mit Ost- und Südostwinden zusammen. Aus der Syrte kommende Segelschiffe gebrauchen oft mehrere Tage, bis sie Wind und Strömung überwinden und in den Golf von Tunis einlaufen können.

Bei Kap Bon fällt die Küste, ihrer bisherigen Streichrichtung West-Ost zuwider, plötzlich in der Hauptrichtung Nord-Süd ab und umschließt, nunmehr vorzugsweise eine Flachküste, die nur hier und da von Falaisen unterbrochen wird, die Gewässer der Kleinen Syrte. Der Grund dieser plötzlichen Veränderung ist in einer Anzahl von Verwerfungen zu suchen, die Nord-Süd oder Nordost-Südwest das Land durchziehen.

Die Ostküste der Halbinsel Dakhela El Maûïn, die zuerst in südöstlicher und dann von dem durch den Burgberg von Kelîbia beherrschten Râs Muçtafa ab in südwestlicher Richtung verläuft, ist meist flach und ohne sonderliche Gliederung. Der Küstensaum ist fruchtbar, aber hafenarm. Die

vorhandenen Reeden sind einer beständigen Versandung ausgesetzt. Bei Râs Ma'amûra biegt die von Sanddünen begleitete Flachküste plötzlich nach Westen um und bildet, weit in das Land hineingreifend, den Golf von Ḥammâmêt, an dem die Vierstädte Nâbil, Dar Shabân, Benî Khiar und Ma'amûra und das Städtchen Ḥammâmêt gelegen sind.

Ungefähr 5 km westlich des letzteren nimmt die Küstenlinie wieder nordöstliche Richtung an und zieht so mit einer geringen Einbuchtung als flaches, seicht zum Meere niedersteigendes Gestade bis zu dem isoliert aufragenden Felsen von Hergla südwärts. Von hier ab wendet sich die Küste um einige Striche weiter nach Südost und umsäumt das fruchtbare, von dichten Olivenhainen bedeckte Hügelland des Saḥelgebietes, dessen Hauptstadt Sousse oder Susa trotz seiner unsicheren Reede wegen der überaus günstigen Lage, die es das gesamte Mittel- und einen Teil von Südtunesien beherrschen läßt, seit der französischen Besetzung einen überraschend schnellen Aufschwung genommen hat. Der alte römische, durch Molenbauten hergestellte Kunsthafen ist jetzt völlig versandet.

Die Küstenlandschaft des Saḥelgebietes gewährt einen lieblichen Anblick, sanftgeneigte, von prächtigen Olivenhainen bedeckte Höhenzüge begleiten den Strand, und aus dem grünen Laub der wohlbewässerten Gärten und Pflanzungen leuchten die weißen Häuser der zahlreichen Ortschaften.

Etwa 10 km südöstlich von Susa wird die gleichmäßige Bogenlinie der konkaven Einbuchtung, die von Hergla über Susa auf Râs Dimâs läuft, durch den hornartigen, dreieckigen Landvorsprung von Monastîr unterbrochen.

Zwischen der Halbinsel von Monastîr und Râs Dimâs breitet sich eine Bucht aus, die gen Osten durch eine etwa 18 km lange Felsbarre abgeschlossen wird und für größere Schiffe nur von Norden her zugänglich ist. Die Abrasionsthätigkeit

der Brandungswelle hat auf dieses Riff stark eingewirkt, sodaß nur noch einige Felsen und an der Nordspitze die beiden kleinen Eilande Cunigliera und Kuriât aus dem Meere aufragen.

Von Râs Dimâs, unweit dessen der kleine, durch Molenbauten geschützte Hafen von Thapsus gelegen war, schlägt die Küste eine nordsüdliche Richtung ein. Mit einer sanften, kaum merklichen Einbuchtung zieht die mit langgedehnten Lagunen besetzte Flachküste hin, bis die Felszunge von Mahedîa den Strand in nordöstlicher Richtung durchbricht. Das auf dem Landvorsprunge gelegene kleine Städtchen ist eine arabische Gründung und besitzt nur eine schlechte Reede.

Bei dem von Kalkfelsen gebildeten Râs Salakta wendet sich die Küstenlinie nach Südosten zu dem östlichsten Punkte des Sahelgebietes, dem weit vorgeschobenen Râs Khadîdja oder Kapudîa, dem Promonturium Caput vada des Altertums.

Der Charakter der Küstenbildung wird von diesem Punkte an ein anderer. Der Name, den die Alten dem Vorgebirge gegeben haben, ist ein recht bezeichnender gewesen, denn von hier beginnen nun die Watten, die in einem sich nach Süden zu verbreiternden Bande die Küste umsäumen, die Kraft der Brandungswellen brechen, jedoch auch Schiffen größeren Tiefganges die Annäherung wehren.

Im flachen Becken der Kleinen Syrte macht sich die Erscheinung der Gezeiten in einer deutlich wahrnehmbaren Weise bemerkbar. (Die Beobachtung derselben ist eine um so leichtere, als das Gestade sehr seicht ist.) Zu gewöhnlicher Zeit beträgt der Flutwechsel bei Sfax 1 m und bei Gabes und auf der Insel Djerba etwa 1,5 m; während der Syzygien erhöht sich die Amplitude des Wasserstandes an letzteren Orten auf 2, 2,5 und selbst 3 m und erreicht bei Sfax annähernd 1,8 m.

Von Râs Khadîdja an zieht die Küste bis Râs Burmada, unweit Mahares auf einer Strecke von annähernd 100 km in

südsüdwestlicher Richtung hin; nur kleine Landvorsprünge, denen noch einige winzige Eilande vorgelagert sind, treten aus der Linie des eintönigen Gestades hervor, das im Altertum mit zahlreichen Siedelungen bedeckt war. Die einstige Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit ist geschwunden, das schwach besiedelte Küstengebiet hat einen öden Steppencharakter angenommen und nur das von Gärten und Olivenhainen umhegte Sfax ist eine volk- und verkehrreiche Stadt geblieben.

Im Osten von Sfax, etwa 20 km vom Festlande entfernt, erhebt sich über die Wattentafel die Gruppe der niedrigen Ḳerḳena-Inseln, die aus 2 größeren Inseln Ḳerḳena und Ġarba, sowie 8 kleineren Eilanden besteht. Die Längsaxe der beiden größeren Inseln, die nur durch eine schmale Straße von einander geschieden werden, besitzt eine Länge von 31 km und liegt in der Richtung SW zu W—NO zu O. Die Ḳerḳena-Inseln und die dieselben auf eine Entfernung von 10—30 km umgebende Tafel von Untiefen, die selten 2 m erreichen, sind in tertiärer Zeit vom Festlande niedergesunken und durch den Grabeneinbruch des Kanals von Ḳerḳena schließlich ganz von letzterem abgetrennt worden.

Südlich von Râs Burmada buchtet das Meer weiter nach Westen ein und die Küste umzieht zuerst in südwestlicher, dann in südlicher und schließlich in südöstlicher Richtung in einem weitausholenden Bogen das Becken des Golfes von Gabes. Der mit Lagunen durchsetzte Strand ist sumpfig und unfruchtbar und daher nur überaus schwach besiedelt. Die einzig bemerkenswerten Punkte an diesem Gestade sind die Kenâïs-Inseln und die an diesen gelegene, gleichnamige Bucht, die einen vorzüglichen, natürlichen Hafen bietet und bis jetzt noch zu wenig Beachtung gefunden hat.

Auf dem Isthmus von Gabes, der in einer Breite von etwa 18 km die Gewässer des Golfes von der großen



Depression der Shotts scheidet, wird das Bild der Küstenlandschaft wieder etwas belebter; an Stelle der traurig leblosen Steppen und stagnierenden Salzsümpfe treten vereinzelte, von freundlichen Palmenhainen umgebene Oasen, wie Udereff, Metûïa, Grenush und Gabes. Nördlich der erstgenannten Ortschaft durchschneidet der Ued Melah, der von Roudaire anfänglich für den Tritonfluß Herodots gehalten wurde und so eine unverdiente Berühmtheit erlangt hat, den Isthmus.

Von Gabes verläuft die sich meist steil bis zu einer Höhe von mehreren Metern erhebende Küste in südöstlicher Richtung bis zur Landungsstelle der Oase Zarat, wendet sich von hier ab gen Nordosten und erreicht das Râs El Djorf, die Spitze einer breiten, nach Norden vordringenden Halbinsel, welche die Landbrücke zu der großen, dem Festlande nördlich vorgelagerten Insel Djerba bildet.

Die niedrige, fruchtbare und dichtbesiedelte Insel ist durch den Einbruch des Meeres von Bû Grara vom Festlande abgetrennt worden, ihre Küste ist flach und in weitem Umkreise — mit Ausnahme der gegen den Flutanprall wenig geschützten Ostküste — von Watten umgeben, die ein Ansegeln größerer Schiffe unmöglich machen. In seiner Gestalt ähnelt Djerba einem riesigen, plumpen Dreizahn, dessen kurze Zacken nach Süden gegen das Festland hin gerichtet sind.

Von Râs Marmor, dem nordöstlichen Vorsprunge der Halbinsel 'Akkâra, verläuft die Küste nordsüdlich bis zum Râs El Khams — Kap der Fünf — von wo sie dann in südöstlicher Richtung bis zum Râs Adjîr, der Ostmarke des tunesischen Gebietes, weiterzieht. Hinter dem Strande breitet sich auf dieser letzten Strecke ein vielverzweigtes System von Lagunen aus und gestaltet die Physiognomie des öden, von räuberischen Nomaden durchzogenen Steppengebietes zu einer wenig anziehenden.

Bevor die Steilküste den Landvorsprung von Râs Adjîr erreicht, bildet sie sich zu einem schmalen Bande verengend den Nordsaum der etwa 34 km langen und 10 km breiten Baḥira El Bibân (See der Thore), in der wir wahrscheinlich den Zuchis-See Strabos zu vermuten haben. Der See ist keine durch Abschnürung vom Meere gebildete Sebkha, sondern anscheinend ein Einbruchsbecken, das durch ein von der Brandung z. T. zertrümmertes Felsenriff vom Meere abgetrennt und landeinwärts von einer 2—3 m hohen Steilwand umgeben wird.

Geologischer Aufbau.

Die Auffaltung und Angliederung des Atlassystems an den uralten afrikanischen Kontinent, dessen Gebirgsformen vorwiegend aus altkristallinischen Gesteinen bestehen, ist erst in einer — geologisch gesprochen — jungen Zeit, in der Tertiärzeit erfolgt. Gegen den Ausgang der Kreidezeit war die Tafel der heutigen tripolitanischen Sahara schon vollständig emporgetaucht und endgültig an den großen Festlandsrumpf angefügt worden. Das Verlanden der algerischen und tunesischen Sahara erfolgte etwas später, war aber auch noch vor dem Ausgang der älteren Eocänzeit vollendet.

Erst in miocäner Zeit fand die gewaltige Auffaltung des Atlassystems gleichzeitig mit der des Apennin, der Alpen, der Pyrenäen und der bätischen Cordillere unter Einbruch eines großen Teiles des westlichen Mittelmeerbeckens statt. In Marokko und Algerien zeigt sich ein scharf ausgesprochener Parallelismus der großen Faltenlinien, der in Tunesien durch eine deutlich gekennzeichnete Wendung der Bergzüge nach Nordosten gestört wird. Nordtunesien bildet den abgebrochenen Innenrand des Grenzbogens des westlichen Mittelmeeres und

zeigt daher, wie erwähnt, eine schroffe Steilküste, die fast senkrecht zum Meere abfällt, während die Ostküste sich allmählich zur Kleinen Syrte herabsenkt.

Die älteren Formationen, die in Marokko vielfach anstehen und auch in Algerien noch ein großes Verbreitungsgebiet zeigen — altkristallinische Gesteine, Silur, Devon, Carbon und permo-triassische Schichten — fehlen in Tunesien ganz, erst der Jura tritt mit der ebenen Oxfordetage in einer Reihe von Bergmassiven, des Djebel Bû Korneïn, Dj. Reçaç, Dj. Sîdi Salem, Dj. Zaġuân, Dj. Djûkar und Dj. Fkirîn, die im Dj. Zaġuân (1340 m) ihre höchste Erhebung finden, längs einer bedeutenden Verwerfung auf, die Südwest-Nordost verläuft. Ferner gehören im südlichen Tunesien eine Gruppe von Kalken und Sandsteinen, die sich über die Matmâta-Tafel erheben und am Fuße des Djebel Tebâga auftreten, der gleichen jurassischen Formation an.

Eine bedeutend größere Verbreitung als der Jura besitzt die Kreideformation, welche das Substratum der meisten tunesischen Bergzüge bildet. Schwach entwickelt und nur in Nordtunesien beobachtet sind das Neocom und Urgo-Apt, die Glieder der untersten Stufe, die nur an einzelnen Punkten anstehen. Mächtiger entwickelt sind das Gault oder Albien mit großen Lagern von phosphorsauren Kalken im Norden der Shotts, und das Cenoman, das im südlichen Mitteltunesien und beim Aufbau der Matmâta-Tafel eine hervorragende Rolle spielt. Dasselbe besteht in Kalken und Sandsteinen mit eingeordneten Gyps- und Mergelschichten; an Fossilien finden sich Ostrea flabellata, O. lingua, Hemiaster batnensis.

Das Turon ist fast gar nicht vertreten, um so mächtiger zeigt sich aber die oberste Stufe des Kreidesystems, das Senon. Ganz Mitteltunesien besteht aus Lagern von Inoceramen- und

Kephalopodenkalken, die vielfach von Nummulitenkalken des Eocän überlagert werden. Wahrscheinlich sind auch die Tertiärgebilde des Khumeïrlandes auf senonischer Grundlage aufgebaut. Von Bedeutung ist auch das Senon im Gebiete der Shotts, die Randgebirge desselben sind vorwiegend aus Senonkalken zusammengesetzt und ein Teil der West- und Südabdachung des Matmâtagebietes gehört dieser Stufe an.

Einen ganz hervorragenden Anteil an dem Aufbau Tunesiens nimmt die Tertiärformation mit ihren drei Gliedern. Das unterste dieser, das Eocän, nimmt einen großen Teil von Nord- und Mitteltunesien ein. Die Küstengebirge des Nordrandes bestehen fast ausschließlich aus Eocän, groben Kalken, Mergeln und Sandsteinen mit Nummuliten und Ostrea Bogharensis, der gleichen Stufe gehören die schöngefärbten Marmorarten, die bei Shemtû auf dem linken Ufer des Ued Merdjerda gebrochen werden, an und die meisten der tafelförmigen Erhebungen Mitteltunesiens, die Ḥamâda El Ḳessera, die Ḥamâda der Ulâd Aûn, der Dyr El Kef u. s. w. sind von eocänen Nummulitenkalken aufgebaut worden. Im Süden ist das Eocän schwächer vertreten, nur einzelne schmale Fetzen treten nördlich der Shotts auf, so zu beiden Seiten der Kette von Tamerza, am Djebel Djellabîa und längs des Djebel Sehib.

Von geringer Bedeutung sind die miocänen Ablagerungen; es finden sich solche mit Ostrea crassissima als Leitfossil am Djebel Sherîshera, am Ued Mamura bei Feriâna, am Djebel Takrûna bei Enfida, in der Suâtirkette und im Djebel Nadûr bei Porto Farina.

Wesentlich wichtiger und umfangreicher sind wieder die Niederschläge, die das pliocäne Meer zurückgelassen hat. Hierher gehört das sanftgeschwellte Hügelland des Saḥelgebietes, das von Sallakta bis Susa fast ganz den



marinen Bildungen der Pliocänstufe zuzuzählen ist. Im Norden setzt sich die gleiche Facies mit Pectunculus violascens an der Ostküste der Halbinsel Dakhela El Maûîn von Nâbil bis Ḳelîbia fort und umsäumt auch den Südrand des Golfes von Tunis, wo sie die Höhen von Karthago und Ḳamart bildet. Weiter im Süden gehört dieser Formation ein großer Küstenstreifen, die Inseln Ḳerḳena und ein Teil der Insel Djerba an.

Pliocäne Brackwasserbildungen scheinen nicht vorzukommen, dagegen sind Süßwasserbildungen an dem Gestade um die Kleine Syrte bis Maḥares im Norden auf dem Isthmus von Gabes und um den Shott El Fedjedj herum beobachtet worden. Sonderungen bei Ḥumt Adjîm und Ḥumt Sûḳ auf Djerba ergaben gleichfalls das Vorhandensein dieser Formation.

Die jüngste Stufe, das Quartär, zeigt sich in marinen Bildungen als ein zerreiblicher kalkiger Sandstein mit zahlreichen Exemplaren von Strombus coronatus fast an der ganzen Ostküste und überlagert vielfach die tertiären Kalke, z. B. bei Zarzîs, auf Djerba, auf den Ḳerḳena-Inseln, bei Monastîr u. a. O. Unter den marinen Ablagerungen finden sich mehrfach, so bei Sfax, Süßwasserbildungen, die am Südwestrande des Golfes von Gabes in der Umgebung von Zarat auch ohne Hangendes auftreten. Durch seine deltabauende Thätigkeit hat der Ued Medjerda bedeutende Alluvionen an seiner Mündung aufgehäuft, auch die übrigen tunesischen Wasserläufe sind während ihrer periodischen Wirksamkeit in den Wintermonaten emsig bestrebt, das vorhandene Bodenrelief zu verändern. Hierzu tritt die Thätigkeit des Windes, der die Thäler mit den Verwitterungsprodukten der Felswände anfüllt und sowohl an der Küste, wie auch im Innern Dünen vor sich her bewegt. Ein großer Teil der flachen Ostküste ist mit Dünendämmen bedeckt und von der Sahara her suchen

die Sandmassen nordwärts vorzudringen. Jeder Scirocco treibt dichte Staubwolken mit sich. Von den Hängen der die Shotts umgebenden Höhenzüge findet unausgesetzt eine starke Abtragung statt, die nach und nach die Shottbecken auszufüllen beginnt.

Eruptivgesteine sind in Tunesien bis jetzt nur an einer Stelle, zwischen Khangat Et Tût und Kap Negro, beobachtet worden, wo Le Mesle einen glasigen Rhyolit fand. Im Norden sind, wie wir gesehen haben, dem Lande die Gruppe der vulkanischen Galita-Inseln und die Insel Pantellarîa, in deren Nähe erst im Jahre 1891 ein neuer Ausbruch stattfand, und im Osten die Inseln Linosa und Lampedusa, beides erloschene Vulkane, vorgelagert.

Oberflächengestaltung.

Die für Algerien gültige Scheidung in drei parallele Zonen, die Tellkette, die Hochsteppen und Shottplatte oder das Atlashochland und die saharische Kette, die sich durch alle drei algerischen Provinzen mit großer Regelmäßigkeit zeigt, läßt sich in ihrem ganzen Umfange für Tunesien nicht aufrecht erhalten. Die mediterrane und die saharische Kette des Atlas drängen sich bereits im Osten der Provinz Constantine zusammen und eliminieren nach und nach die Hochsteppentafel, die schließlich in dem Dreieck zwischen Ued Medjerda und Ued Um 'Aliḳ (frz. Mellègue) ihr Ende findet, aus dem Bodenrelief. Die tunesischen Gebirgszüge, die in einer großen Anzahl z. T. unzusammenhängender Parallellinien in vorwiegend Südwest-Nordost-Richtung das Land durchziehen, gehören nur zum geringsten Teile der Tellkette an, sondern sind hauptsächlich als Ausläufer der saharischen Kette, die in Algerien den massigen Gebirgsstock der Aures gebildet hat, zu betrachten.

Zu dem horizontalen, von Norden her wirkenden Drucke gegen die Landfeste, der die Auffaltung des Atlasgebirges veranlaßt hat, trat noch ein schwächerer Druck von Osten her, der auf die Streichrichtung der tunesischen Gebirgszüge, die dem Grenzbogen des westlichen Mittelmeeres folgend die West-Ost-Richtung bereits verlassen hatten, beeinflussend einwirkte. Eine größere Anzahl von Brüchen und Verwerfungen, die in ihrem ganzen Umfange durch Untersuchungen noch nicht genau festgestellt sind, deren bedeutendsten eine bereits aber oben skizziert ist, treten an verschiedenen Stellen auf und üben eine zerstückelnde Wirkung auf die Kettenzüge aus, die sie in eine Anzahl unzusammenhängender Massive teilen.

Die Tellkette besitzt nur eine beschränkte Entwickelung in Tunesien; vom Stock des 1347 m Hohen Djebel Meïd aus auf dem linken Ufer des Medjerda hinziehend erreicht sie schon nach etwa 180 km ihr Ende in den Höhen des Djebel Smedia, der das Kap Blanc nach Norden vorschiebt. Den Grenzwall gegen Algerien bilden die Südwest-Nordost ziehenden Kämme des Djebel Um Ed Diß, Dj. Ġorra (1202 m) und Dj. Tegma. Diesen Bergzug verbindet der Dj. Adissa mit dem Hauptknotenpunkte des nordwestlichen Berglandes oder „afrikanischen Gebirges“, dem Dj. Bir (1014 m), an dessen Fuße die Militärstation 'Aïn-Drahâm gelegen ist. Nachdem sich hier zunächst ein nordwärts auf Tabarḳa gerichteter Zug, der Djebel Daraûï, dem an der Landesgrenze der Dj. Haddeda parallel läuft, abgezweigt hat, gabelt sich der Hauptgebirgszug in zwei Kämme, von denen der nördliche sich dem Meere nähert und von Kap Negro an den steilabschüssigen Küstenrand bis Kap Blanc formt. Bevor das Gebirge das Meer erreicht, trennt sich noch eine Kette mit dem Djebel El Harresh ab und umschließt eine Strecke parallel zur ersteren Kette laufend die Garaa Sedjenan im Süden. Der südlichere Zinken der

großen Gabel, Djebel Solaḥ, Dj. Dir El Ḳaçba, Dj. Bû Getrân, wendet sich zuerst ostwärts, biegt aber dann auch gen Nordosten um und sucht unter mannigfachen Verästelungen Kap Blanc zu erreichen, wo er sich wieder mit dem Küstenrande vereint.

Im Westen sind die Bergzüge dicht mit Korkeichen bewaldet; enge, während der Winterzeit von Wildbächen durchrauschte Felsthäler durchschneiden das Bergland; nur eine Straße führt durch das sonst unwegsame, von nomadisierenden Stämmen (Khumeïr und Sḥiaḥîa) bewohnte Gebiet von Sûḳ El Arba' über 'Aïn Draḥâm nach Tabarḳa. Die Südgrenze bildet das Thal der Ued Medjerda, im Osten werden die sich verflachenden Höhenzüge von der Niederung von Mâter mit der eingelagerten Garaa El Ešhköl umsäumt.

Der weitaus größte Teil der Regentschaft gehört dem System der saḥarischen Atlaskette an. Schon westlich von Tebessa noch auf algerischem Gebiete tritt eine Virgation derselben ein. In nicht weniger als acht deutlich unterscheidbaren Parallelzügen überschreitet das Gebirge die tunesische Westgrenze. Den Knotenpunkt des Aufbaus bildet die Ḥamâda El Ḳessera und die dieser benachbarten Bergzüge Dj. Serdj und Dj. Bargu im Nordost und das Bergland um Maḳtar und der Dj. Berberû im Südwesten. Über diese Erhebungen läuft die tunesische Wasserscheide, die das Land diagonal durchschneidet und in zwei Hälften teilt.

Die nördliche Abdachung, die zum Ued Medjerda und in den Golf von Tunis abwässert, läßt sich in das Bergland von Kef und Tebursûḳ, das Hochland von Thala, das centrale Massiv, die nordtunesische Niederung und die Halbinsel Dakhela El Maûïn zergliedern.

Das Bergland von Kef und Tebursûk wird vom Afrikanischen Gebirge durch den mittleren Lauf des Medjerda und die von

diesem durchflossenen Ebenen der Rekba und von Sûḳ El Arba' geschieden. Den Rand gegen das Medjerdathal hin bildet der Zug der Djebel Berda, Dj. Bû Rzin, Dj. Melaḥ, Dj. Bû Rebbaḥ und Dj. Gorrah, bei letzterem, nordwestlich von Tebursûḳ, wendet sich das Gebirge nach Nordosten und sperrt die breite Medjerdaebene im Osten ab. In vielfach gewundenem Laufe hat sich der Fluß ein Bett durch den Gebirgswall genagt und tritt bei Medjez El Bâb wieder in die Ebene hinaus. Auf seinem linken Ufer setzen sich die wenig über 400 m hohen Höhenzüge im Djebel Eïdûs, Dj. Bulâuesh, Dj. Behlîl und Dj. Tella zum Râs Sîdi 'Alî El Mekki fort.

Das Gebiet von Kef zeigt durchgängig einen Gebirgscharakter; eine Anzahl von Parallelkämmen, die fruchtbare Ebenen zwischen sich einschließen, sind nebeneinander aufgefaltet, dazu zeigt sich eine Neigung zur Abplattung, die in breiten, von eocänen Nummulitenkalken gebildeten Tafeln zum Ausdruck kommt. Unmittelbar über Kef erhebt sich der Dyr El Kef bis zu einer Höhe von 1088 m; auf dem linken Ufer des Ued Um 'Aliḳ der Djebel Aḥmar mta Uarga, im Gebiete der Ulâd Shâren der mächtige Djebel Gern Alfâya.

Im Kreise von Tebursûḳ ist die Hauptkette der langgestreckte Djebel Sîdi 'Abdallah Ben Sheïd, der sich gabelnd einen Kamm Djebel Keshtiln und Dj. Djaffa parallel zum Medjerda, einen anderen den Djebel Rihan ostwärts entsendet. Gen Norden und Nordosten schließt sich hieran ein System von niedrigen Höhenzügen, die jenseits Medjez El Bâb nur noch ein leichtgewelltes Hügelland bilden.

Als Südrand des beschriebenen Gebietes, mehr in der Bedeutung einer Umgrenzung als in der einer scharf ausgeprägten Umrandung, kann die aus den Djebel Haḥûth, mit dem Kef Berda (995 m), Dj. Lorbeus (805 m) und Dj.

Mahiza (1005 m) bestehende Höhenlinie betrachtet werden. Den Südfuß der beiden letztgenannten Bergmassen umfließt der Ued Tessa, ein rechter Nebenfluß des Ued Medjerda, der die durch den doppelgipfeligen Djebel Bû Neder von einander getrennten Ebenen Belad Zuarîn und Belad Es Sers bewässert.

Ein dem obigen Gebiete ähnliches Antlitz zeigt das Hochland von Thala, das sich im Süden jenseits des oberen Laufes des Ued Sarrath diesem anfügt. Die Gebirgszüge gruppieren sich hier nur noch massiger zusammen, die Kämme weichen leicht von der Nordostrichtung ab, tiefe Erosionsthäler sind in die Felswände eingeschnitten, die Hänge sind vornehmlich nach Süden steil und schroff. Die Gebirge haben Mittelgebirgshöhe, eine Anzahl der höchsten Spitzen überragt die Brockenhöhe, erreicht jedoch nicht die der Schneekoppe.

Die Haupterhebungslinie läuft west-östlich über die Kämme des Djebel Ḥallûḳ (1303 u. 1250 m), Dj. El Hubîb (1420 m), Dj. Shâr (1319 m), Dj. Ergub Zûzû (1124 m), Dj. Semâta (1402 m), biegt dann zum 1305 m hohen Dj. Um Delêl nach Norden um und zieht sich von hier an das centrale Massiv im Nordosten heran. Mehrere isolierte Massive, so der Djebel Bû Hanêsh (1231 m), sind dem gleichzeitig die Wasserscheide bildenden Kamme im Norden vorgelagert, im Süden scheidet das obere Thal des Ued El Hathob das Hochland von einer weiteren Folge von Parallelzügen.

Den Kernpunkt des centralen Massivs bildet die fast 8 km lange und 3—5 km breite Tafel von Ḳessera und der vielfach zerschnittene Gebirgskomplex von Maḳtar und Sûḳ El Djemma. Im Süden sind diesem der Djebel Berberû (1480 m), der Kef Muella (1295 m) und der Djebel Skarna (1438 m), im Norden der Dj. Massûsh (915 m), der Dj. Belôta (1164 m), und im Nordosten der Dj. Serdj (1375 m) und der Dj. Bargu (1280 u. 1250 m) angegliedert. Nach

Nordosten folgen diesen die quellenreichen Djebel Djûkar und Dj. Zaġuân (1340 u. 1170 m), von dem aus ein vielgegliedertes System von niederen Berg- und Höhenzügen gen Osten zum Golf von Ḥammâmêt und nordwärts zum Golf von Tunis herniedersteigt.

Um den Süd- und Westrand des Golfes von Tunis herum zieht sich die nordtunesische Niederung: die vom Ued Miliân durchflossene Mornaḳebene, das Gebiet von Teburba, die Manûba und das Medjerda-Delta, ein reicher, zum größten Teile sehr fruchtbarer Landstrich, in dem sich zahlreiche europäische Kolonisten angesiedelt haben.

Durch die breite Ebene von Solimân — in pliocäner Zeit ein Meeresarm — wird die Halbinsel Dakhela El Maûïn dem Festlande angegliedert; die felsige Hauptrippe derselben ist der Djebel Sîdi 'Abd Er Raḥmân und seine Fortsetzung im Djebel Ḥamîd, von dieser dacht sich die Halbinsel nach beiden Küsten hin ab. Am Ostrande erhebt sich der isoliert aufgefaltete Djebel Ḳorbes mit warmen Schwefelquellen und die Nordspitze krönt die gegen 400 m hohe Felsmasse von Râs Addâr oder Kap Bon.

Die südliche Abdachung, deren Gewässer zur Kleinen Syrte strömen oder von Binnensammelbecken aufgenommen werden, wird wieder durch einen ausgeprägten Parallelismus der Gebirgszüge gekennzeichnet. Die erste Kette südlich der Wasserscheide setzt sich aus dem Djebel Tasmesmîda (1203 m), Dj. Shambi (1590 m), Dj. Semmama (1404 u. 1364 m) und Dj. Tiuâsha (1182 m) zusammen. Etwa 15 km weiter südlich, durch das Belad Dokhân und Belad Ḳaçerîn von der ersten Kette getrennt, verläuft eine zweite, deren einzelne Glieder die Djebel Serragîa (1290 m), Dj. El Atra (1003 m), Dj. En Nâm (1022 m) und Dj. Sellûm (1268 m) sind. Zwischen den wenig bewaldeten und einer starken Denudation ausgesetzten

Gebirgen, die mit sanfterer Böschung nach Norden und jähem Absturz nach Süden abfallen, also nach der Sahara hin aufgestaut sind, dehnen sich weite Ebenen, die von Ueds vielfach durchschnitten sind und mit ihrer reichen Vegetation an zarten Gräsern und duftigen Kräutern im Winter den Wanderhirten willkommene Weidegründe bieten. Im östlichen Steppengebiet angelangt, machen die Gebirge mit ihren Ausläufern eine scharfe Umbiegung nach Norden in der Richtung auf das centrale Massiv und bilden so einen erhöhten Rand gegen die Niederung, der aber in mehreren Breschen klafft und den Karawanenstraßen Zugangsthore in das Innere des Berglandes offen läßt.

Um den Süden des tunesischen Berglandes gürtet sich das Gebirge von Gafça, das entgegen dem Südwest-Nordost-Streichen der meisten Bergrücken eine ausgesprochene West-Ost-Richtung innehält und nach Osten fächerartig sich ausbreitet. Zwei Bergzüge: Djebel Mrata (1006 m), Dj. Bû Dinâr (800 m) und Dj. Bû Ramli (1200 m) im Norden und Djebel Bliji (910 m), Dj. Zimra (720 m) und Djebel Staḥ (900 m) im Süden, zwischen denen das Belad Duâra mit dem seichten Becken der Gara'a El Dûza liegt, vereinigen sich westlich der Oase von Gafça im Djebel Yûnes zu einem einheitlichen Kamme. Zwischen der Fortsetzung desselben nach Osten in dem steil aufsteigenden Djebel Orbata (1170 m) öffnet sich das 6 km breite Erosionsthal des Ued Baïash, in dessen Grunde die Palmenhaine der Oase Gafça angepflanzt sind. Die Kammlinie des Djebel Orbata setzt sich mit nordöstlicher Umbiegung im Dj. Um El 'Aleḳ (1120 m), Dj. Bû Bellel, Dj. Hadêsh und Dj. Bû Hedma fort und zweigt ostwärts das aus drei Parallelketten bestehende Gebirge von El Ayaïsha ab. Zwischen beiden Ketten liegt die Hochsteppe Belad Thala und südlich des Djebel El Ayaïsha breitet sich das wildreiche Belad Segi aus, das in das Gebiet der großen Shotts hinüberleitet.

An die Ostflanke des mitteltunesischen Berglandes lehnt sich in breitem, Nord-Süd ziehendem Streifen die schon im Tieflandniveau liegende Steppe. Dieselbe bildet keine gleichförmige Ebene, sondern besteht aus einer Reihe von muldenförmigen, flachen Senken, die durch niedrige West-Ost streichende Höhenzüge kammerartig abgeteilt sind und in denen sich die von der Ostabdachung des Gebirges abströmenden Gewässer und die im Steppengebiet selbst erfolgenden Niederschläge sammeln. Nur das nördlichste dieser Sammelbecken, der Kelbîa-See, besitzt infolge der ihm durch die bedeutenden Flußsysteme des Ued Nebḥân, Ued Merg El Lîl und Ued Zerûd zugeführten großen Wassermassen das ganze Jahr hindurch einen ansehnlichen Stand von süßem Wasser. Bei den übrigen überwiegt — wenigstens im Sommer — die Verdunstung die Wasserzufuhr, die in dieser Zeit fast gänzlich versiegt, bei weitem. Das im Winter angesammelte Wasser verdampft vollständig und scheidet bei diesem Prozesse den reichlichen Salzgehalt, mit dem es gesättigt, in Krystallen aus, die mit dicker Kruste den vorwiegend thonigen Boden bedecken. Derartige Salzpfannen inmitten von Thalmulden sind die Sebkha El Ḥâni südlich von Ḳairuân, die Sebkha Sherîta, Sebkha mta Gorra, Sebkha Bû Djemel, Sebkha Meshegîg und Sebkha En Nuâïl.

In ihrem südlichen Teile tritt die Steppe unmittelbar bis an das Meer heran, im mittleren und nördlichen Teile der Ostküste hat dagegen das fruchtbare Saḥel-Gebiet (arab. saḥel-Küste) mit seinen reichen Olivenbeständen, weiten Ackerflächen und einer dichten Bevölkerung die Steppe zurückgedrängt. Dasselbe hat annähernd die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, dessen Schenkel die Küstenstrecken von Bordj Bû Fisha bis Râs Khadîdja und von diesem Kap bis Maḥares bilden und dessen Basis der Rand der Steppe ist.

Zweifellos würde noch ein großer Teil des Steppenlandes mit bestem Erfolge unter den Pflug genommen werden können, wie es seitens der nomadisierenden Stämme hier und dort periodisch geschieht, wenn nicht verzwickte Besitzverhältnisse, große Indolenz der Bevölkerung und Wasserarmut schwer überwindbare Hindernisse bieten würden.



Einen von Nord- und Mitteltunesien wesentlich abweichenden Charakter zeigt der Süden, der sich aus dem Shottgebiete, der Matmâta-Tafel und der Sahara zusammensetzt. Schon um Gafça zeigt das Land ein wüstenartiges Gepräge, der Boden ist mit losem Flugsande oder Steinschotter bedeckt, die Vegetation verkümmert ganz oder tritt nur am Rande von Quellen — meist Thermalquellen — auf, und die Existenz des Menschen bleibt gleichfalls völlig an die vom Wasser bevorzugten Orte gebunden. Mit dem weiteren Vordringen nach Süden verschärfen sich diese Verhältnisse, bis die eigentliche Wüste anhebt.

Eine deutliche Grenzmarke bilden die weiten, langgedehnten Flächen des Shott El Ġarsa und des Shott El Djerîd, die sich wie ein breites Band länderscheidend von der algerischen Grenze bis zum Golf von Gabeṣ erstrecken. Nur zwei schmale Landbrücken stellen die Verbindung zwischen Süd und Nord her, der 22 km breite Isthmus von Gabes und die Landenge von Ḳrîs oder Tôzer in einer Breite von 9 km. Die frühere Vermutung, daß im Shott El Djerîd der Tritonsee der alten Schriftsteller zu suchen sei, ist nun endlich inzwischen aufgegeben worden; denn eingehende Untersuchungen haben ergeben, daß man es hier nicht mit einem in historischer Zeit durch den Isthmus von Gabes abgeschnürten Meeresarm, sondern mit einer Salzpfanne, ähnlich den übrigen nordafrikanischen Sebkhen, allerdings mit einer solchen von riesigen Dimensionen, zu thun hat. Ebenso unhaltbar blieb die Voraussetzung, daß das gesamte Shottgebiet, die Shotts El Djerid,

El Ġarsa und Melġîr, in einer Depression liegen; denn nur der Boden der Shotts El Ġarsa und Melġîr senkt sich unter das Niveau des Meeresspiegels, während der des Shott El Djerîd sich über diesem befindet. Den Nordrand des letzteren umsäumt ein niedriger Gebirgszug, der sich aus dem Djebel Bû Ḥellal, Dj. Tarfaûï und Dj. Zitûna zusammensetzt; die 100 km lange hornartige Ausbuchtung des Shott El Djerîd gen Osten, der Shott El Fedjêdj, besitzt nach Sueß die Form eines Knopflochs, dessen Ränder der Djebel Sherb im Norden und der halbmondförmig gebogene Djebel Tebâga im Süden bilden.

Südlich des Isthmus von Gabes folgt westlich der an der Küste entlang ziehenden Steppe mit den kärglichen Weidegründen der Ulâd Urġamma das breit aufgeschichtete Tafelland der Matmâta mit den Platten der eigentlichen Matmâta, Tujân, Aḥuâya und Duirât, deren höchste Erhebung der Kef Mzemzem im mittleren Teile des Gebirges mit 750 m ist. Die Ostböschung ist die steilere; gen Westen sinken die Schichten unter die Aufschüttungen der Sahara, die den gesamten übrigen Süden Tunesiens mit ihren mächtigen Sanddünen einnimmt. Durch die Wüste führt eine mit zahlreichen Brunnen und Wasserlöchern ausgestattete Karawanenstraße von der Oase Tôzer auf dem Isthmus zwischen den beiden Shotts nach Ġadâmes auf tripolitanischem Gebiet, von wo aus der Anschluß an die großen Sudânkarawanen erfolgt. Das tunesisch-tripolitanische Grenzgebiet ist ödes Steppenland oder trostloser Wüstenboden.

Flüsse und Seen.

Kein einziger Fluß der Regentschaft ist schiffbar, der größte Teil der Wasserläufe ist nur periodischer Natur und der Wasserstand derselben fast ausschließlich unmittelbar von den

Niederschlägen, die im Kreise ihres Flußgebietes erfolgen, abhängig. Die Entwaldung der meisten Berghänge verhindert ein Aufsammeln und eine gleichmäßigere Verteilung der Abgabe des Wassers; die Folge hiervon ist, daß die oft sehr reichlichen Niederschläge in den Wintermonaten unter starker Abtragung des Bodens und unter Mitführung von Geröll und Geschiebe thalwärts fließen und sich in den noch kurz zuvor fast ganz ausgetrockneten Flußbetten plötzlich ungeheure Massen von Wasser ansammeln, die mit elementarer Gewalt ihren Lauf stromabwärts fortsetzen und Überschwemmungen und Verwüstungen verursachen. Die Mehrzahl der Wasserläufe sind also eigentlich nur Gießbäche, die sich in den Thalebenen vielfach ein tief in den Boden eingeschnittenes Bett gegraben haben, dessen Ränder fast senkrecht abstürzen und in jedem Winter durch Unterspülung und Auswaschung Veränderungen unterworfen sind.

In dem an Niederschlägen armen Sommer versiegen die Flüsse fast gänzlich, das aus spärlichen Quellen zufließende Wasser sickert durch die Geschiebeablagerungen auf dem Boden der Sohle ein, und nur vereinzelte Wasserlachen bezeugen das Vorhandensein eines Wasserlaufes.

Zur Zeit der römischen Besiedelung des Landes haben die Flüsse zweifellos einen regelmäßigeren Lauf gehabt und sind wohl den größten Teil des Jahres hindurch wasserführend gewesen. Es lag dies einerseits vielleicht an etwas reichlicheren Niederschlägen und dann an einer dichteren Vegetation, die jene einsaugen und längere Zeit aufspeichern konnte; außerdem war eine solche dichtere Pflanzendecke im stande, größere Mengen von Niederschlägen in Tauform, die auch heute noch reichlich erfolgen, aber gewöhnlich bald wieder nutzlos verdunsten, festzuhalten. Mit der Vernichtung der Wälder hörten alle diese Faktoren auf zu wirken, die

Bewässerung der fruchtbaren Niederungen versiegte und mannigfaltige Pflanzen sahen ihre Lebensdauer nur auf die kühleren, regenreicheren Wintermonate beschränkt oder starben ganz ab.

Wie schon in vorstehendem Abschnitte ausgeführt, durchläuft die Wasserscheide vom Djebel Ḥallûk über die Djebel Ergub Zuzu, Dj. Um Delel, Dj. Ḥarazza, die Tafel von Ḳessera, Dj. Serdj, Dj. Bargu, Dj. Djûkar und Dj. Zaġuân bis zum Kap Bon hinziehend in diagonaler Richtung die Regentschaft. Die Abflüsse der nördlichen Abdachung werden vom Ued Medjerda aufgenommen oder ergießen sich in den Golf von Tunis; die Gewässer der südlichen Abdachung strömen der Kleinen Syrte zu oder führen ihre Fluten in die Sammelbecken des Kelbîa-Sees und des Shott El Djerîd.

Der bedeutendste Flußlauf des Landes ist der Ued Medjerda, der Bagradas der Römer, derselbe entspringt auf algerischem Gebiete im Berglande südlich von Guelma, fließt an dem von dichtem Wald umkränzten Städtchen Sûḳ Arras vorüber und erreicht nach Aufnahme vieler kleinerer Zuflüsse und Gießbäche die tunesische Grenze etwa 7 km oberhalb der Bahnstation Ġardimâu. Der Fluß durchströmt dann in östlicher Richtung die Rekba-Niederung und die Ebene von Sûḳ El Arbâ, in dieser münden auf der rechten Seite der von Südwest aus Algerien kommende Ued Um El 'Aleḳ, der das Bergland von Kef durchschneidet, und der auf dem centralen Massiv entsprungene Ued Tessa ein, die Nebenflüsse auf der linken Seite Ued Rarai, Ued Rezella und Ued Kasseb sind wenig bedeutend. Nach Aufnahme des kleinen Ued Bedja (l.) beginnt der Ued Medjerda das seinem Lauf vorgelagerte Gebirge zu durchsägen, macht nach Einfluß des Ued Zargua (l.) eine scharfe Biegung nach Süden und wendet sich dann nach Aufnahme des Ued Siliâna (r.) nach Nordosten. Bei Medjez El Bâb tritt der Fluß wieder in die Niederung, sein Gefälle

ist hier sehr gering, die Menge der mitgeführten Sinkstoffe, die das Wasser trübe und schlammig erscheinen lassen, dagegen recht bedeutend. Dieser außerordentliche Reichtum an Sinkstoffen allein ermöglichte den Ausbau eines so großen Deltas, wie es der Ued Medjerda in zwei Jahrtausenden geschaffen hat. Die doppelte Meeresbucht zwischen Râs Sîdi 'Alî El Mekki und Kap Ḳamart ist so durch den Fluß verlandet und weite Flächen fruchtbaren Bodens sind entstanden, die, wenn eingedämmt und drainiert, eine große Bevölkerung zu ernähren im stande wären. Die Mündung des Ued Medjerda liegt jetzt am Südrande der kleinen, durch den fortschreitenden Verlandungsprozeß schon vom Meere fast ganz abgeschnürten Bucht von Ġar El Melaḥ oder Porto-Farina.

Die Küstenflüsse am felsigen Nordrande zwischen Kap Roux und Kap Blanc, der Ued El Kebîr, der bei Tabarḳa mündet, der Ued Zuâra im Gebiete der Nefza und der Ued El Birka besitzen einen nur kurzen Lauf, jedoch ein großes Gefälle.

Das im nördlichen Teile der Ebene von Mâter gelegene große Süßwasserbecken, die Gara'a El Eshkôl nimmt von Westen her den Ued Sedjenan und von Süden her den Ued Djumîn, dessen rechter Nebenfluß der Ued Tîn ist, in sich auf. Bei hohem Wasserstande steht die Gara'a durch den Ued Tindja mit dem 13 km langen und 11 km breiten Salzsee von Bizerte in Verbindung, der in seinem mittleren Teile 10—15 m tief ist und dessen Stand durch die Zuführungen aus dem Meere reguliert wird.

Von den übrigen Wasserläufen der nördlichen Abdachung ist nur noch der Ued Miliân erwähnenswert; derselbe entspringt als Ued El Kebîr auf dem Westabhange des Djebel Bargu, erhält nach Aufnahme des Ued Djarabîa den Namen Ued Miliân, durchschneidet in seinem unteren Laufe die reiche



Mornakebene und mündet südöstlich von Rades in den Golf von Tunis ein.

Auf der südlichen Abdachung fließt von West nach Ost der Ued Ramel — in seinem Oberlaufe Ued Bagra und Ued El Ḥammâm genannt — in zwei Armen Ued Khâkha und Ued Ced in den Golf von Ḥammâmêt; in die weiter südlich gelegene Strandlagune El Djirîba mündet der Ued El Brik und der Ued El Bûl.

Ein bedeutsames Sammelbecken ist der Kelbîa-See in der Niederung nordöstlich von Ḳairuân, dem die meisten Abflüsse des mitteltunesischen Berglandes zugeführt werden; sein Wasserspiegel ist bei mittlerem niederem Stande 12 km lang und 7 km breit, bei Hochwasser erhöhen sich die Maße auf 17,5 und 9 km und der See giebt dann seinen Überschuß an Wasser durch den Ued Menfes in die Sebkha Djirîba und mittelbar in das Meer ab.

Aus den Gießbächen des Djebel Serdj bildet sich der Ued Maruf, der nach seiner Vereinigung mit dem vom Dj. Bargu herabkommenden Ued El Ksob als Ued Nebḥân ostwärts weiterfließt; nachdem er das Bergland verlassen, wendet er sich nach Südost und erreicht in Gemeinschaft mit dem Ued Boġal, der sich nordwestlich von Ḳairuân aus einer Anzahl vielnamiger Bäche zusammengesetzt hat, das sumpfige Südweststade des Kelbîa-Sees.

An derselben Stelle ergießt sich auch der Ued Zerûd, der längste mitteltunesische Flußlauf in den See. Die Quellen dieses Flusses liegen am Südabhange des Bergmassivs von Sûḳ El Djemma, der Quellfluß Ued Sgîffa durchströmt in südlicher Richtung das Belad Djûf, heißt nach Aufnahme des Ued Babûsh (r.) Ued Ruḥîa bis zum Zusammenströmen des Ued Sbîba (r.), der von Westen kommt und des Ued Massenna (l.), der sich ein langes, schmales Erosionsthal durch den

Djebel Skarna gegraben hat, von Norden her. Von diesem Punkte ab wendet sich der Ued El Hatob genannte Fluß nach Osten, umgeht in einer nach Norden geöffneten Schleife den Dj. Tuîla, empfängt am Fuße dieses Berges den von Südwest kommenden Ued Djilma und fließt nun als Ued Zerûd südlich von Kairuân vorüber dem Kelbîa-See zu, an dessen Rande er sich mit dem von Westen zuströmenden Ued Marg El Lîl vereinigt. Unter den Nebenflüssen ist der Ued Djilma der bedeutendste; derselbe entspringt nahe der algerischen Grenze auf dem Djebel Ḥallûḳ als Ued El Fahl, fließt als Ued El Hathob und Ued Fuçannah nach Südosten, nach Einfluß des Ued El Ashîm ostwärts und schließlich, nachdem der Ued El Ḥallûf eingemündet ist, erst unter dem Namen Ued El Fekka, dann Ued Djilma nordöstlich. In den Shott El Ġarsa ergießt sich außer vielen kleinen periodischen Bächen der aus der Vereinigung von Ued Um El Ksob und Ued Sîdi Aïsh gebildete Ued Baïash, an dem die Oase Gafça liegt, und der nach Aufnahme des Ued Seldja (r) Ued Melaḥ (Salzfluß) genannt wird. Der Shott El Djerîd erhält keine nennenswerten Zuflüsse.

Der Kleinen Syrte strömen der Ued El Leben, Ued Akarit, Ued Melaḥ und Ued Gabes zu, von Süden her führen die meist trockenen Betten des Ued Serrag, Ued Merzig, Ued Zigrau, Ued Ḥallûf und Ued Fessi zum Meere.

Der Süden der Regentschaft und vor allem das Gebiet um die Shotts ist reich an Thermalquellen, die jedenfalls in zahlreichen Verwerfungsspalten aufsteigen; die meisten Oasen am Rande der Sahara verdanken diesen Thermen ihre Existenzbedingungen. Heiße Quellen treten über das Land verstreut dann noch an einzelnen Punkten auf, am bekanntesten sind die zu Heilzwecken benutzten Thermen von Ḥammâm El Enf bei Tunis und Ḳorbes.



Ähnlich wie in der algerischen Sahara sind auch im Süden Tunesiens unter den diluvialen Sanddünen unterirdische Sammelbecken von Wasser vorhanden, die zwischen zwei Schichten undurchlässigen Gesteins — gewöhnlich Gyps — eingeschlossen sind und durch langgedehnte Kanäle und durchlässige Schichten mit dem Berglande in Verbindung stehen. Ebenso wie im Ued Gir ist es hier mehrfach, so auf dem Isthmus von Gabes, gelungen, die Wasserschicht zu erbohren und durch diese artesischen Brunnen eine grüne Oase in die Wüste hineinzuzaubern. Ein Fortschreiten auf diesem Gebiete verspricht in diesen Landstrichen reiche Früchte zu tragen.

Klima.

In thermischer Hinsicht sind drei Zonen in der Regentschaft zu unterscheiden: das Küstengebiet, das Gebirgsland im Westen und Norden und das Belad El Djerid mit der sich anschließenden Sahara. Das Küstengebiet erfreut sich eines milden Klimas, das durch das mittelländische Meer in besonders hohem Grade beeinflußt wird. Während der Sommermonate steigt die Temperatur von 20° bis 35° C. und erreicht unter dem Einflusse von Süd- und Südostwinden, dem austrocknenden, die Vegetation vernichtenden Scirocco (Shilli oder Gebli der Araber) selbst 45 und 50° C. im Schatten. Die heißeste Stunde der Sommertage fällt in die Zeit von 11 bis 12 Uhr Vorm., gegen 1 Uhr Nachm. springt meist eine leichte Brise vom Meere auf, da die kühlere Luft über dem Wasser nach dem stärker erwärmten Lande überzufließen beginnt. In der Nacht findet eine nicht unmerkliche Abkühlung der Temperatur statt, die von starken Tauniederschlägen begleitet ist. — In den Wintermonaten beträgt die Temperatur 10° C. bis 18°; unter dem Einfluß der in dieser Jahreszeit

vorherrschenden Nordwinde findet manchmal eine Abkühlung bis auf 5° und 4° C. statt, doch ist ein Sinken des Thermometers auf 0° und unter den Gefrierpunkt, wie dies im Winter 1890/91 mehrfach stattfand, zu den Ausnahmen zu rechnen. Die Mittel für die Stadt Tunis betragen nach Hann: Jan. 11,3°, April 18,1°, Juli 27,3°, Okt. 21,7°, Jahres-Mittel 19,6°.

Die Temperatur des Gebirgslandes und der Steppen im Innern ist bedeutend größeren Schwankungen unterworfen, als die des Küstengebietes. In den engen Felsthälern und auf den denudierten Kalkplatten steigt die Temperatur im Sommer unter dem Einfluß der reflektierenden Sonnenstrahlen oft auf 40° und 42°, während sie im Winter leicht unter den Gefrierpunkt sinkt und — 5° erreicht. Schneefälle gehören in den Bergen nicht zu den Seltenheiten.

Das Belad El Djerid und der äußerste Süden der Regentschaft leiden unter einer hohen Temperatur und außerordentlicher Trockenheit, sind aber immerhin noch dem Süden Algeriens gegenüber bevorzugt, da ihnen durch Ost- und Ostsüdost-Winde vom Meere aufgenommene Feuchtigkeit in leichter Tauform zugeführt wird, die einen fördernden Einfluß auf die Vegetation ausübt. Die größte Hitze herrscht auch hier, wie in der ganzen Regentschaft, in den Monaten Juli, August und September. Die Tagesschwankungen der Temperatur nehmen im Süden an Umfang zu.

Die Regenverteilung ist subtropisch, d. h. die bedeutendsten Niederschläge erfolgen in den Wintermonaten, während der Sommer regenarm ist. Die Niederschläge beginnen gewöhnlich im Oktober und währen bis in den April hinein. Die niederschlagsreichsten Monate sind November und Januar, während der April die größte Niederschlagshäufigkeit aufzuweisen hat. Gewöhnlich folgt auf eine Reihe von mehreren



Regentagen wieder eine klare, sonnige Witterung. Am meisten von Niederschlägen begünstigt ist das nördliche Küstengebirge, dessen Waldbestände unter der allgemeinen Verwüstung am wenigsten gelitten haben. Die jährliche Regenmenge, die auf der Station 'Aïn Drahâm in 1015 m Höhe gemessen wurde, betrug im Durchschnitt (Beob. 1889—91) 1726,6 mm. Die Nähe des Meeres und die vorhandene Bewaldung zeigen sich von großem Einfluß; die an zweiter Stelle begünstigte Station, die in annähernd gleicher Höhe (1058 m), aber in hochwaldarmer Gegend in Centraltunesien gelegene Sûḳ El Djemma weist sofort einen großen Abstand auf; denn die gemessene Regenmenge beträgt nur 621,3 mm.

Da die nördlichen Gebirgszüge die mit Feuchtigkeit gesättigten Luftschichten, die durch den Nord- und Nordwestwind herbeigeführt werden, zum Abregnen zwingen, so haben die südlicheren Regionen unter großer Trockenheit zu leiden, die durch die aus der Sahara wehenden Winde noch vermehrt wird. Gabes im Süden erfreut sich demnach nur noch einer mittleren Regenhöhe von 169,7 mm. Die Niederschlagshäufigkeit im äußersten Süden beschränkt sich vielfach auf nur 3 bis 4 Tage im Jahr, zu Beginn oder Ende der allgemeinen Regenperiode.

Gewitter, manchmal von Hagelschauern begleitet, treten am häufigsten gegen Ausgang des Winters auf und kommen weniger im Küstengebiet, als im Gebirgslande unter starken Blitzschlägen zur Entladung.

Die relative Feuchtigkeit ist im allgemeinen eine nicht geringe. Am trockensten ist der Monat Juli, während sich Dezember, Januar, Februar und März durch einen hohen Feuchtigkeitsgehalt auszeichnen. Die größte Feuchtigkeit wurde in 'Aïn Draham mit 76 % im Durchschnitt beobachtet, während sich für Gafça nur ein Jahresmittel von 53,1 % ergab.

Während der Sommermonate herrschen Ost- und Nordost-

winde vor, welche die große Hitze, wenigstens in den Küstengebieten, etwas abkühlen. Gefürchtet ist in dieser Zeit der ausdörrende Scirocco, der gewöhnlich 3 bis 5 Tage weht und große Staub- und Sandmassen mit sich führt. Im Winter sind mit Feuchtigkeit gesättigte Nord- und Nordwestwinde am häufigsten.

Pflanzenwelt.

Den drei klimatischen Zonen entsprechend sind in der Regentschaft auch drei floristische Regionen zu unterscheiden, deren Grenzen mit denen der ersteren ziemlich genau zusammenfallen. In ihren Formen zeigt die tunesische Pflanzenwelt die volle Zugehörigkeit zum Florenreiche des Mittelmeergebietes, von dem nur der äußerste Süden, in dem einige echt saharische Arten auftreten, auszuscheiden ist.

Das nur von flachen Hügeln durchzogene Flachland um den Golf von Tunis, das geräumige Medjerdathal, die Ebene von Solimân, die Küstenränder der Halbinsel Dakhela und das breite Band des Sahel an der Ostküste bilden die fruchtbarsten Gebietsteile des tunesischen Landes. Ausgedehnter Ackerbau und eine ertragreiche Kultur des Ölbaumes haben hier eine dichtere Bevölkerung entstehen lassen. Das Landschaftsbild erhält seinen besonderen Charakter durch die Olive, die in großen Hainen die Siedelungen umrahmt und die niederen Höhenzüge bedeckt. Im Norden von kleinerer, etwas verkümmerter Gestalt erreicht der Baum im Sahelgebiet eine stattliche Höhe mit vollem Wipfel und zeitigt eine Frucht von besonderer Güte. Zwischen den Olivenhainen in Gruppen von 3—10 Stämmen versprengt findet sich der Johannisbrotbaum (Ceratonia siliqua L.), dessen schmackhafte Früchte getrocknet werden, um als Nahrungsmittel zu dienen. Zwischen den Stämmen und an den Ackerrainen blühen im Früh-

jahr zahlreiche Cruciferen, Ranunculaceen, Leguminosen und Compositen, Malven und hohe blaue Schwertlilien, die im Sommer von der Sonne versengt absterben und den Erdboden, der dann nur noch von vereinzelten Stauden von Thapsia garganica, die eine bedeutende Höhe erreichen, Ricinus, Geranium und Disteln bedeckt ist, fast unfruchtbar erscheinen lassen.

Am Rande der oft morastigen oder ganz ausgetrockneten Flußläufe wachsen verschiedene Cyperaceen und Gramineen: Juncus acutus und J. maritimus L., die auch vielfach am Meeresstrande auftreten und zum Flechten von Matten benutzt werden, Cyperus badius Desf., Hordeum maritimum With, Avena sterilis L., Phalaris paradoxa L., Festuca interruptes Desf., Arundo festucoïdes L. :c.

Die Hügel an der Ostküste der Halbinsel Dakhela, besonders in der Umgebung von Nâbil und Kelîbia, sind vielfach dicht mit der niedrigen Zwergpalme (Chamaerops humilis L.) bestanden, deren Blätter zu Besen gebunden werden.

Zwei fremde Gäste, der Opuntien-Kaktus (Opuntia ficus indica L.) und die Agave (Agave americana L.), die erst in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts aus Amerika nach Nordafrika eingeführt wurden, haben sich ganz außerordentlich stark verbreitet und werden allgemein zum Einhegen von Gärten und Ackerstücken verwendet. Die Früchte der Opuntia werden von den Mauren gern gegessen und die stacheligen Blätter dienen als Kamelfutter. Aus den langen Blättern der Agaven wird eine Gespinnstfaser gewonnen.

Von den Getreidearten werden am meisten harter Weizen und Gerste, weniger stark Mais und Mohrenhirse angebaut. Einige französische Kolonisten im Mornakthal machten den erfolgreichen Versuch, Hafer und Roggen einzuführen, sind aber unter der eingeborenen Bevölkerung noch ohne Nachahmer geblieben.

Unter den Hülsenfrüchten wird die Saubohne, die ein sehr beliebtes Volksnahrungsmittel bildet, bevorzugt und neben ihr auch die Bohne und die Kichererbse vielfach angebaut. Vereinzelt werden auch Kulturen der Erdnuß angelegt, die Früchte werden jedoch nicht zur Ölfabrikation benutzt, sondern geröstet gegessen. Die erst seit einigen Jahren in größerem Umfange angebaute Kartoffel gedeiht ausgezeichnet; in Feldkultur werden ferner in einzelnen Gegenden Kümmel, Fenchel und Koriander gezogen.

Der Gemüsebau ist von der Möglichkeit einer reichlichen Bewässerung abhängig, die fast durchgängig durch primitive Schöpfvorrichtungen aus tiefen Brunnen und Cisternen erfolgt. Angebaut werden sämtliche in Europa kultivierten Gemüse: Mohrrüben, Wasserrüben, Sellerie, Petersilie, Knoblauch, Zwiebeln, Salat, Kohl, Blumenkohl, Radieschen, Artischocken, Tomaten, Auberginen, Gurken, Melonen, Wassermelonen, Kürbisse, roter Pfeffer u. s. w.

Von den Obstbäumen werden besonders die Agrumen gepflegt, die Orangen und Mandarinen sind von großem Wohlgeschmack, unter den Citronen kommt auch eine süße Art vor. Ferner werden in jedem Garten Feigen, Mandeln, Granaten, Äpfel, Birnen, Quitten, Pfirsiche, Aprikosen, Pistazien, Maulbeeren gezogen. Die Weinrebe gerät ganz vorzüglich, besonders im Norden der Regentschaft steht dem Weinbau eine große Zukunft bevor. Bis jetzt haben die Kulturen einen Umfang von nahezu 5000 Hektaren erreicht, und in jedem Jahre werden neue Pflanzungen angelegt.

Als Narkotika werden Tabak und Hanf (hashîsh) angebaut; Färbestoffe liefern Krapp, Henna (Lawsonia inermis L.), der vielfach bei der Toilette der Maurinnen zum Rotfärben der Fingernägel und Fußsohlen Verwendung findet, und Safran. Da die Orientalen besondere Liebhaber von Wohl-



gerüchen sind, so wird in den Gärten eine große Anzahl von Pflanzen gezogen, aus denen durch Extraktion wohlriechende Wasser und Essenzen gewonnen werden können. Die beliebtesten sind: Rosen, Geranium, Jasmin, Lavendel, Rosmarin, Menthe, Basilikum, Majoran, Malve, Nelke, Eisenkraut, Wermut und Pomeranze.

Den Übergang von der Küstenniederung zum Gebirgslande bildet ein breiter Streifen eines fast wasserlosen Steppengebietes. Der ausgedörrte Boden, der durch die starke Bestrahlung in Schollen zersprengt ist, wird von Büscheln der starren Stipa tenacissima L., des Halfagrases, bedeckt. Die Nomadenstämme dieser Gegenden ernten die Pflanze im Frühjahr und bringen sie auf Kamelen in die Küstenplätze, besonders Sousse, Sfax und Gabes, von wo aus das in Ballen zusammengepreßte Gras zur Papierfabrikation nach England verschifft wird. Während der winterlichen Regen belebt sich das Bild etwas, zwischen die starren Gräser mischen sich Artemisia Herba alba, weiße Anthemis, eine ockergelbe Ringelblume (Cladanthus arabicus), einige Staticeen, die weiße St. Thouini und die rosenrote St. pruinosa. Dazu treten die den Dromedaren so gefährliche Thapsia garganica, Limoniastrum Guyonanum mit dickfleischigen Blättern und roten Blüten und die Rose von Jericho (Astericus pygmaeus) mit ihrer bizarren Gestalt.

Um den Rand der Salzsümpfe wachsen hartstengliche Salsolaceen, Salsola vermiculata und Anabasis articulata.

Weiter nach den Vorbergen zu tritt auch schon in der Ebene die der gesamten mittelmeerischen Flora eigene Vegetation von immergrünen Büschen und Bäumen auf, die dann für das ganze, die Mittelgebirgshöhe nicht überschreitende Bergland charakteristisch bleibt. Die sog. Maquis (oder ital. Macchie) bestehen aus Terebinthaceen (Pistacia lentiscus L.

und P. atlantica Desf.), dem scharfdornigen Zizyphus lotus Lam. (arab. Zerib), der von den Eingeborenen zu Hürden als Schutz gegen wilde Tiere aufgehäuft und zur Einfassung der Duars benutzt wird, Ericeen (Arbutus unedo L. und Erica arborea L.), Crataegus oxyacantha L., Myrtus communis L., Rosmarin, Thymian u. a. Im bergigen Gebiete treten hierzu Thuja articulata Desf., Juniperus phoenicea und J. oxycedrus L., unter die vereinzelte Gruppen von Stein- und Korkeichen (Quercus ilex L. und Q. suber), Aleppo-Kiefern (Pinus Halepensis), Cedern (Cedrus Libani var. atlantica), Eiben (Taxus baccata), Ulmen (Ulmus campestris Sm.), eine Eschenart (Fraxinus dimorpha) und wilde Oliven gemischt sind. Größere Bestände von wirklichem Hochwald — hauptsächlich Eichen — finden sich fast nur im Nordwesten der Regentschaft und längs der algerischen Grenze. Der Rest des Berglandes ist seines einst prächtigen Waldschmuckes fast gänzlich entkleidet worden. Eine verblendete Zerstörungs- und Vernichtungswut hat ungeheure Waldstrecken niederschlagen oder niederbrennen lassen. Die Folge davon ist, wie schon angedeutet, ein Versiegen der Quellen und eine ungeheure Unregelmäßigkeit in der Speisung der das Unterland befeuchtenden Wasserläufe gewesen. Im allgemeinen zeigt die Nordseite der meist SW-NO streichenden Gebirgszüge eine besser entwickelte Vegetation, da hier die winterlichen Niederschläge unter dem Einfluß der Nordwinde reichlicher sind, während die im Regenschatten gelegene Seite den vernichtenden Wirkungen des Scirocco ausgesetzt ist. Die Dichtheit der Bewaldung und der immergrünen Buschvegetation nimmt nach Süden fortschreitend graduell ab. Nur tiefeingeschnittene Ueds zeigen neben zahlreichen Oleanderbüschen eine üppigere Vegetation.

In neuerer Zeit sind seitens der Regierung lebhafte An-



strengungen gemacht worden, das Bergland wieder aufzuholzen. Die große Gleichgiltigkeit der eingeborenen, nomadisierenden Bevölkerung und die zahlreichen Ziegenherden, welche die jungen Baumschößlinge abnagen, bieten jedoch kaum zu überwindende Hindernisse. Recht dankbar und zur Anpflanzung trefflich geeignet hat sich der australische Eucalyptus erwiesen, von dem verschiedene Arten in den letzten Jahren eingeführt worden sind.

Die Charakterpflanze des Südens bildet die kostbare Dattelpalme (Phoenix dactylifera L.), die diesen Landstrichen auch den Namen Belad El Djerîd (Land der Dattelpalme) gegeben hat. In den Oasen um die großen Shotts bildet sie gewöhnlich den einzigen und wertvollsten Besitz der Bewohner. Zwar kommt die Dattelpalme in Nordtunis in vereinzelten Stämmen vor, bringt ihre Früchte aber nicht zur vollen Reife. Das gleiche ist bei den Stämmen des kleinen Dattelpalmenhaines bei Monastîr der Fall, die vorzugsweise zur Bereitung des Palmenweines (lagmi) durch Anzapfen der Stämme benutzt werden. Auch die Früchte aus der Gegend von Sfax und von den Kerkena-Inseln munden nur dem Gaumen eines Eingeborenen und erst im 34. Breitengrade wird eine Frucht gezeitigt, die ein köstliches, wohlschmeckendes Fleisch besitzt. Unter den vielen angebauten Arten liefert die Deglapalme die besten Früchte, die besonders für die Ausfuhr nach Europa gesucht sind. Zwischen den Stämmen der Palmen, deren gedeihliche Entwickelung an eine reichliche Bewässerung gebunden ist, betreiben die Bewohner der Oasen fleißig Gartenbau und ziehen hier die meisten der auch im Küstengebiet vorkommenden Gemüse- und Obstarten.

Außerhalb der Oasen ist die Vegetation eine äußerst dürftige. Am Rande der Shotts kommen noch harte Salsolaceen fort, daneben wachsen dürftig versprengte Tamarisken (Tamarix

africana und T. panciovulata), Acacia tortilis, Atriplex halimus, die dornige, buschartige Nitraria tridentata mit traurig dunkelen Blättern, Ginster- und Retam-Sträucher.

Die Tierwelt.

Die Tierwelt Tunesiens gehört der mittelmeerischen Subregion der Palaearktischen Tierregion an und weist die meisten der in den südeuropäischen Ländern vorkommenden Formen auf. Die ungeheueren Waldverwüstungen und die Jagdlust des Menschen haben eine Anzahl von Tierarten aus einem großen Teile ihres Verbreitungsgebietes verdrängt oder auch ganz vernichtet.

Der einst so zahlreich verbreitete Löwe, der in Sendungen von mehreren hundert Exemplaren für die Tierkämpfe nach Rom gebracht wurde, hat sich nur noch in den waldreichen Gebieten im Nordwesten in schwacher Anzahl halten können. Das gefräßige, mächtige Raubtier, daß nach einer Berechnung Gaffarels (in Algérie S. 439) jährlich einen Schaden von 13 870 Franken auf den Kopf unter den Herden anrichtet, ist von den eingeborenen und fremden Jägern hart verfolgt. In das vom Löwen eingenommene Gebiet hat sich auch der gewandte und überaus listige Panther zurückgezogen, dessen Hauptnahrung Wildschweine und anderes Wild bilden. In den Wäldern des Nordwestens und dann auch in den Bergen des Südens finden sich noch von Katzen der Gepard, der Serval, der Caracal, die Wald- und die libysche Katze vor. Weiter verbreitet sind der gem. und der afrikanische Iltis.

Die lichtscheue Hyäne (Hyaena striata L.) durchstreift das Bergland, der Schakal ist überall gemein, seltener kommt der Schakalwolf (Canis tripolitanus Wagn.) besonders im Süden vor. Von den Fuchsarten trifft man den Canis atlanticus

Wagner u. C. niloticus Geoffroy, am Rande der Sahara den großohrigen Fennek (Canis cerdo L). In den Bergschluchten haust die afrikanische Zibet- und die Genettkatze und in einigen Gewässern des Nordens, z. B. bei 'Aïn Draham, ist eine Fischotter Lutra angustifrons Latasti Hagenmüller bestätigt worden.

Von jagdbaren Tieren kommen an der algerischen Grenze, vornehmlich in den Wäldern am Djebel Ushtata, der Edelhirsch und der Damhirsch vor; das Reh fehlt gänzlich, sodaß wohl die Annahme berechtigt erscheint, daß die beiden Hirscharten erst in römischer Zeit nach Nordafrika verpflanzt worden sind. Auf dem Djebel Eshköl inmitten des gleichnamigen Süßwassersees südlich von Bizerte befindet sich eine kleine Büffelherde, die dort geschont wird; jedenfalls hat man es hier mit verwilderten Hausbüffeln zu thun. Die Steppen des Südens beleben verschiedene Antilopenarten in kleinen Rudeln: die gewöhnliche Gazelle Gazella dorcas Pall., die Gazella Corinna Pall., die zierliche Antilope minuta Ludwig und die Mendes-Antilope (Addax nasomaculatus Blainville). Die fast unzugänglichen Schroffen der südtunesischen Bergkämme hat der afrikanische Muflon (Ovis tragelaphus G.) zur Zufluchtsstätte erwählt. Das Wildschwein, eine etwas kleinere Form, als das nordeuropäische, ist im ganzen tunesischen Berglande gemein, ebenso der Hase, der am Rande der Sahara durch den ägyptischen Hasen ersetzt wird. Das wilde Kaninchen kommt nirgendwo auf dem Festlande, dagegen um so zahlreicher auf den vorgelagerten kleinen Felseilanden vor.

Die einzige in Nordafrika auftretende Affenart, der schwanzlose Hundsaffe oder Magot (Inuus Sylvanus L.) ist nur noch in entlegenen Felsthälern des Westens zu finden. Die Fledermäuse sind durch eine größere Anzahl von Arten vertreten; von den Insektenfressern sind der algerische und der

Wüsten-Igel, ein Rohrrüßler (Macroscelides Rozeti, Duvernay), und mehrere Spitzmäuse vorhanden.

Zahlreich ist das Heer der Nagetiere, als die bemerkenswertesten sollen hier nur genannt werden: das Stachelschwein (Hystrix cristata, L.), das in Felshöhlen wohnt, der Gundi (Ctenodactylus gundi, Buthman), die Springmaus arab. djerbôa (Dipus aegyptius, Hasselquist), mehrere Rennmäuse, Haus- und Waldmaus, Hausratte, Wanderratte und der Gartenschläfer (Myoxus quercinus, L.).

Die Viehzucht beschäftigt einen großen Teil vornehmlich der nomadisierenden Bevölkerung Tunesiens und bildet die hauptsächliche, selbst manchmal einzige Hilfsquelle ihres Unterhaltes.

Das tunesische Rind ist von sehr kleinem Schlage, dürftig in seiner Muskulatur, aber sehnig, leicht beweglich und zu allen Arbeiten zu verwenden. Die Färbung ist vorwiegend ockergelb, die Hörner sind sehr klein und vorwärts konvex nach innen gekrümmt. Bei dem wenig nahrhaften Futter, das fast den ganzen Sommer hindurch nur aus Stroh besteht, liefern die Kühe sehr wenig Milch.

Den Hauptreichtum der Nomadenstämme bilden die Schafherden, die aus den Nordafrika eigenen Fettschwanzschafen bestehen. Die Ergebnisse der Herden sind Wolle und Milch, aus der auch Butter bereitet wird. Durch französische Kolonisten wurden verschiedene edlere Schafrassen nach Nordtunesien eingeführt, das Ergebnis ist scheinbar ein zufriedenstellendes.

Neben den Schafen halten die Nomaden ferner zahlreiche Ziegenherden, die bei ihrer großen Genügsamkeit in den Bergen gut fortkommen, dort aber durch das Benagen der jungen Baumstämme großen Waldschaden anrichten. Die langen schwarzen oder dunkelbraunroten Haare dienen mit Schafwolle vermischt zum Weben der Zelttücher, aus den Häuten werden Wasser- und Ölschläuche angefertigt.



In den Städten der Küste trifft man häufig eine aus Malta eingeführte Ziege an, ein großes hörnerloses Tier mit langen, hängenden Ohren, das viel reichlichere Milch als die eingeborene Art liefert.

Mit der Aufzucht von Schweinen, dieser dem Moslem und dem Juden so verhaßten Haustiere, ist in der Zaguân-Ebene und an anderen Plätzen Nordtunesiens durch Italiener der Anfang gemacht worden.

Reit- und Lasttiere sind Pferd, Esel, Maultier und Dromedar. Die Pferde gehören vorwiegend der Berberrasse an, sie sind klein, ausdauernd, genügsam und durch einen fast beständigen Aufenthalt im Freien sehr an das Ertragen von Strapazen gewöhnt. Im Süden finden sich bei den Nomaden auch Pferde arabischen Schlages und Kreuzungen zwischen Berber- und Araber-Rasse.

Die kleinen Esel von grauer oder brauner Farbe sind ungeheuer leistungsfähig, dabei noch zäher und genügsamer als die Pferde, werden aber von den Eingeborenen für ihre treuen Dienste grausam und schlecht behandelt.

Die Verbastardierung von Eselhengst und Pferdestute ergiebt das Maultier, das seines angenehmen und schnellen Paßganges wegen von den Maueren sehr geschätzt wird. Bei den Stämmen im Innern ist das Maultier selten zu finden.

Ein jüngerer Gast unter den Haustieren Nordafrikas ist das einhöckerige Kamel (Dromedar), das sich durch seine ausnehmend gute Verwendbarkeit ganz unentbehrlich gemacht hat. Im Altertum in Afrika noch unbekannt, wurde das Dromedar erst durch die Araber bei ihrem Vordringen gen Westen eingeführt. Man unterscheidet Lastdromedare (arab. djemal) und Renndromedare (arab. meḥari), die sich jedoch nur bei den Saharastämmen finden und im Körperbau zierlicher als die ersteren sind. Die Milch der Dromedare wird

getrunken, die Haare werden abgeschoren und zum Weben der Ḥâïks verwertet. Verunglückte Tiere werden geschlachtet und gegessen.

Der Wächter im Zeltlager und in den Gehöften ist ein großer, starker Schäferspitz — von den Franzosen chien kabyle genannt — mit langen, blendend weißen Haaren und voller buschiger Rute; zur Hetzjagd auf Gazellen, Hasen und Schakals dient ein schlanker lehmfarbiger Windhund, arab. Slûgi.

In den Häusern der Städte und Dörfer findet sich die schwarz, weiß und rotgelb gefärbte spanische Hauskatze. Einige größere Säugetierformen sind in der Regentschaft — wie überhaupt in den Atlasländern — ausgestorben, da die ihnen notwendigen Lebensbedingungen, Waldschatten und Wasser, im Laufe der Zeiten durch die Waldvernichtung verloren gegangen sind. Zu diesen gehört vor allem der Elefant, der noch von den Karthagern zu Kriegszwecken abgerichtet wurde. Im Alluvium finden sich ferner Reste von Rhinoceronten und Büffeln.

Die Vogelwelt ist in Tunesien durch eine reiche Anzahl von Arten vertreten; ein Teil von diesen sind Standvögel, andere kommen als Wintergäste oder durchziehen das Land nur auf ihrer Wanderung nach dem wärmeren Sudân.

Aus der Ordnung der Raubvögel horsten auf den Felsklippen des Berglandes der mächtige Lämmergeier (Gypaëtus barbatus, L.), der Gänsegeier (Gyps fulvus Gm.) und der Aasgeier (Neophron percnopterus, Temm), der Steinadler (Aquila fulva, L.) und der Zwergadler (A. pennata, Gm.). An der Küste kreist der Fischadler (Pandion haliëtus, L.) und im besiedelten Gebiet finden sich mehrere Falkenarten, Sperber und Weihen, in der Steppe und in den Vorbergen der Steppenbussard (Buteo desertorum, Daud.). Die Familie der Eulen ist durch den zierlichen Wüstenkauz (Athene glaux, Savig.), den

seltenen Pharaonenuhu (Bubo ascalaphus, Savig.), die Zwergohreule (Scops giu Scop.) und die Sumpfohreule (Strix brachyotes, L.) vertreten.

Mehrere Nachtschwalben- und Segler-Arten passieren mit den Schwalben das Land; zu erwähnen sind die Ägyptische Nachtschwalbe (Caprimulgus Aegyptius Lict.) und Cypselus affinis, J. E. Gray.

Der Kukuk ist selten, häufiger sind der Wiedehopf, die Blaurake und der prächtig gezeichnete Bienenfresser (Meriops apiaster, L.). Der großen Waldarmut wegen sind die Klettervögel selten, bis jetzt wurde nur der Wendehals (Yynx torquilla, L.) auf dem Durchzuge beobachtet. Unter den krähenartigen Vögeln ist der gemeinste der gem. Star, der in ungeheueren Schwärmen auf der Wanderung durch Tunesien kommt. Nicht selten ist der Einfarbstar (Sturnus unicolor Marc.), auch der Kolkrabe (Corvus corax, L.) und die Maurische Elster (Pica Mauritanica Malh.) kommen in einzelnen Paaren vor.

Die charakteristischen Arten in der Ordnung der Fänger sind der Tschagra (Telephonus erythropterus, Swains), der mattgefärbte algerische Raubwürger (Lanius Algeriensis, Less.) und die schöne Ultramarinmeise (Parus ultramarinus, Bp.).

Aus der großen Schar der Sänger, von denen die meisten auch der Fauna des südlichen und auch des übrigen Europas angehören, seien hier nur genannt: Cettis Nachtigallrohrsänger (Bradypterus Cettii, Marmora), Cistenrohrsänger (Cisticola schoenicola, Temm.), Sardensänger (Melizophilus sardus, Marm.), Provencesänger (M. provincialis, Gmd.), Wüstensteinschmätzer (Saxicola deserti, Rüpp.) im äußersten Süden der Regentschaft, dazu zahlreiche Lerchenarten, unter denen gleichfalls vorzugsweise im Süden vorkommend die Isabellfarbige Haubenlerche (Galerida isabellina, Bp.), die kleine Stummel-

lerche (Calandritis minor, Cab.), die Kalanderlerche (Melanocorypha calandra, Boie), die seltene Knackerlerche (Rhamphocoris Clot-Bey, Bp.) und die Alaemon Margaritae, Koenig bemerkenswert sind.

Unter den Dickschnäblern finden sich zahlreiche Ammernarten, der für Tunesien typische Maurenfink (Fringilla spodiogenys, Bp.) und der im Süden nistende Felsengimpel (Erythrospiza githaginea, Licht.).

Die Tauben sind durch die Hohltaube (Columba oenas, L.), die Felsentaube (Columba livia, L.), die oft in verlassenen Brunnen und Cisternen nistet, die Turteltaube (Turtur vulgaris, Eyton), und in den Oasen durch die Palmentaube (Turtur senegalensis, Bp.) vertreten.

Die Ordnung der Hühnervögel weist gleichfalls nur vier Arten vor: die Wachtel (Coturnix dactylisonans, M.), der bei ihrem Durchzuge von zahlreichen Aasjägern furchtbar nachgestellt wird, das durch die ganze Regentschaft verbreitete Klippenhuhn (Caccabis petrosa, Gm.), ein geschätztes Wildbret, das Laufhühnchen (Turnix sylvatica, Desf.) und in der Wüste und Steppe das Sandflughuhn (Pterocles arenarius, Temm.).

Ueberaus zahlreich ist die Ordnung der Sumpf- oder Watvögel vertreten. In der Steppe leben die Zwergtrappe (Otis tetrax, L.) und die Kragentrappe (O. houbara, Gmel.) und in der Wüste der Rennvogel (Cursorius isabellinus, Meyer.). An den Rändern der flachen Sebkhen und am Meeresstrande finden sich der Triel (Oedicnemus crepitans, L.), verschiedene Regenpfeiffer, Kibitze, Kraniche, zahlreiche Reiherarten, Rohrdommeln, Wasserhühner, Schnepfen, Schlammläufer, Strandläufer, Wasserläufer und die hübsche Avocette (Recurvirostra avocetta, L.). Der Storch fehlt eigentümlicher Weise ganz.

Die lang ausgedehnte und zum großen Teile seichte Küste lockt auch mannigfache Arten aus der Ordnung der Schwimm-

vögel an. Die prächtigste Erscheinung bietet der in langen Ketten im Wasser der Lagunen gründelnde Flamingo (Phoenicopterus antiquorum, Temm), der aber anscheinend in Tunesien nicht brütet; die Sandbänke umschwärmen zahlreiche Scharen von Meer- und Seeschwalben und Möven. Im flachen Wasser des Meeres und der Binnenseen liegen häufig Ketten verschiedener Entenarten und neben mehreren Steißfüßen taucht auch der Kormoran in die fischreichen Gründe.

Das verbreitetste Haustier aus der Klasse der Vögel ist das Haushuhn, das man überall auch in den Zeltdörfern bei den Nomaden antrifft und dessen Fleisch und Eier sehr geschätzt werden. Als Luxusvogel wird daneben das aus dem Sudân eingeführte Perlhuhn gehalten. Enten und Gänse sind selten, meist nur bei europäischen Kolonisten, anzutreffen, häufiger kommt die Haustaube in einer kleinen, kurzschnäbeligen Varietät vor.

Die Klasse der Reptilien bietet eine Anzahl interessanter Arten, besonders Wüstenbewohner.

Von Schildkröten finden sich nur Testudo Ibera Pall. weit durch das Land verbreitet, Clemmys leprosa Schweigg. in sumpfigen Wassertümpeln und Chelonia caonana im Meereswasser.

Reicher sind die Saurier vertreten. Genannt seien hier nur das Chamäleon, die Perleidechse, der Stachelschweif (Uromastix acanthinurus, Bell.), der Erdwaran, mehrere Acanthodaktylen, der Apotheker- und der Schneidersche Skink, die Fußschleiche (Seps chalcides, Bp.), und der gem. Gecko.

Die Steppen und Wüstenstriche des Südens sind auch das eigentliche Verbreitungsgebiet der Schlangen, unter denen einige sehr giftige Arten vorkommen. Gefürchtet sind die Gehörnte Viper (Cerastes cornutus, Wage.), die von Gauklern bei ihren Vorstellungen benutzte afrik. Brillenschlange (Naja haje,

L.), die Vipera deserti, Boulenger; weit verbreitet sind die Vipernatter (Tropidonotus viperinus, Boie) und die Eidechsennatter (Coelopeltis Monspessulana, Herm.).

Weniger reichhaltig tritt die Ordnung der Lurche auf; die Schwanzlurche fehlen anscheinend ganz. Der Wasserfrosch ist durch eine Varietät (Rana esculenta var. Latastei Cam.) vertreten, er findet sich in der Niederung und im Gebirge; fast noch häufiger sind die Kröten (Bufo variabilis, Pall. und B. Mauritanicus, Schl.), die einen großen Verbreitungskreis innehaben, zu ihnen gesellt sich der Discoglossus pictus, Grav.

Die Fische. Die Fauna der Meeresbewohner ist die gleiche, wie an den übrigen Küsten des westlichen Mittelmeerbeckens und kann deshalb von einem näheren Eingehen auf dieselbe Abstand genommen werden, nur erwähnt sei der Thunfisch. Die Süßwasserfauna ist dem periodischen Auftreten der meisten Wasserläufe entsprechend nur eine dürftige; am häufigsten kommen noch Barben und Aale z. B. im Kelbia-See vor, und in einigen Ueds des nordwestlichen Berglandes wurden Forellen beobachtet. In den Thermen Südtunesiens, so in den Piscinien von Gafça, werden öfters Chromis Desfontainei, Cyprinodon calaritanus und C. cyanogaster angetroffen.

Das Reich der Insekten ist artenarm. Von den Eingeborenen wird die Biene eifrig gezüchtet. Sehr lästig sind die in manchen Gegenden sehr zahlreichen Fliegen und Mücken; eine schwere Landplage bilden die von Zeit zu Zeit auftretenden Wanderheuschrecken, da sie auf ihrem Zuge alle Vegetation vernichten.

Schädlich durch ihre Stichwaffe sind aus der Klasse der Spinnentiere die Skorpione, von denen zwei Arten vorkommen, Occitanus androtonus und Buthus palmatus, ferner die Tarantel (Lycosa tarantula, Rossi).

Die Mollusken liefern den achtfüßigen Seepolypen (Octo-

pus vulgaris, Lam.) und den gem. Tintenfisch oder Sepie (Sepia officinalis, L.), die von den Fischern viel gefangen und in getrocknetem Zustande zur Ausfuhr gebracht werden. Die marinen Mollusken des westlichen Mittelmeerbeckens sind ohne besondere Erscheinungen; unter den Binnenconchylien sind vor allen die Helices, dann einige Bulimus-Arten, und die Familien der Ferussacia, Clausilia, Pupa, Lymnaea, Cyclostoma, Melania und Melanopsis vertreten.

Von den Meeresbewohnern aus dem Reiche der anderen Tiere sind noch zu nennen: der gem. Seeigel (Echinus esculentus, L.), der im Frühjahr am Strande gefischt und genossen wird, die Edelkoralle (Corallium nobile, L.) am felsigen Strande zwischen Tabarka und La Calle, wo zahlreiche, meist sicilianische Fischer dem mühseligen, aber lohnenden Gewerbe der Korallenfischerei obliegen, und der Badeschwamm (Spongia communis, Lam.), der vornehmlich an der seichten Ostküste vorkommt und einen hervorragenden Handelsartikel der Kleinen Syrte bildet.





Kapitel XVIII.

Bevölkerung und Besiedelung.

Bevölkerung.

Den Grundstock der Bevölkerung Nordwestafrikas bilden die Massen berberischer Völkerschaften, welche aus der Verschmelzung eines zwiefachen, aus verschiedenen Richtungen eingetroffenen Wanderstromes, dem einer blondhaarigen und hellhäutigen und einer schwarzhaarigen und dunkelhäutigen Rasse, entstanden und anscheinend in eine nahe Verbindung mit den iberischen, etruskischen und pelasgischen Völkern zu bringen sind.

Die uralte Uneinigkeit, das Unwesen der Çoffs, welches bis auf den heutigen Tag besteht, hinderte die Berber, eine eigene, starke Nation zu bilden, welche mit den großen Kulturvölkern im Mittelmeerbecken in Wettbewerb hätte treten können. Dem Çoff fukâni, den Bewohnern der Berge, z. B. steht der Çoff tahtani, die Bewohner des flachen Landes, gegenüber, und selbst im kleinen Stammverbande, im engen Kreise der Familie öffnet sich der klaffende Spalt der Zwie-

tracht, der Brüdern die Waffen gegeneinander in die Hand drückt.

Als die sidonischen und nach ihnen die tyrischen Kaufherren auf ihren abenteuerlichen Fahrten nach den fernen, nebelumwallten Zinninseln den afrikanischen Strand an der Kleinen Syrte betraten, wurde es ihnen unter listiger Benutzung der ewigen Parteistreitigkeiten leicht, in den libyschen Landen festen Fuß zu fassen und vereinzelte Handelskontore zu gründen, welche durch ihre günstige Lage den wichtigen Verkehrsstraßen nach Südgallien, Hispanien und Britannien eine bedeutende Unterstützung gewährten.

Der Einfluß, welchen diese ersten phönikischen Niederlassungen auf die berberische Bevölkerung ausübten, ist ein kaum nennenswerter geblieben. An der Küste entlang waren auf den späteren Stadtstellen von Hippo Zarytus, Utica, Hadrumetum, Leptis minor u. a. befestigte Warenlager errichtet worden, und der Verkehr ihrer Insassen mit der umwohnenden Landbevölkerung beschränkte sich nur auf ein Tauschgeschäft, in welchem die Erzeugnisse des Landes: Getreide, Datteln, Wolle, Felle, Wachs und Honig gegen Schmuck, Waffen und Geräte, welche aus den Werkstätten eines kulturell höher entwickelten Volkes hervorgegangen, eingehandelt wurden.

Nach den Berichten der alten Geographen (Herodot u. a.) saßen im Süden der Kleinen Syrte die Troglodyten, auf der Insel Meninx (Djerba) und dem benachbarten Festlande die Lotophagen, am Gestade bis zu den Schottbecken die Machlyer und im Norden derselben die Maxyer, Aäsen, Zaueken und Ghyzanten.

Eine Änderung in den Verhältnissen trat ein, als die tyrische Fürstin Elissar (Dido) nach der Ermordung ihres Oheims Sicharbaal mit dessen Anhängern und Schätzen nach Nordafrika flüchtete und auf einem die einstige sydonische

Kolonie Kambe beherrschenden Hügel die Byrsa der Neustadt erbaute. Die früheren phönikischen Ansiedler hatten selten oder nie die Absicht gehabt, sich an der fernen Barbarenküste einen bleibenden Wohnsitz zu gründen, sie waren ins Land gekommen, um hier einen schnelleren und leichteren Erwerb zu finden, und warteten nur mit Ungeduld darauf, daß ihnen ihre Mittel gestatten würden, in der Heimat Erholung und Ersatz für die in der freiwilligen Verbannung erlittenen Entbehrungen zu suchen.

Anders die neue Siedelung. Hier waren es Landflüchtige, die eine neue Heimat suchten, Männer und Jünglinge aus den edelsten Familien, von mächtigem Thatendrange erfüllt und geführt von einer ehrgeizigen und energischen Fürstin. Durch Bestechung und List, heimliche und offene Gewalt suchten die neuen Einwanderer die libyschen Völker ins Innere zurückzudrängen, und das Gebiet um die Neustadt, die Karta Hadeska, auszudehnen.

Diese Teile ihrer erweiterten Machtsphäre selbst zu kolonisieren, waren die Karthager numerisch zu schwach und zogen deshalb kanaanäische und israelitische Auswanderer ins Land, welche letztere nach der Zertrümmerung des Zehnstämmereiches gern ihrem Rufe Folge leisteten. Wenn diese semitischen Zuzüge sich auch in dem räumlich beschränkten, von ihnen bewohnten Gebiete mit den Berbern vermischten und ein neues Volk, die Libophöniken, bildeten, so ist doch der Anteil, den die Semiten an dieser Stammbildung hatten, als ein nur recht geringer zu betrachten. Die Israeliten pflegen bei inniger Berührung mit andern Völkerschaften Sitten und Gebräuche, Sprache und Tracht ihrer neuen Nachbaren und Lebensgefährten anzunehmen und nur allein den Glauben ihrer Väter als einzige Erinnerung an ihre Abstammung zu bewahren. So geschah es auch hier, die semitischen Elemente

gingen in den Berbern auf, jedoch die Lehre Jehovas verbreitete sich über die Grenzen des libophönikischen Distriktes und drang selbst in die schwer zugänglichen Berge der Aureß, wo dieselbe noch nach Jahrhunderten treue Anhänger besaß. Wie die Sage berichtet, soll die stolze Berberkönigin Damîa Bent Tabeta Ben Nefak, die „Kahîna“ (Prophetin) genannt, welche der arabischen Invasion die letzte, entschiedene Gegenwehr entgegensetzte, zum Gotte Israels gebetet haben, und noch heute trifft man im Magreb vereinzelte Nomadenstämme jüdischen Glaubens.

Auch die Einwirkung der Karthager auf die Berber war trotz einer durch Jahrhunderte währenden Herrschaft eine nur unbedeutende. Wiewohl die karthagische Gesetzgebung die Vermischung der beiden Rassen begünstigte, so wurde dennoch diese Absicht durch die ablehnende Haltung, welche die vollblütigen, phönikischen Familien den Abkömmlingen aus solchen Mischehen im privaten, wie im öffentlichen Leben entgegenstellten, völlig paralysiert. Überdies reichte der kulturelle Einfluß der Karthager, welche vornehmlich das fruchtbare Küstengebiet besetzt hatten, nicht weit ins Innere des Landes, wo nur wenige befestigte Plätze die bedeutendsten Karawanenstraßen sicherten, und die kriegerischen Berberstämme der Berge verkehrten selten genug in friedlicher Weise mit den Herren der Küste.

Wie die ersten phönikischen Ansiedler, so wußten auch die Karthager die Parteisucht und Kampflust der Berber trefflich auszunutzen und hetzten durch hinterlistig angesponnene Intriguen die Stämme gegeneinander. In diesen Kämpfen griffen sie dann oft im entscheidenden Augenblicke ein und nahmen den Löwenanteil für sich in Anspruch. Die hierbei erbeuteten Kriegsgefangenen lieferten den Karthagern ein wertvolles Material zur Gründung neuer Kolonieen. Fast den gesamten

Küstenrand des westlichen Mittelmeerbeckens hatten sie auf diese Weise mit Faktoreien und Siedelungen bedeckt und u. a. auch an der Mündung des Rhone mit Hilfe deportierter Massylier Massilia, das später dann von phokäischen Auswanderern in Besitz genommen wurde, gegründet. Bis an das atlantische Gestade führten sie ihre Kolonisationsbestrebungen, der punische Admiral Hanno legte dort zuerst 300 Stationen an, und aus dieser Zeit stammen die ersten Verschiebungen unter den berberischen Elementen, indem ganze Völkerschaften aus dem Osten des Reiches willkürlich an die ferne atlantische Küste versetzt wurden.

Durch den reichen Sold, welchen die Karthager während der vielen von ihnen geführten Kriege ihren Hilfstruppen zahlten, ließ sich mancher Berberhäuptling verlocken, jenen mit seinem Clan Heeresfolge zu leisten. Eine verwandtschaftliche Annäherung zwischen den beiden Rassen entstand jedoch keineswegs aus diesem Verhältnisse, sondern die Berber kehrten nach Beendigung des Feldzuges in die heimatlichen Berge zurück, um sich vielleicht bald darauf der Bewegung eines der im Innern revoltierenden Çoffs anzuschließen und die Waffen gegen die zu erheben, mit denen sie erst vor kurzem Schulter an Schulter im Kampfe gestanden hatten.

Um die Zeit der punischen Kriege bildeten sich in Nordafrika mehrere berberische Königreiche, so die der Massylier und Massässylier, deren Herrscher berufen waren, in den Kriegen zwischen Karthago und Rom eine ausschlaggebende Rolle zu spielen. Besonders charakteristisch hebt sich aus den Wirren dieser Zeit die Gestalt des massylischen Königs Massinissa, dieses verwegenen und unermüdlichen Parteigängers für die Sache Roms, dessen Bild in scharf gezeichneten Umrissen den Typus eines Berberhäuptlings bis auf unsere Tage wiederspiegelt.



Nach dem Sturze Karthagos trat an die Stelle des phönikischen Einflusses die Kolonisation der Römer. Dieselbe war eine bei weitem eindringendere, als die der Karthager, die Einwirkung römischer Kultur auf die Urbevölkerung eine tiefere und die Vermischung der neuen Kolonisten mit jenen eine leichtere, denn zuvor. Die afrikanische Provinz Roms erstreckte sich vom Flusse Tuska, in der Nähe des heutigen Tabarka, bis zur Stadt Thenä, den Kerkena-Inseln gegenüber, welche Gebiete sich bald mit römischen Kolonisten bevölkerten und durch den Fleiß dieser zu der hochgerühmten Kornkammer Roms werden sollten.

Während des folgenden Jahrhunderts führten die Kriege mit den sich gegen die Oberhoheit Roms auflehnenden numidischen und mauritanischen Königen die Angliederung fast des gesamten Nordwestens herbei, und Africa provincia proconsularis wurde in die Bezirke Zeugitana und Byzacium*) geteilt. Die Kolonisation der neuerworbenen Provinz wurde vom römischen Senate mit großem Eifer betrieben; Gajus Gracchus führte 6000 italische Kolonisten nach Afrika, und Karthago erstand trotz des auf ihm lastenden Bannfluches schöner und stattlicher aus seiner Asche.

Zur Kaiserzeit hatte sich das fruchtbare Flachland und auch ein Teil des Tells mit römischen Siedelungen bedeckt; große Latifundien reicher Patrizier, die an Umfang mit den Domänen des Staates wetteiferten, wechselten mit Bauerdörfern und Militärkolonieen. Das libophönikische und selbst das berberische Element wurde im Laufe der Jahrhunderte in diesen Gebieten mit dem Blute der Angehörigen ver-

*) Zeugitana nach dem Stamme der Zaueken, Byzacium nach dem der Gyzanten genannt; letzteres führte auch die Bezeichnung Emporia.

schiedener Völkerschaften, die das Schicksal als Kaufleute oder Handwerker, Bauern oder Soldaten aus allen Teilen des weiten römischen Reiches hier zusammengeführt hatte, durchsetzt und von römischer Kultur durchdrungen.

Der Veteran römischer Legionen und der Landmann, der selbst die Hand an den Pflug legte, besaßen nicht die Voreingenommenheit phönikischer Patriziersöhne und nahmen sonder Bedenken ein junges, braunes Berberweib ins Haus, die Flamme des Herdfeuers zu schüren.

Trotzdem, daß römische Sitte und Gesetz im Lande herrschten, wurde doch nur in den Hafenstädten und am Küstensaume, der durch den lebhaften Ausfuhrhandel nach der römischen Hauptstadt in währender, mittelbarer Berührung mit dieser stand, lateinisch gesprochen, während in den Kolonien des Inneren sich selbst die Nachkommen römischer Einwanderer allgemein des berberischen Idioms als Umgangssprache bedienten.

Als die Vandalen unter der Führung ihres Heldenkönigs Geiserich ins Land kamen, saß in den reichen, trefflich kultivierten Gefilden und in den blühenden Städten und Ortschaften ein fleißiges, betriebsames Mischvolk, dem in den Schluchten und auf den Hochebenen des Atlas Numiden und Gätuler, Stämme der reinen, vollblütigen Berberrasse, gegenüberstanden, die ein unruhiges Nomadenleben führten und von Zeit zu Zeit auf kühnen Streifzügen das Kulturland zu ihren Füßen brandschatzten und plünderten.

Nach Germanenbrauch teilten die Eroberer den Grundbesitz in drei Lose; das erste erhielt der König, das zweite die freien Krieger des Volkes und das dritte verblieb der eingesessenen Bevölkerung zum Eigentum. Die letztere wurde in ihrer Eigenart durch die Vandalen kaum beeinflußt, und wenn eine Vermischung zwischen den beiden oder genauer den

drei verschiedenen Elementen in der Zeit stattgefunden hat, so ist solche doch nur in einem ganz geringen Maße erfolgt.

Unter der Regierung der letzten schwachen Könige wurden die Berberstämme in den Bergen übermütiger und drängten mit schwerer Wucht die Insassen des Kulturlandes von ihren Hufen und Höfen der Küste zu. Das durch ein üppiges, ausschweifendes Leben unter einem heißen, ungewohnten Klima verweichlichte Vandalenvolk erlag dem von Byzanz gegen ihn geführten Stoße nach einer hundertjährigen Herrschaft in Afrika, und die vandalische Nation verschwand, ohne eine merkliche Spur zu hinterlassen.

Dieses plötzliche Erlöschen einer ganzen Nation wird uns leichter erklärlich, wenn wir bedenken, daß ein großer Teil des vandalischen Volkes bereits durch die vielen Garnisonen, welche in den ausgedehnten eroberten Landen, Tripolitanien, Mauritanien, Sicilien und Illyrien, unterhalten werden mußten, zersplittert war. Die Truppen, welche in Afrika gefochten hatten, waren gefallen oder gefangen nach Byzanz geführt worden, wo sie dem kaiserlichen Heere einverleibt wurden, der Rest des Volkes aber verstreute sich über das Reich, nur wenige Vandalen verblieben im Karthagerlande.

Die byzantinische Herrschaft, welche der vandalischen folgte, war eine überaus schlaffe und energielose, die kaiserlichen Statthalter begnügten sich, den Küstenrand und einige befestigte Plätze im Inneren des Landes besetzt zu halten, und mit Fanatismus und Grausamkeit geführte Glaubenskämpfe zerrissen das Land. Während dieser inneren Wirren stiegen die Berber in stetig wachsenden Scharen von ihren Bergen zu Thal und nahmen wieder mühelos Besitz von dem alten Erbe ihres Stammes.

Währenddem zuckten im fernen Osten die ersten Strahlen einer religiösen Bewegung auf, welche für ganz Nordafrika von der erschütterndsten Bedeutung werden, die alten Ein-

richtungen umstürzen und Land und Volk ein neues, eigenartiges Gepräge aufdrücken sollte.

Mohammed, der Stifter einer neuen, dem sinnlichen Typus seines Stammes angeformten Religion, war im Jahre 632 gestorben, und die Khalifen, seine Nachfolger, trugen im Djihâd, dem heiligen Glaubenskriege, nach der Eroberung von Syrien, Palästina und Mesopotamien Halbmond und Banner des Propheten in die Lande jenseits des Roten Meeres.

640 wurde Ägypten erobert, zwei Jahre später Tripolis im Sturm genommen und im Jahre 647 ritt die Vorhut des arabischen Heeres in die Provinz Afrika ein. Rauchende Weiler und Gehöfte bezeichneten den Weg, den sie genommen, und mit blutigem Säbel in der Faust suchten die wilden Glaubensstreiter die Lehre ihres Propheten zu verbreiten.

Dem Ansturm einer rüstigen Reiterschar vermochten die entnervten Byzantiner nicht Widerstand zu leisten und mußten, von den wankelmütigen Berbern im Stich gelassen, nach der Niederlage und dem Tode ihres Patriarchen Gregorios den nachstürmenden Araberhorden Stellung auf Stellung räumen, bis sie hinter den festen Mauern Karthagos einen sicheren Schutz fanden.

Wiewohl die Araber sich nach diesem ersten Vorstoß unter Auferlegung einer hohen Kriegssteuer wieder nach Osten zurückzogen, so war das Karthagerland doch für Christentum und abendländische Kultur verloren. Okba Ben Nafa kehrte im Jahre 669 mit einer starken Macht nach Ifriķîya zurück, gründete Ķairuân und führte seine siegreichen Scharen bis nach Marokko. Zu wiederholten Malen und nicht ohne einen augenblicklichen Erfolg erhoben die Berber unter Ķosseïla und der Prophetin Damîa Bent Tabeta Ben Nefak ihr Haupt, doch die stets von Osten her unterstützten Araberheere blieben Sieger und die Islamisierung des Berberlandes wurde unaufhaltsam durchgeführt.

Diese erste Eroberung des nordafrikanischen Westens (Maġreb) durch die Araber ist mehr als eine religiöse und militärische zu bezeichnen; die Lehre des Propheten war überall verbreitet worden, die Zügel der Regierung lagen in den Händen arabischer Statthalter, und eine arabische Besatzung sicherte deren Machtstellung. Dennoch war die berberische Landbevölkerung und insonderheit die Nomadenstämme verhältnismäßig wenig von der großen Bewegung berührt worden. Der anfangs gewaltsam niedergedrückte Einfluß der Berber erstarkte immer mehr, die arabischen Elemente wurden von der lebenskräftigeren Rasse absorbiert, und schließlich stieg nach der Regierung der Aġlabiten und Fatimiden ein Geschlecht aus dem berberischen Stamme der Senhadja, die Sireïden (Ziriden) auf den Thron.

Mit mißgünstigen Augen hatten die Khalîfen von Ägypten die Entwickelung der Verhältnisse im Maġreb und das Wachstum der berberischen Macht beobachtet. Eine treffliche Gelegenheit, die Oberhoheit über die afrikanischen Provinzen wiederzugewinnen und gleichzeitig das eigene Land von einer schweren Plage zu befreien, sollte sich dem fatimidischen Khalîfen El Mostançer in aller Kürze bieten.

In den weiten, öden Ebenen, welche sich von Palästina bis nach Yemen erstrecken, saß eine Anzahl arabischer, dem maaditischen Zweige angehöriger Stämme, welche sich durch Unbotmäßigkeit, Raubsucht und Treulosigkeit einen traurigen Ruf im Reiche der Khalîfen erworben und den Beherrschern desselben häufige Widerwärtigkeiten, selbst Gefahren bereitet hatten. Die wildesten und ruchlosesten unter diesem räuberischen Gesindel der Wüste waren die Glieder der Familie Moder, die Ulâd Ḥilal und Ulâd Soleïm, welche später allgemein unter dem Namen Ulâd Ḥilal zusammengefaßt werden.

Diese reizte der Khalif auf Anraten seines Veziers El Yasûri unter den verlockendsten Vorspiegelungen der unermeßlichen Siegesbeute, welche sie finden würden, einen Glaubenskrieg gegen den abtrünnigen Mağreb zu unternehmen. Mit Weib und Kind, mit Habe und Herden zogen die Ulâd Ḥilal um das Jahr 1050 über den Nil gen Westen und brachen wie ein dichter Schwarm unersättlicher Wanderheuschrecken mordend und sengend in Afrika ein.

War die erste arabische Eroberung des Mağreb nur eine äußerliche geblieben, so führte die ḥilalische Invasion, welche ganze Volksstämme ins Land warf, eine innigere Vermischung mit der berberischen Landbevölkerung, als sie bisher stattgefunden hatte, herbei. Um diese Zeit nahm die Völkerkarte von Ifriḳîya die Gestalt an, in welcher sie mit geringen Änderungen bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist.

In den meisten Gegenden der heutigen Regentschaft Tunis fand eine vielfache Verschmelzung der Araber mit den berberischen Nomaden statt, bei welcher die ersteren jedoch an Zahl den letzteren bedeutend unterlegen waren. Trotzdem übte das arabische Element einen so stark zersetzenden Einfluß aus, daß die meisten Berberstämme Glauben und Sitte, Tracht und Sprache der fremden Eindringlinge annahmen und allmählich die Erinnerung an ihren Ursprung vergaßen.

Hierzu trat, daß viele Berberhäuptlinge sich mit arabischen Familien verschwägerten, um die auch in der weiblichen Linie erbliche Würde eines Sherif, des einzigen unter den Moslemîn gültigen Adels, für sich und ihre Nachkommen zu erwerben. Eine Anzahl von Legenden und Sagen, die sich von Mund zu Mund überliefert haben, bezeichnet heute Stämme arabischen Ursprunges, welche in Wirklichkeit berberischer Abstammung sind und sich nur mit wenigen arabischen Familien vermischt haben; die Geschichte der letzteren ist be-



wahrt geblieben, das Bewußtsein der eigenen Vergangenheit dagegen völlig verwischt worden.

Eine weitere Verschiebung in den Verhältnissen erfolgte durch die Gründung neuer Volksgruppen, welche aus dem äußersten Maġreb (Marokko und dem westlichen Algerien) kommende Heilige, Marâbuts, vom 14. bis zum 18. Jahrhundert um sich scharten. Die auf diese Weise gebildeten Stämme nahmen meist den Namen ihres Gründers an und so entstanden in Ifriķîya die Mehedba, die Ulâd Sidi El Ḥâni, die Ulâd Bû Ġânem, die Ulâd Amdûn, die Ulâd Bû Salêm und viele andere.

Als Stämme rein arabischer Abkunft möchte ich nur einige wenige Gruppen betrachten. Die Ulâd Rîaḥ und die diesen nahe verwandten Ulâd Sa'îd in den Thälern und Ebenen um den Stock des Zaġuângebirges, die Ulâd Suaſſi in der Steppe östlich der Sebkha Sîdi El Ḥâni und die große Familie der Ulâd Ḥamâmma im Norden der Shottbecken, zu denen sich noch der kleine Stamm der Ulâd Ya'gûb am Rande der Saḥara gesellt. Die Ulâd Ḥamâmma zerfallen in zwei größere Gruppen, in die vom Sohne des Gründers abstammenden Ulâd Ma'âmar, Ulâd 'Azîs und Ulâd Selâma und in die Nachkommen Raduâns, eines Sohnes der Tochter Ḥamâmmas, die Ulâd Arûa, Ulâd Messaûd, Ulâd Ḥorshân, Duâli und Ulâd M'bârek.

Während die Römer in der Urbevölkerung Nordafrikas nur eine Anzahl unzusammenhängender, vielnamiger Stämme erblickt hatten, erkannten die Araber sofort mit scharfem Blick, daß sie es im Maġreb mit den Angehörigen einer einzigen, großen Rasse zu thun hatten, welche zwar in mehrere Abteilungen zerfiel, aber doch durch gemeinsame Beziehungen innerlich verbunden war. Die drei Hauptgruppen derselben bilden die Luâta, die Libyer der Alten, im Osten, die Sanhaga, die ehemaligen Gätuler und Mauritanier, im

Westen und Süden, und die Senâta, eine scheinbar später entstandene Gruppe auf der Scheide zwischen der Sahara und den Hochebenen des Atlas.

Durch die hilalische Invasion hat die Hauptmasse der berberischen Bevölkerung ihre Blutreinheit verloren, und fast ganz Ifrikîya ist arabisches Sprachgebiet geworden. Nur auf den Hängen schwer zugänglicher Bergzüge hat sich die Berberrasse rein zu erhalten vermocht, und so finden wir außer zwei größeren Gruppen eine Menge kleinerer berberischer Siedelungen über das ganze Land verstreut, deren meist feste Wohnsitze burgartig auf steilen, schroffen Felskuppen angelegt sind.

In dem felsigen Küstengebiete zwischen Bizerte und Tabarka sitzen die Stämme der Mogod, Mekna und Atatfa, welche letztere mit den Tademaka und der Mischbevölkerung der Sellûl die Konglomeration der berüchtigten Khumeîr (Krumir) bilden. In Mitteltunesien finden wir einige weitere berberische Enklaven, das Gebiet der Uartân, das Gebirgsland des Djebel Bargu und die Hochebene von Kessera. Als wirklich geschlossene Masse aber treten berberische Völkerschaften erst im Süden in den Gebieten um die Shotts herum auf. Nördlich der großen Salzlagunen sitzen die Senêd und 'Aiayscha und südlich derselben die Benî Sîd, die Matmâta (meist Troglodyten), die große Nomadenfamilie der Urgämma in der Vorwüste, die 'Akkara an der Küste und schließlich die Bewohner der Insel Djerba, die alten Lotophagen.

Die Nefzâua, westlich der Matmâta, und die sedentäre Bevölkerung der Oasen um den Rand des großen Shott El Djerîd (Tôzer, Nafta, El Hamma, El Udiân u. a.) sind vorwiegend luatische Berber, welche sich stark mit äthiopischem Blute vermischt haben. Bei den nördlichen Berberstämmen ist das eigene Idiom gänzlich verloren gegangen, und nur die südliche Gruppe hat sich dasselbe z. T. zu erhalten vermocht.

Bevor wir die Übersicht über die Elemente, welche die mosleminische Bevölkerung Tunesiens bilden, abschließen können, müssen wir noch die Entwickelung derjenigen Mischrasse verfolgen, welche uns zuerst unter dem Namen Libophöniken als eine Verbindung von Berbern und Semiten entgegentrat und dann romanisiert den größten Teil des fruchtbaren Flachlandes und des Tell besiedelt hatte. Wie wir gesehen haben, wurde schon unter der Herrschaft der letzten Vandalenkönige dieses arbeitsame und geistig hoch entwickelte Volk durch die sich von neuem ausbreitenden Berberstämme der Berge aus seinen Sitzen im Tell vertrieben und gegen die Küste gedrängt. Die arabische Invasion beschleunigte diesen Prozeß und räumte mit blutiger Hand unter den im Inneren des Landes noch Widerstand leistenden Kolonien auf.

So finden wir denn schließlich diese Bevölkerung eng zusammengepreßt in dem Küstengebiete zwischen Bizerte und Tunis, am Unterlauf des Ued Medjerda, am Ostgestade der Halbinsel Dakhela, im Saheldistrikte und um einzelne befestigte Städte geschart. Die Araber haben sich vielfach mit ihr vermischt, dieselbe zum Islam bekehrt, und aus dieser Verschmelzung ist ein neues Volk, die Mauren, entstanden, welches durch seine Eigenschaften berechtigt war, eine hervorragende und einflußreiche Stellung in der Geschichte Nordafrikas einzunehmen.

Ifriḳîya mit Ḳairuân und Tunis wurde durch die Mauren zum Hort morgenländischer Wissenschaft und Künste; aus diesem Volke gingen die großen, mosleminischen Gelehrten, Dichter, Ärzte und Astronomen hervor, deren Lehren eine weite Verbreitung im Morgen- und Abendlande fanden, und maurische Baumeister schufen die herrlichen, unvergleichlich schönen Werke im Maġreb, Spanien und Sicilien. Die Mauren waren gewandte Handwerker und betrieben einen weit ausgedehnten

Maure.



Albert phot.

Maure.

Handel, der sie in eine nahe Berührung mit den das Mittelmeer befahrenden europäischen Nationen brachte.

Einen neuen Zuwachs erhielten die tunesischen Mauren durch die im Jahre 1492 aus Spanien vertriebenen Andalusier (El Andalûs oder auch Landalûs), welche sich besonders in Nordtunesien, in der Hauptstadt, dessen Umgebung und im Thal des Ued Medjerda niederließen und sich mit großem Eifer dem Gartenbau widmeten. Die Andalusier gründeten mehrere Kolonieen: Teburba, Medjez El Bâb, Solimân, Niânû, Belli u. a., und die Bewohner derselben zeichnen sich noch heute durch die Kultur ihrer Fruchtbaumgärten, in denen Citronen, Orangen, Mandarinen, Granatäpfel, Feigen, Maulbeeren u. s. w. reifen, rühmlichst aus.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geriet ein großer Teil der maurischen Bevölkerung unter den Einfluß der Spanier, welche einen Küstenstreifen und besonders die befestigten Plätze besetzt hielten. Auf die Spanier folgten 1574 die Türken, welche nunmehr ihre Herrschaft über den gesamten Magreb ausdehnten; aus der Vermischung dieser mit den Mauren entstanden die Kuruglis, welche besonders in Tunis recht zahlreich die Stelle der von hier fast ganz verschwundenen Türken einnehmen und mit Vorliebe eine Anstellung im Staatsdienste erstreben.

Ein weiterer Zufluß fremder Elemente wurde den Mauren durch den bis zum Anfang dieses Jahrhunderts lebhaft betriebenen Raub und Handel mit Christensklaven und den bis zur Jetztzeit, wenn auch nur im Geheimen, fortwährenden Kauf von schwarzen Sklaven aus dem Sudân zugeführt. Christliche Frauen und Mädchen wurden recht häufig in die Harems der Mauren gebracht und die mit ihnen gezeugten Kinder vermischten sich wieder mit dem maurischen Volke. So ist z. B. die gegenwärtig in Tunesien herrschende Dynastie

der Husseïniten fast als europäischen Ursprunges zu bezeichnen.

Ein gegen Ende des 17. Jahrhunderts als Sklave in Tunis verkaufter Korse, dessen Familienname verloren gegangen ist, erwarb sich das Wohlwollen des regierenden Beys, trat zum Islam über und errang eine hohe Ehrenstellung. Sein aus einer Ehe mit einer Maurin hervorgegangener Sohn Hussein Ben 'Alî wurde nach dem Sturze des Bey von den tunesischen Truppen zum Herrscher ausgerufen; seine rechtgläubigen Frauen blieben kinderlos, und nur eine Christensklavin, eine bildschöne, junge Genueserin, gebar ihm drei Söhne, von denen später zwei den Thron bestiegen.

In Tunis und den Küstenstädten des Sahelgebietes begegnet man oft auch Mauren, die voll und ganz einen europäischen Typus besitzen und eine arabische oder türkische Abstammung auf das entschiedenste leugnen. Von der Küste aus sind die Mauren hin und wieder weiter ins Innere vorgedrungen, wo sie meist auf den Stadtstellen alter römischer Kolonieen ihre Niederlassungen gegründet haben.

Die gesamten übrigen, vorwiegend nomadischen Stämme der Regentschaft Tunis, außer den rein berberischen, arabischen oder maurischen Elementen, deren Sitze im vorstehenden näher gekennzeichnet worden sind, dürften mit Fug und Recht als eine aus Berbern und Arabern hervorgegangene Mischbevölkerung zu bezeichnen sein. Einer späteren Forschung bleibt es vorbehalten, die Grenzlinien zwischen den einzelnen Rassen auf der beigefügten Kartenskizze, welche nur einen ersten Versuch einer graphischen Darstellung der Bevölkerungselemente in Tunesien bilden soll und kann, schärfer auszuziehen.

Um ein übersichtliches Bild der gegenwärtigen ethno-graphischen Verhältnisse zu geben, habe ich es absichtlich unterlassen, kleinere versprengte Familien einzuzeichnen und auch vorgezogen,

Stämme, deren Abstammung mir nicht ganz sicher zu sein schien, der Mischbevölkerung zuzuteilen, welches Verfahren in den meisten Fällen auch das zutreffende gewesen sein wird.

Als ein weiteres wichtiges Bevölkerungselement sind die Juden zu nennen, die sich fast durchweg in den volkreicheren Küstenstädten niedergelassen haben und erst in verhältnismäßig junger Zeit in die weiter landeinwärts gelegenen Siedelungen vorgedrungen sind.

Schon in frühen Zeiten erfolgte ein Eindringen des jüdischen Volkselementes in die von berberischen Völkern bewohnten Südgestade des Mittelmeeres. Die erste Einwanderung, welche sich wohl nur bis in die Gebiete der späteren Cyrenaika und Tripolitaniens erstreckte, mag während des Aufenthaltes der Kinder Israels in Ägypten erfolgt sein, mit größter Sicherheit lassen sich aber semitische Zuzüge nach der Vernichtung des Zehnstämmereiches, welche in den Kolonieen der ihnen stammverwandten Phönikier angesiedelt wurden, vermuten.

Die Zerstreuung der Juden nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus führte einen nicht geringen Teil derselben an die afrikanischen Gestade, wo dieselben bald große Gemeinden bildeten und in der Cyrenaika selbst soweit erstarkten, daß die römischen Kaiser mehrfach gezwungen waren, starke Heeresabteilungen gegen die aufsässigen Juden zu entsenden, die sogar einmal den römischen Legaten schmählich in die Flucht schlugen und seine Truppen aufrieben.

Waren die Juden auch schon unter den christlichen Kaisern manchen Verfolgungen ausgesetzt gewesen, so wurde ihr Los doch ein wahrhaft jammervolles, als die Araber die Herren des Magreb geworden waren. Die Verachtung, welche im Korân gegen die Juden ausgedrückt ist, hielt sie während langer Jahrhunderte in Nordafrika in einem Verhältnisse



drückender Hörigkeit und Rechtlosigkeit, aus der sie erst zum Teil in unserer Zeit erlöst worden sind. Besonders hart wurden sie aber von den Türken behandelt, die einen noch größeren Haß, als die mit den Juden immerhin noch stammverwandten Araber gegen sie zur Schau trugen und sie den drückendsten und demütigendsten Strafen unterwarfen.

Die Juden mußten in einem Ghetto wohnen, dessen Thore bei Sonnenuntergang geschlossen wurden. Kein Israelit durfte sich der arabischen Schrift bedienen, damit die heilige Sprache, in der Mohammed seine Lehre verkündet und der Korân verfaßt war, nicht geschändet würde, auch mußten sie ihre Schuhe ablegen, wenn sie ihr Weg in die Nähe einer Moschee oder eines geweihten Ortes führte. Auf Reisen war ihnen nur die Benutzung von Eseln und Maultieren gestattet und ihnen bei strenger Strafe verboten, ein Pferd zu besteigen, da dieses Tier als zu edel und nur eines freien Mannes würdig betrachtet wurde. Sie durften sich keinem Brunnen nähern, aus dem ein Moslem trank, oder sich in dessen Gegenwart niedersetzen. Sie mußten ihm im Gegenteil unterwürfig jeden Dienst leisten, den er von ihnen forderte, ohne das Recht, den geringsten Lohn dafür zu fordern.

Die Kinder verhöhnten und das Volk prügelte die Juden bei jeder Gelegenheit, und dem kühnen Frevler, der sich dagegen wehrte, wurde die Hand abgeschlagen. Während die moslemischen Frauen die Straße dicht verschleiert betraten, durften die Jüdinnen den Schleier nur über eine Hälfte des Gesichtes ziehen, welche Sitte sich in vielen Ländern bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wiewohl sie heute von dieser Vorschrift befreit sind. Die jüdischen Gemeinden mußten ihren Herren ein hohes Schutzgeld (djezîah) zahlen; so hatte z. B. die etwa 8000 Köpfe zählende Judenschaft von Alger im Anfange dieses Jahrhunderts eine wöchentliche Steuer von 2000





Albert phot.

Maurin auf der Straße.

Piastern zu entrichten und mußte an den mosleminischen Festtagen noch besondere Abgaben leisten.

Die Juden waren gewissermaßen Eigentum des Staates, und keiner von ihnen durfte die Grenze desselben überschreiten, ohne eine seinen Verhältnissen entsprechende Summe als Sicherstellung seiner Rückkehr zu hinterlegen. Trotz der schweren Demütigungen und der harten Knechtschaft, unter der sie seufzten, verließen die Juden die nordafrikanischen Länder doch nicht, denn diese bildeten für sie einen goldenen Boden reichlichen Gewinnes, nach dem die Kinder Israels so heiß streben. Sie gestanden freimütig selbst den Grund ein: „Es ist wahr, unser Leiden ist groß, aber unser Gewinn auch desto größer!"

Türken und Araber waren schlechte Geschäftsleute, der gesamte Handel und auch die Industrie, soweit man von dieser in ihrer primitiven Form sprechen kann, lagen fast ausschließlich in den Händen der Juden, die bei ihrem scharf ausgeprägten Geschäftssinn stets ihren Vorteil zu finden wußten. Sie waren die unvermeidlichen Zwischenpersonen bei jedem Kauf und Verkauf, der in Nordafrika abgeschlossen wurde, und sind es bis in die Gegenwart geblieben.

Während die Juden in Ägypten im Vergleich nur wenig zahlreich sind, besitzen sie in den Küstenstädten von der Cyrenaika bis nach Marokko recht ansehnliche Kolonieen und bilden z. B. in der Stadt Tunis etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung.

In Tunesien wurden die Juden unter dem aufgeklärten und liberalen Bey Ahmed (1837—1855) emanzipiert, außerdem stellte sich eine größere Anzahl unter den Schutz der europäischen Konsulate (besonders Italiens) und entzog sich so der beylikalischen Jurisdiktion, die in früheren Zeiten manchmal recht willkürlich gehandhabt wurde. Noch im Jahre 1868 konnten nicht weniger als 17 Israeliten in Tunis auf offener Straße ermordet werden, ohne daß man jemals ihre

Mörder bestraft hat, ungeachtet mehrere der Polizei wohlbekannt waren.*)

Wie fast alle über den Erdball verstreuten Juden die Sprache desjenigen Volkes, unter dem sie leben, als Verkehrssprache angenommen haben, so bedienen sich die tunesischen Israeliten allgemein der arabischen Sprache, die sie im brieflichen Verkehr aber mit hebräischer Kursivschrift schreiben. Der Gebrauch der hebräischen Sprache ist auf den religiösen Kult beschränkt, die meisten Juden lernen zwar die vorgeschriebenen Gebete in den Schulen auswendig, plappern dieselben aber, ohne deren Sinn zu verstehen, mechanisch her; nur wenige unter ihnen, die dann sofort in den vornehmen Geruch hoher Gelehrsamkeit kommen, haben sich eine eingehendere Kenntnis der Sprache ihrer Stammväter erworben und sind tiefer in den Geist derselben eingedrungen.

Den altafrikanischen Juden stehen jüngere Einwanderer gegenüber, die aus Spanien und Livorno gekommen sind und Gurni (aus Livorno verderbt) genannt werden. Gleich den Alteingesessenen haben auch die jüngeren Ankömmlinge Tracht, Sitte und Sprache der neuen Heimat mit leichter Assimilationsgabe angenommen. Die letzteren sind in ihrer Anschauung freisinniger, als die Altafrikaner, die streng nach den Gesetzen des Talmud leben und sich fanatisch gegen das Eindringen abendländischer Zivilisation abschließen.

Während die europäischen Juden gewöhnlich jede körperlich anstrengende Beschäftigung fliehen, hat ein Teil ihrer nordafrikanischen Glaubensgenossen sich dem Handwerk gewidmet und gewinnt in ehrlicher Arbeit ein ehrliches Brot. In den Bazaren findet man sie vielfach als Schneider, Schuhmacher, Glaser, Metall- und Goldarbeiter thätig und bei fleißiger Arbeit

*) v. Maltzan, Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis, Leipzig 1870. Bd. II., S. 430.

haben dieselben oft einen nicht geringen Grad von Geschicklichkeit im Gebrauch ihrer primitiven Werkzeuge erworben. Andere sind Seifensieder, Stubenmaler, Weißtüncher oder bearbeiten bei festlichen Gelegenheiten in einer ohrenzerreißenden Weise als Musikanten Geige, Klarinette und Tamburin, auch jüdische Köche und Kutscher sind in den Küstenstädten eine häufige Erscheinung.

Die jüdischen Gemeinden schließen sich ineinander eng zusammen und bilden eine festgefügte Phalanx gegen die sie umgebende Welt der Ungläubigen. Der Rabbiner besitzt eine fast unumschränkte Macht über die Angehörigen seiner Synagoge, er verhängt Strafen, von leichter Geldbuße bis zum Bannfluch und sorgt aus den in die Kasse der Gemeinde einfließenden Geldern in der umfassendsten Weise für notleidende Genossen. Ein Jude wird nie in Not und Elend verkommen, er findet einen starken Stützpunkt in seiner Gemeinde, die ihm durch Gewährung von Mitteln, Kredit und Empfehlungen wieder die Wege öffnet, ein neues Geschäft beginnen zu können.

Der jüngste Bevölkerungsteil auf tunesischem Boden sind die Angehörigen verschiedener europäischer, vorwiegend romanischer Nationen, die sich zunächst gleich den Juden fast ausschließlich in den Küstenplätzen und vor allem in der Hauptstadt selbst angesiedelt haben. Manche Familien sind seit langen Generationen im Lande ansässig und sind in ihren Anschauungen, Sitten und Bräuchen fast vollständig zu Orientalen geworden, von denen sie sich nur durch ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und durch eine eitele Nachäffung der letzten Pariser Mode in ihrer Kleidung unterscheiden.

Die ersten Ansiedler waren meist Sicilianer und Malteser, die von ihren nahe gelegenen Inseln aus das afrikanische Gestade aufgesucht hatten, zu diesen gesellten sich dann noch einzelne Griechen, die von ihrem regen Handelsgeist bekanntlich in die fernsten Teile der Erde geführt werden. Bis zur

französischen Okkupation war das Italienische die allgemeine Verkehrssprache der Fremden in der Regentschaft, nach 1881, als ein starkes Hereinfluten des französischen Elementes begann, wurde es durch das Französische abgelöst, das seit jener Zeit auch als offizielle Gerichtssprache eingeführt wurde.

Eine Verschmelzung der verschiedenen Elemente ist bis jetzt noch nicht eingetreten und wird auch in absehbarer Zeit kaum stattfinden, denn die religiösen Gegensätze schaffen unüberbrückbare Hindernisse. Nur innerhalb der mosleminischen Gemeinde vollzieht sich ein stetig fortschreitender Amalgamierungsprozeß, ob hierbei das berberische Element sich mit der gleichen Stärke hindurchringt und eine aufsaugende Kraft zeigt, wie dies in Algerien deutlich zu beobachten ist, kann hier nicht mit gleicher Sicherheit behauptet werden, denn die Verhältnisse in Tunesien sind, wie oben näher ausgeführt, zu sehr verwischt. Immerhin liegt die Vermutung nahe, daß wir es hier mit einem Analogon zu thun haben.

Besiedelung.

Die Bevölkerung der Regentschaft zerfällt in eine seßhafte und eine nomadisierende; erstere wohnt in Dörfern und Städten, letztere in Zelten und Hütten. Äußere Umstände veranlaßten manchmal eine vagierende Bevölkerung, feste Plätze innerhalb ihres Wandergebietes anzulegen, so bauten z. B. die Berber des Südens, um die eingeheimsten Getreidevorräte vor dem Einfall räuberischer Nachbarn zu schützen, ihre Kçûr, andererseits entstanden inmitten einer nomadischen Bevölkerung an den Brennpunkten des Verkehrs häufig kleinere und größere Marktflecken, in denen sich ein seßhaftes, handel- und gewerbetreibendes Bürgertum niederließ, das meist durch Zuzug vom flachen Lande eine Verstärkung erhielt.

Die günstige Lage an einer zweifachen Küste läßt es natürlich erscheinen, daß sich die größte Volksdichte am Küstensaum entwickelte und daß hier die größten Siedelungen entstanden. So finden wir die stärkste Verdichtung in dem durch natürliche Begabung und örtliche Lage begünstigten Distrikte von Tunis (67) und auf dem durch seine insulare Abgeschlossenheit bevorzugten Djerba (69,75) [Oberösterreich 65,9]. Die übrigen Landstriche treten hinter so hohen Ziffern weit zurück, immer aber noch sind es Küstenstriche, die eine relativ dichtere Besiedelung zeigen, der Bezirk von Bizerte (26) und das Sahelgebiet der Ostküste (25) [Salzburg 25,1]; an diese schließt sich nahe des Belad El Djerîd mit seinen Palmenoasen an (23,4). Die mittlere Volksdichte der Regentschaft (13) überschreiten nur noch die Bezirke von Beja (20), Nâbil (20), Maḳtar (17) und Sûḳ El Arba (17); das Commandement militaire von Tunis weist die Mittelzahl (13) auf, während die übrigen Kantone weit hinter dieser zurückbleiben: Sfax (9), Zaġuân (7), Kef (7), Ḳairuân (6,4), Comm. milit. von Sousse (2), Comm. milit. von Gafça (1,8) und schließlich das Comm. milit. von Gabes (1).

Aus den vorstehend genannten Ziffern ist schon deutlich sichtbar, wo eine dichter gedrängte seßhafte und eine locker verstreute vagierende Bevölkerung vorwiegend ist.

Die Stadtsiedelungen, die teilweise festungsartig mit Mauern und Bastionen bewehrt sind, finden sich vorzugsweise im Küstensaume, wo ein lebhafter Handel größere, fest gegliederte Gemeinwesen entstehen ließ. Den ersten Platz nimmt die Hauptstadt Tunis mit einer Bevölkerung von etwa 150000 Einwohnern ein, dieser folgen Sfax mit ca. 30000 E., Ḳairuân mit ca. 22000 E. und Sousse mit ca. 16000 E.; sämtliche übrige Ortschaften haben bis jetzt eine Größe von 10000 noch nicht zu erreichen vermocht. Zehn Plätze haben eine Be-



völkerung von 5 bis 10000 E.; Nefta 9500 E., Mſâken 9100 E., Tôzer 8980 E., Nâbil 8370 E., Muḳnîn 6450 E., Ḳelîbia 6350 E., Mehedîa 6300 E., Monaſtîr 5900 E., Ḳurba 5500 E. und Bizerte 5000 E.

Von den übrigen kleineren Städten und Marktflecken ſeien hier nur noch die wichtigſten genannt: El Udiân 4600 E., Ḳçurſef 4360 E., Djemmal 4100 E., Kef 4000 E., Beja 3600 E., Gafça 3500 E., Solimân 3200 E., La Goulette 3000 E., Ḳeſſera 2230 E. und El Djem 2000 E.

Unzweifelhaft iſt die Bevölkerung der Regentſchaft jetzt in ſteter Zunahme begriffen, von Europa erfolgt ein ſtarker Zuzug an Koloniſten, und die geordneten Staatsverhältniſſe, ſowie die infolgedeſſen geſundenden ſozialen Zuſtände werden nicht verfehlen einen fördernden Einfluß auch auf die Vermehrung der zwar Jahrhunderte lang ausgeſogenen und in das Elend niedergedrückten, jedoch im Kern kräftigen und lebensfähigen eingeborenen Bevölkerung auszuüben. Eine elende, ruchloſe Paſchawirtſchaft und ein rückſichtsloſes Anziehen der Steuerſchraube haben an dem ſchönen Lande arg geſündigt, und die einſt blühende römiſche Provinz iſt zu einer mit Trümmern bedeckten Steppe geworden. Doch der Boden beſitzt eine unverwüſtliche Lebenskraft, und bewundernswert ſind die Fortſchritte in kultureller Hinſicht während der letzten 12 Jahre. Schon heute ſteht die Regentſchaft mit ihren Erzeugniſſen ebenbürtig neben dem benachbarten, bereits ſeit 60 Jahren durch Frankreich koloniſierten Algerien, die jämmerlich zerrütteten Finanzen ſind geordnet, und in wenigen Jahrzehnten wird Tuneſien das Nachbarland, mit dem es ſeit alten Zeiten im Wettſtreite lag, weit überflügelt haben.

Lippert u. Co. (G. Pätz'ſche Buchdruckerei), Naumburg a. S.

Ethnographische Übersichtskarte zu Fitzner, Die Regentschaft Tunis.

